P.o.germ.
1909
w-3

o. germ. w/3 1909-(3 Lubojatzky

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

22228.
dpl

Katharina II.

die Semiramis des Nordens.

(Aus dem Tagebuche einer polnischen Familie.)

Historischer Roman in drei Theilen

von

Fr. Lubojatzky.

Dritter Theil.

Des weißen Adlers Untergang.

Motto: Ach, armes Land.
Es schaudert vor sich selbst zurück. Nicht unser
Geburtsland, unser Grab nur kann man's nennen.
(Aus Macbeth: 4. Act, 6. Scene.)

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.

1856.

Lindauer Bibliothek
Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Tiefe Stille folgte, nachdem die beiden vorgeführten Gefangenen im Saale, dessen Thür wieder geschlossen worden war, sich befanden.

„Euer Name?“ fragte der General-Procurator.

„Martin v. Lukowsky.“

„Und der Eure?“

„Adam Stiaska.“

„Kennt Ihr das Verbrechen, wegen welchem Ihr hier vor uns steht?“

„Nein, mein Herr, ich bin mir keines bewußt, es müßte denn sein, daß ich ein Pole bin,“ war Herrn Martin's Antwort.

„Auch Ihr wißt die Ursache nicht, weshalb man Euch einen sichern Aufenthalt in dieser Festung anwies?“

„Nein,“ antwortete Adam mit einer Unsicherheit im Tone, welche wohl errathen ließ, daß er, wenn auch keine Ueberzeugung, doch eine Vermuthung des Grundes seiner Gefangenschaft habe.

„So lest ihnen die Anklage vor, Herr Unterintendant.“

Makarow kam der Aufforderung nach, und der Inhalt des abgelesenen Schriftstückes ergab, daß der von Adam geschriebene, dem Maler Julian übergebene Brief an Herrn von Lukowsky, da man sogleich nach jenem Ereigniß in der Datscha Galizin's Beschlag auf Julian's Sachen gelegt, unter dessen Papieren gefunden worden war. Adam hatte in diesem Briefe Alles, was sich auf den Einfall der russischen Truppen in Polen bezog, mit strenger Genauigkeit angegeben, zugleich eine ausführliche Namensliste jener Polen beigefügt, welche zu Potoki's Partei gehörten und Verhaltungsbefehle von Petersburg aus erhalten hatten, wie sie während des Russen-Einfalls verschiedentlich im Lande zum Sturze der Verfassung und zum Anschluß an die Conföderation wirken sollten. Wären diese sehr genauen Angaben zur rechten Zeit zur Kenntniß der Patrioten gelangt, so hätte es sich wol ereignen können, daß sich der Ausgang des russischen Einbruchs in Polen, welcher durch gar keinen rechtlichen Grund motivirt war, als ein ganz anderer herausgestellt haben würde.

Adam läugnete nicht, daß er diesen Brief geschrieben.

„Ihr standet also mit diesem Menschen in geheimer Verbindung?“ fragte Samoilow.

„In keiner, mein Herr,“ antwortete Herr Martin. „Laßt ihn antworten, wie er dazu kam, mich mit solcher Vertraulichkeit auszuzeichnen, da ich mich deutlich erinnere, daß ich, als er mir eine solche Geheim-Correspondenz

an jenem Tage, wo ich ihn zum ersten und zugleich zum letzten Male gesehen habe, anbot, ihm die abweisende Antwort gab, ich sei zu alt zum Complotiren."

„Ihr habt ihn nur einmal gesehen und gesprochen?" fragte Samoilow, „und bei welcher Gelegenheit?"

Herr Martin berichtete Alles die Frage Bezügliche.

Der General-Procurator forderte Adam Stiaska auf, ein klares Geständniß abzulegen.

„Es ist traurig, daß man mich erst jetzt darum fragt, nachdem ich einige Monate bereits im Kerker zugebracht habe. Ich würde vor Wochen eben so wenig geläugnet haben, wie heute, warum ich diesen Brief schrieb; aber es ist die barbarische Sitte bei Euch, die Leute erst zu verurtheilen und dann ihre Thaten zu untersuchen," gab Adam bitter zur Antwort.

„Schweigt von solchen ungegründeten Beschuldigungen!" befahl der General-Procurator streng. „Nur auf Das, was Ihr gefragt werdet, habt Ihr zu antworten."

Adam Stiaska entwarf eine Schilderung des tiefen Abscheues, den er über den Verrath seines Herrn, des Grafen Potoki und dessen Genossen gegen Polen empfunden und wie er vergebens auf Mittel gesonnen habe, denselben zu vereiteln. „Meine Stellung als Secretair des Grafen machte mir jede Annäherung an Patrioten unmöglich," fuhr er fort. „Wer hätte mir vertrauen, in mir nicht einen Horcher, einen Spion muthmaßen sollen, da ich im

Dienste Potoki's stand? Diese Ueberzeugung wurde mir besonders durch Herrn von Lukowsky, welcher mein Anerbieten, mit ihm eine Geheim-Correspondenz anzuknüpfen, fast verächtlich mit der ausweichenden Antwort, er sei zu alt zum Compotiren, zurückwies. Und doch wollte ich meinem unglücklichen verrathenen Vaterlande einen Dienst leisten, ja, ich fühlte mich um so mehr dazu aufgefordert, als ich bestimmt glaubte, daß, wenn die Partei der Patrioten von allem dem, was ich verrathen konnte, in Kenntniß gesetzt würde, sie Vorkehrungen gegen den feindlichen Einfall, vor allen Dingen aber gegen die Verräther im Lande treffen und deren arglistiges Treiben verhindern könnte. Ich kannte Niemand, den ich mit dem vertraut machen konnte, was ich als Secretair Potoki's wußte, da fast alle wichtigen Papiere des Grafen durch meine Hand gingen. Da fiel mir Herr von Lukowsky ein. Er hatte mein Anerbieten verächtlich zurückgewiesen, aber von seinem Patriotismus hoffte ich, daß er die ihm von mir zu gebenden Nachrichten nicht ungenützt lassen würde, sobald er nämlich erkännte, daß sie sicher und wahr seien. Es lag mir daran, diesen Mann von meinem Eifer für unser gemeinsames Vaterland zu überzeugen, sein Mißtrauen in Vertrauen zu verwandeln. Ja, ich läugne nicht, daß auch noch ein anderer Beweggrund mich dazu antrieb, gerade *sein* Vertrauen zu gewinnen. Meine Mutter war — sein Weib. In der Tiefe der Narew suchte sie Ruhe vor den Gewissensbissen,

ein Verbrechen an seinem Herzen begangen und ihren protestantischen Glauben abgeschworen zu haben. Der sie zu der letztern That zwang, war Graf Potoki, mein Herr, indem er ihr drohte, wenn sie nicht katholisch würde, sie als Landstreicherin zurück nach ihrer Heimath Wengrow bringen zu lassen und solchergestalt sie von meinem Vater, ihrem Verführer, welchem sie gefolgt war, und der eine Beamtenstelle bei dem Grafen bekleidete, auf immer zu trennen. Keine Wahl blieb der armen Verführten, als in diesen Religionswechsel einzugehen. So verlor sie auch ihren Gott, ihren Glauben. Ihr, die in der unerträglichen Qual der Selbstvorwürfe keinen andern Ausweg fand, als den Selbstmord, habe ich feierlich geschworen, Rache an dem Grafen zu nehmen, der ihr schonungslos ihr Letztes, Heiligstes, ihren Glauben geraubt hatte. Wäre das nicht eine süße Rache gewesen, wenn Potoki, der überstolze Verräther seines Vaterlandes, seine verderblichen Pläne hätte scheitern sehen müssen und durch wen? Durch mich und den Mann, welchem einst meine arme Mutter angehörte, der sie mit vollem Herzen geliebt und ihr — der Sünderin — verziehen hatte."

Nach Adam's langer Rede folgte eine Pause tiefen Schweigens.

„Herr von Lukowsky," hob der General-Procurator dann an, „die Aussage dieses Menschen reinigt Euch von der Schuld, ein Complotirer zu sein. Ihr werdet sonach

Eure Freiheit wieder erhalten." Mit einem Freudenschrei stürzte Adam zu den Füßen Herrn Martin's nieder, und diese fest umklammernd, rief er: „Frei werdet Ihr! frei! ... nun mögen sie mit mir machen, was sie wollen, ich weiß Euch frei ... das ist mir genug. Verzeiht mir, Herr, daß ich Euch Kummer verursachte, ich wollte es nicht. Was ich hier ausgesagt, ist so wahr, daß ich die Hostie darauf nehmen kann. O sagt's, Herr, sagt's, daß Ihr Adam Stiaska nicht haßt um des Schlimmen willen, so an Euch geschehen. Laßt mir Vergebung angedeihen, seid mild und barmherzig gegen Den, der, ohne es zu wollen, Euch wehgethan hat. Gedenket der Armen, die einst Eurem Herzen theuer gewesen und fluchet mir, dem Sohne ihrer Untreue, nicht."

„Steht auf, steht auf, ich will keinen Haß gegen Euch tragen," sprach Herr Martin mit hörbar bewegter Stimme, „ich verzeihe Euch, Gott sei Zeuge, daß ich's so im Herzen meine. Ich hätte nicht geglaubt, daß es im Unglück noch eine Zunge gäbe, die es wagte, von dem verdammenswerthen Verrathe an Polen zu sprechen. Das ist Eure Tugend, Adam Stiaska, und hätte ich zehnmal mehr gelitten, als ich gelitten habe, um derselben willen müßte ich Euch lieben. Nicht Ihr habt mir Böses gethan, Ihr nicht ... hier, diese Männer, vor denen wir als Gefangene stehen, sind Diejenigen, die so schweres Leid auf mich gewälzt haben."

Und nach einer kurzen Pause erhob Herr Martin seine Stimme und rief: „Heiliger Gott, wo ist hier Recht, wo Menschlichkeit?! Ach, in diesem Lande ist Alles erstorben, was einem Rechte ähnlich sieht, sie wissen nur von Verbrechen, von Ungerechtigkeit!"

„Mäßigt Euren Zorn, er könnte für Eure Freiheit eine bittere Frucht werden," warnte der General-Procurator.

„Ihr redet aus Erfahrung, Herr, und ich glaube es Euch," entgegnete Herr Martin. „Wie viele Millionen Thränen, wie unsäglicher Jammer, wie namenloses Leid haftet auf Eurer Gerechtigkeit! Warum schicktet Ihr Eure Schergen, daß sie mich bei Nacht wie den ärgsten Verbrecher überfallen und aus meinem Eigenthum, von den Meinen fortreißen mußten? weil Euch gegenüber kein Menschenrecht, keine Unschuld existirt, weil Jeder Euch als Verbrecher erscheint. Eure Häscher befinden sich wohl bei dieser entsetzlichen Jagd. Mein kleines Vermögen mußte ich dem Unersättlichen, der mich verhaftete, geben, daß er nicht meinen Hof in Brand steckte, denn, sagte er, in Petersburg sei man einsichtsvoll genug, um auch dem Soldaten einen kleinen Gewinn zukommen zu lassen. Mit dem Opfer meines baaren Capitals glaubte ich nicht nur meinen Hof vom Untergange durch die Flammen gerettet, sondern mir auch das Recht erworben zu haben, von meinen Kindern Abschied nehmen zu dürfen. Doch diese letztere Barmherzigkeit wurde mir verweigert,

weil ich sie nicht mehr bezahlen konnte. Schon wollte man mich fortschleppen, da, durchschüttert von meinem Jammer, bot mein treuer Knecht sein geringes Erspartes für die mir zu gewährende Erlaubniß des Abschieds von meinen Kindern, und nun erst erweichte sich das Herz des Schändlichen, der Euren Befehl zu meiner Verhaftung ausführte. Wahrlich, Ihr dürft Euch nicht wundern, wenn Ihr hört, daß es in Polen Sitte ist, im Abendgebet an die Stelle „bewahre uns Gott vor dem Teufel" zu setzen „bewahre uns Gott vor den Russen" — die russische Gerechtigkeit ist Polens Fluch, Eurer Kaiserin Name gilt Jedem . . ."

Ein Geräusch im Nebengemach unterbrach die Rede Herrn Martin's, zugleich rief der General-Procurator, indem er sich rasch von seinem Sitze erhob, dem Sprechenden ein gebieterisches „Schweig!" zu und begab sich dann in das Nebengemach. Wenige Augenblicke nur dauerte seine Abwesenheit, dann öffnete sich die Thür so weit als möglich, und von ihm geleitet, trat die Kaiserin in Begleitung der Fürstin Galizin herein. Sämmtliche Anwesende fuhren von ihren Sitzen auf und verneigten sich ehrerbietigst. Ein leichtes Kopfnicken der hohen Frau war der einzige Dank für die ihr erzeigte Huldigung.

Zum ersten Male sah Herr von Lukowsky die Kaiserin und obwol er keineswegs Ursache hatte, für sie eine besondere Verehrung zu empfinden, so war er doch gerecht

genug, sich zu gestehen, daß ihre Erscheinung in der That den vollen Ausdruck der Majestät und Hoheit trage.

„Samoilow, ich bin sehr wenig mit der langsamen, schleppenden Procedur gegen Staatsgefangene zufrieden," hob sie an; „es wird nur meinen Willen erfüllen heißen, wenn man künftig in möglichst kürzester Frist die in Haft Genommenen verhört, statt sie Monate lang ohne Verhör sitzen zu lassen. Trage Sorge dafür, Samoilow, daß solche Unstatthaftigkeit sich nie wieder ereigne und die Gefangenen nicht in die Nothwendigkeit versetzt werden, zu behaupten, in Rußland gäbe es kein Recht und keine Menschlichkeit. Auch der Gefangene hat ein Recht, bevor die gegen ihn eingeleitete Untersuchung nicht herausgestellt hat, daß er ein schädlicher Verbrecher ist."

„Ihro Majestät, es ..."

„Samoilow, vertheidige nicht Etwas, was nicht zu vertheidigen ist," unterbrach die hohe Frau den Anfang der Entschuldigungsrede des General-Procurators. „Was ich mit eigenen Ohren hörte, läßt sich nicht abstreiten. Laß das Verhör geschlossen sein." Und auf Herrn Martin deutend, fügte sie hinzu: „Dieser wird nicht in sein Gefängniß zurückgeführt."

Einige Minuten später befand sich nur die Kaiserin, die Fürstin Galizin, der General-Procurator und Herr Martin in dem Saale. Dem Letztern entging es nicht, daß die Kaiserin ihn mit Wohlgefallen betrachtete; er

wußte sich den plötzlichen Wechsel der Situation nicht zu erklären; es war für ihn eine Ueberraschung ohne Gleichen, sich so unerwartet in einer gänzlich veränderten Lage zu wissen, deren Ausgang er allerdings nicht ahnen konnte. Nach einer Weile hob die Kaiserin fast im scherzenden Tone gegen ihn gewendet an:

„Wir leiden Beide an den Folgen einer Ueberraschung, die Ihr allein verschuldet habt. Wahrhaftig, Herr von Lukowsky, ich mußte Euch zu Hülfe kommen, wollte ich nicht, daß Ihr Euch um den Kopf reden solltet, denn Ihr waret im besten Zuge, Dinge auf's Tapet zu bringen, die ich als Kaiserin hätte bestrafen müssen, und am Strafen habe ich keinen Gefallen. Ich wünsche vielmehr, Euch zu der Ueberzeugung zu führen, daß es in Rußland doch noch Recht und Menschlichkeit giebt ... und halte Euch für zu besonnen, um Alles auf meine Rechnung zu setzen, was Unrechtes und Ungerechtes geschieht. Daß man in Polen nicht sehr wählerisch ist, mir alles Schlimme, was durch den Krieg oder im Eifer von den Beamten meiner Regierung vollbracht wurde, zuzuschreiben, bin ich vollkommen überzeugt. Nun, ich trage in dieser Beziehung mit dem gütigen Schöpfer gleiches Schicksal, denn auch er kann es nicht Allen recht machen. Ihr seid kein Freund Rußlands, wie ich gehört habe."

„Nein, Ihro Majestät, so lange es noch ein Polen giebt, werde ich, werden viele, viele Tausende nicht den Vor=

wurf auf uns laden, Verräther unseres Vaterlandes zu sein, indem wir dem Feinde desselben Freund werden," entgegnete Herr Martin.

„Das ist ja eben das Schlimme, daß Ihr Polen mich nöthigt, mit Gewalt Euch zu meinen Freunden zu machen," sprach die Kaiserin. „Sagt offen heraus, Herr von Lukowsky, haltet Ihr es für Polen für nützlicher, in einer immerwährenden Revolution zu leben, als unter den Segnungen des Friedens, die nur eine starke Regierung dem Lande gewähren kann?"

„Ich weiß von keiner Revolution in Polen, die Ihro Majestät Heer hätte stillen müssen."

„Ihr wißt von keiner? Sind die ewigen Parteiungen nicht dasselbe? Mich klaget nicht an, daß ich es sei, die Polen unterdrücke; Euren Adel klagt an, Eure Großen, die um ihr Vaterland würfeln, wie einst die Kriegsknechte um des Erlösers Gewand. Dieser Adel, der sein eigenes Fleisch und Blut verzehrt, indem er in ununterbrochenem Zwiespalt mit sich lebt, kann nur durch Gewalt zur Eintracht, zur Ruhe gebracht werden. Vom Volke selbst kann keine Rede sein, denn es ist des Adels Schleppträger, es schweigt, wenn dieser schweigt. Wie kann man mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich diese Parteiungen benutze, um Polen meinem Reiche einzuverleiben? Es ist die Aufgabe der Czaren, Rußland um jeden Preis zu vergrößern. Ich will nicht vom Schauplatze abtreten, und

den Vorwurf meines Volkes mit ins Grab nehmen: sie vergrößerte unser Erbe nicht."

„Heiliger Gott!" rief Herr Martin; „und diese Aufgabe der Czaren wollen Ihro Majestät ausführen?"

„Mit allen Kräften, die mir Gott verliehen, und ich denke, es wird ein Segen für Polen sein," antwortete die Kaiserin mit Würde. „Genug davon, Ihr sollt Euch selber von der Schmach des polnischen Großadels überzeugen. Ihr seid frei, Herr von Lukowsky, ich fordere nur von Euch, daß Ihr eine Woche noch in Petersburg verweilt, um dann vielleicht mit anderen Anschauungen in Euer Vaterland zurückzukehren. Freuen würde es mich, Euch in einen Freund Rußlands verwandelt zu sehen. Bis zu Eurer Abreise seid Ihr mein Gast. Ich wünsche Euch täglich zu sehen; Eure Urtheile über Das, was an meinem Hofe Euch vor Augen und Ohren kommt, werden mich interessiren. — Samoilow, geleite uns jetzt zurück. Du wirst Sorge tragen, daß Herr von Lukowsky eine Wohnung in unserem kaiserlichen Palaste beziehe."

Mit einem freundlichen Kopfnicken gegen den vom Erstaunen Gefesselten schritt sie der Thür zu, von der Fürstin und dem General-Procurator gefolgt.

Herr Martin bedurfte in der That eines Alleinseins, um ruhig über das Ergebniß dieser Stunde nachzudenken, denn schier kam ihm Das, was er jetzt an sich selbst erlebte, wie ein Märchen, eine Fabel vor. Aus dem

Bewohner des Gefängnisses sollte ein Bewohner des kaiserlichen Palastes werden! gewiß, es gab keinen seltsamern Sprung für einen Mann, welcher der Kaiserin als Feind gegenüberstand. Welche Großmuth gehörte dazu, um einen Feind so zu begünstigen! Herr Martin läugnete sich's nicht, daß die Kaiserin von ihrem Standpunkte als Czarin Recht habe, wenn sie die verrätherischen Parteiungen des polnischen Großadels benutze. Ach, es war ein schon Jahrhunderte hindurch dauerndes Verbrechen, das unter diesen stolzen Magnaten geschäftig fortwucherte und an des Landes Mark zehrte. Wie wäre es möglich gewesen, einem einigen Feinde gegenüber das von seinen eigenen bevorzugten Söhnen verrathene Land kraftvoll zu vertheidigen?! Und nachdem Herr Martin über diesen Gegenstand, der wie ein unabwendbarer Fluch auf seinem Vaterlande lagerte und es dem Abgrunde zuführte, nachgedacht hatte, kam ihm auch die Frage in den Sinn: welchem Wunder verdankte er die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf seine Person? Denn aus den Worten der hohen Frau an den General-Procurator ging deutlich hervor, daß ihr Entschluß, Ohrenzeugin des Verhörs zu werden, ein plötzlicher gewesen sein mußte, welcher Herrn von Samoilow nicht so viel Zeit ließ, um eine Nachlässigkeit so unverantwortlicher Art gutzumachen, und dem Vorwurfe der Kaiserin zu entgehen. „Sollte mir ein Freund an diesem Hofe leben?“ fragte sich Herr Martin, aber, wie ganz

natürlich war, er mußte sich die Frage unbeantwortet lassen.

Samoilow kam zurück. Er war jetzt die Verbindlichkeit selber.

„Ich wünsche Ihnen Glück, mein Herr," sagte er, „Ihro Majestät ist ganz für Sie eingenommen, und ich glaube Ihnen voraussagen zu können, daß es nur auf Sie ankommt, sich bei uns wohlzugefallen und eine gute Stellung zu gewinnen. Ihro Majestät Gnade erschöpft sich nicht sogleich.

„Was wird jetzt mit mir?" fragte Herr Martin.

„Jetzt? Sie werden die Güte haben, mich einstweilen in mein Hotel zu begleiten, von wo aus ich die Ehre haben werde, Sie nach Verlauf einiger Stunden in die für Sie in aller Eile hergerichtete Wohnung im kaiserlichen Palaste zu geleiten," antwortete Se. Excellenz. „Sie haben für gar Nichts zu sorgen. Ihro Majestät wünscht, daß Sie ein freundliches Bild von Petersburg und dem kaiserlichen Hofe in Ihr Vaterland mitnehmen sollen, und deshalb wird Ihren Wünschen, mein Herr, in allen billigen Dingen Rechnung getragen werden."

„Und was wird aus Adam Stiaska?" fragte Jener.

„Mein Herr, die Kenntniß von dem Schicksale dieses Gefangenen wird jenseits der Grenzen Ihrer Sorgen liegen bleiben. Wir verlassen jetzt die Festung, und mein Rath dürfte bei Ihnen Beherzigung finden, Erinnerungen

an diesen Ort hinter sich zu lassen. Wozu auch an Dinge gedenken, welche uns nicht erfreuen können? . . . Haben Sie die Gewogenheit, mir nun zu folgen; den Koffer mit Ihren Effecten wird man uns nachbringen, sein Sie unbesorgt darüber."

Der General-Procurator stellte in seiner Person den vollkommensten Repräsentanten des russischen Charakters dar, und würde um dieses Umstandes willen würdig gewesen sein, als ein Doppel-Wesen besonderer Auszeichnung zu genießen. Er verstand es vorzüglich gut, jene geschmeidige Artigkeit und verbindliche Manier anzunehmen, die den gebildeten Russen von gutem Herkommen so liebenswürdig macht; die Gefangenen in der Festung kannten ihn jedoch von dieser angenehmen und anziehenden Seite nicht, denn Alle Diejenigen, welche das Unglück hatten, hinsichtlich eines politischen Vergehens mit ihm in nähere Berührung zu kommen, das heißt, einer von ihm geleiteten Untersuchung unterworfen zu werden, lernten in ihm einen harten, willkürlichen Richter kennen, dessen rohe Gefühllosigkeit sich als Schattenseite des russischen Charakters darbot. Die barbarische Brutalität Samoilow's war daher auch sehr gefürchtet, und es mochte vielleicht nicht das erste Mal der Fall gewesen sein, daß die Kaiserin Beweise so grober Vernachlässigung seiner Amtspflicht gegen die Gefangenen empfing und es für nöthig fand, diese ungesetzliche rohe Willkür zu tadeln.

Als Herr Martin mit dem General-Procurator in

dessen Hotel anlangte, fand er sich daselbst so wohl aufgenommen, daß er sich in der That fragen mußte, ob diese Veränderung seines Geschickes kein Traum sei. Nach aufgehobener luxuriöser Tafel bat ihn Samoilow überaus artig, sich zur Uebersiedelung in die für ihn bestimmte Wohnung bereit zu halten, und fügte hinzu: „Unsere gnädigste Kaiserin hat mit tiefem Kummer vernommen, daß man bei Ihrer Verhaftung so unverantwortlicher Erpressungen sich schuldig gemacht hat; sie findet in diesem gesetzlosen Benehmen einen Anlaß für sich, Sie, mein Herr, in einer Art wenigstens zu entschädigen, indem sie Ihnen durch mich eine kleine Summe für den Bedarf Ihres unfreiwilligen Aufenthalts in der Hauptstadt hier einhändigen läßt."

Die kleine in Rede stehende Summe betrug fünfhundert holländische Ducaten; Herr Martin weigerte sich, sie anzunehmen, jedoch ließ der Generalprocurator nicht ab, sie ihm aufzubringen, indem er ihm vorstellte, es würde eine große Beleidigung gegen die Kaiserin sein, wenn er ihr Geschenk ablehnte.

Ein Stunde später fuhr Herr Martin mit dem General-Procurator nach dem kaiserlichen Schlosse. Für alle Die, mit denen der Erstere nun in Berührung kam, war die Begleitung Samoilow's und die ausgezeichnete Höflichkeit, mit welcher Derselbe von ihm Abschied nahm, ein Maßstab der Würdigung des neuen Bewohners des kaiserlichen

Schlosses. Man kannte den Charakter Samoilow's zu gut, um zu wissen, daß er, der Neffe Potemkin's, nur dann submiß und freundlich war, wenn er ganz besondere Ursache dazu in sich verspürte, und dieser Erfahrung verdankte Herr Martin ein so respectvolles Entgegenkommen, als ob er ein Mann von größter Wichtigkeit für das russische Reich sei.

2.

Diesen Abschnitt entnehmen wir wörtlich dem Tagebuche, welches, wie der Leser bereits vermuthet haben wird, keinen Andern zum Verfasser hat, als Herrn Martin von Lukowsky.

. . . .

„Unter anderen Umständen würde mein Aufenthalt in Petersburg vielleicht ein angenehmer gewesen sein, jetzt war er es nicht. Wie kann man bewundern mit kummervollem Herzen!

Nichts mangelte mir, gar Nichts, als das friedenvolle Bewußtsein, daß mein armes Vaterland nicht unter der Macht des russischen Kolosses zu Grunde gehen werde. Rußland, seine Czaren, sein Adel, ja selbst die Masse seines Volkes hat keine andere Richtschnur für sich, als die alte Tradition, sich zum Herrn aller Nachbarländer zu machen; dem aufmerksamen Beobachter begegnet diese

vererbte Idee der Moskowiter als ein verkörpertes Wesen überall, es ist, wenn der Vergleich hier Anwendung finden darf, ein Glaubensdogma Rußlands, in dem zuletzt Aller Wünsche, Hoffnungen und Bestrebungen festwurzeln.

In der Regierungsweise der Kaiserin tritt nicht selten der echt weibliche Charakter als vorherrschend auf. An mir bewährte sich diese Wahrnehmung. Mich, den armen polnischen Hofbesitzer, zeichnete sie durch überraschende Güte, ja ich möchte sagen, durch ein Ueberschütten mit affectirter Gnade aus, und die Folge davon war die Nachahmung von Seiten ihrer Höflinge. Jeder wollte mein Freund sein; wo ich hinsah, überall trat mir die schmeichelhafteste Theilnahme, das Bestreben, mir gefällig zu sein, entgegen; ach, es ist keine Wahrheit in dieser Bevorzugung. Wendet der Kaiserin Huld sich heute von mir, so muß ich morgen die Gleichgültigkeit der Hofschranzen empfinden.

Die Kaiserin scheint sich darauf pikirt zu haben, mich zu blenden; es ist die Eitelkeit eines weiblichen Herzens, welches den Vorsatz gefaßt hat, sich mit Gewalt einen Freund und Anhänger aus einem Feinde zu machen. Sie täuscht sich. Wie verächtlich müßte der Patriot sein, welcher um die Gunst der Feinde seines Vaterlandes buhlte! Nie komme diese Schmach auf mich!

Ich habe die Pracht der Paläste gesehen, sie ist groß, wunderbar. Es gehört jedoch Gewohnheit dazu, so viel Kostbares zu sehen, ohne davon erdrückt zu werden. Mich drängt

immer der Gedanke, diese Paläste mit all' ihrer innern Herrlichkeit und die Herzen Derer, die sie bewohnen, haben zu viel Aehnlichkeit mit einander, den Prunk. Ja, der Schein ist hier der Haupthebel alles Thuns. Welche Widersprüche häufen sich hier zusammen! Die Kaiserin selbst führt diesen Reigen an. Alle rühmen ihre Herzensgüte, ihren Geist, ihr Genie, aber Niemand denkt daran, daß dieselbe gütige Czarin mit ruhiger Gleichgültigkeit ihr Auge auf grauenvollen, blutigen Scenen verweilen läßt, die einem gefühlvollen Herzen Schauder einflößen.

Gestern war große Tafel im taurischen Palast. Dem erhabenen Sitze der Kaiserin gegenüber hingen die zwei schrecklichen Gemälde der entsetzlichen Metzeleien von Oczakow und Ismail, auf denen Casanova*) mit scheußlicher Wahrheit das rieselnde Blut, die verstümmelten und zuckenden Glieder, die Wuth der Schlächter und den krampfhaften Todeskampf der Geschlachteten wiedergegeben hat. Ich sah, wie ihr Blick auf diesen Schauderscenen verweilte, während die Gasparini und Mandini die lieblichsten Melodien italienischer Meister sangen.

Ja, ich bekenne es, ich fürchte mich vor dieser Kaiserin; sie ist in Allem ein lebendiger Widerspruch, wie ihr Hof ein Bienenstock von Emporkömmlingen, denen

---

*) Ein berühmter Schlachtenmaler, Bruder des bekannten Abenteurers.

Alles feil ist. Man hat hier zu Allem, nur nicht zur Wahrheit Muth.

. . . .

Zwei Tage sind wieder vergangen. Beide zeichneten sich durch ein großes, folgenreiches Ereigniß für den Hof und für Rußland, so wie durch eine mich tief erschütternde Thatsache aus.

Die beiden jungen Prinzessinnen von Baden-Durlach wurden aus Deutschland an den Hof der Czarin gebracht, damit deren Enkel, die Großfürsten Alexander und Constantin, sich eine zur Lebensgefährtin wählen. Es muß sehr demüthigend für das deutsche Volk sein, seine Fürstentöchter gleichsam wie Waare zur Schau und Auswahl versendet zu sehen. Die Mutter beider Prinzessinnen, eine geborene Prinzessin von Darmstadt, war schon in ihrer Jugend mit ihren Schwestern, von denen die eine die erste Gemahlin Paul's (des Sohnes Katharina's) wurde, auf diesem Schauplatz der Demüthigung für deutsche Fürstentöchter gewesen, und wollte nicht zum zweiten Male die Zeugin einer Ausstellung sein, von der ihr weibliches Herz ehemals schon so tief verletzt worden war und die jetzt ihre beiden Töchter betraf, weswegen sie sich durch die Gräfin Schuwalow, die Unterhändlerin bei diesem Heirathsprojecte, vertreten ließ.

Der ganze Hof war auf das Auftreten beider Prinzessinnen gespannt.

Zur Nachtzeit und im schrecklichsten Unwetter waren sie angekommen und im taurischen Palast abgestiegen, wo Katharina sie in Gesellschaft der Gräfin Braneka, der Nichte Potemkin's, empfing. Der erste Unstern, welcher den Prinzessinnen begegnete, war, daß sie die stolze Braneka für die Kaiserin hielten, was nicht schmeichelhaft für die Letztere war. Der Irrthum wurde indeß glücklich beseitigt, ohne daß Katharina sich unangenehm davon berührt zeigte. Am nächsten Morgen erschien die Kaiserin wieder bei ihnen, und brachte ihnen, außer einem reichen Geschenk von Juwelen und Stoffen, auch das Band des Katharinenordens. Der ganze Hof erzählte sich, daß die Kaiserin sich den Kleidervorrath der beiden Prinzessinen habe zeigen lassen uud gesagt habe: „Ich war nicht so reich, als Ihr, meine Lieben, als ich nach Rußland kam.“ Ueber den Eindruck, den die beiden deutschen Fürstentöchter auf die jungen Großfürsten machten, coursirten verschiedene Gerüchte. Die Kaiserin habe ihren Enkeln erzählt, sie kenne die Mutter der beiden Prinzessinnen, und da die Franzosen deren Land besetzt hätten, wären sie ihrer Einladung, nach Petersburg zu kommen, gefolgt. Alexander soll sich über die älteste Prinzessin sehr lobend geäußert und gesagt haben: er finde sie recht hübsch, wogegen Constantin sich mit den wenig schmeichelhaften Worten ausgesprochen haben soll: „Ach, Nichts weniger als das! weder die Eine noch die Andere gefällt mir; man muß sie

nach Riga zu den Prinzen von Kurland schicken, für Die sind sie gut genug."

Gestern war große Cour angesagt, die Säle wimmelten von Cavalieren und Damen; man hatte alle Pracht entwickelt, denn die Prinzessinnen sollten zum ersten Male vor dem gesammten Hofe erscheinen. Auch mir war eine Einlaßkarte überreicht und dabei der Wunsch der Kaiserin insinuirt worden, ich möge dieser Cour als Zeuge beiwohnen. Großer Gott! hätte ich ahnen können, mit welchen bitteren Gefühlen ich diese von Gold und Edelsteinglanz schimmernde Gesellschaft verlassen mußte, ich würde keinen Fuß in die reichgeschmückte Audienzhalle gesetzt haben. Die Vorstellung der beiden Prinzessinnen fand statt; sie waren schüchtern, von der sie umgebenden Pracht geblendet. Die jüngste konnte sich der Thränen nicht enthalten; das Hofgepränge um sie her verwischte nicht das Andenken an die heimischen Ufer des Rheins in ihrer Seele. Luise, ihre Schwester, war gefaßt; aber das Unheil verfolgte sie. Als sie sich dem Throne der Kaiserin näherte, stieß sie an eine Stufenecke an und fiel in ihrer ganzen Länge vor diesem Throne nieder! Welch trauriges Omen! Man hätte den Fall einer Stecknadel in dem weiten Saale hören können, so fesselte der Schreck Aller Athem.

Während ich herzliches Bedauern über das Mißgeschick der Prinzessin fühlte, ahnte ich nicht, daß bald Niemand mehr

Anspruch auf das Bedauern denkender, fühlender Menschen haben dürfte als ich selber.

Als die Vorstellung der Prinzessinen vorüber war, wurde . . . eine polnische Deputation eingeführt, an deren Spitze sich Graf Braneki befand. Ohne zu wissen, welches Ziel diese Deputation habe, zitterte mir das Herz in der Brust. Was war Gutes zu erwarten von Abgeordneten, deren Führer ein offenkundiger Vaterlandsverräther war?

Die Kaiserin veränderte bei dem Eintritte dieser Elenden plötzlich ihre Haltung. Ihre bisher so gütige Miene wurde ernst, kalt, man hätte sie für ein Bild von Stein halten können. Unbeweglich saß sie auf dem Throne, vor dem sich die Deputirten demüthig niederwarfen. Nur ein leichtes Kopfnicken war die ganze Begrüßung, die ihnen die Herrscherin des Nordens zukommen ließ. Unbedeckten Hauptes stand diese schimpfliche Gesandtschaft vor ihr, nicht als Abgeordnete eines freien, selbstständigen Vaterlandes, sondern als demüthige Bittsteller einer unterworfenen Provinz. So wenig Herz und Gefühl hatte der Verräther Braneki, daß er sich nicht entblödete, polnisch zu reden, in der Sprache des Landes, das er hatte mit verrathen helfen. Seine Rede strotzte von niedrigen Schmeicheleien; nur eines Satzes derselben erinnere ich mich, er war die Essenz der niederträchtigsten Gesinnungen: „Die große Katharina ließ sich herab, ein Wort zu sprechen und ein Zeichen zu machen, und der Despotismus,

welcher schon im Begriffe war, sich des polnischen Thrones zu bemächtigen, stürzte zusammen wie ein Götzenbild.“

Wie tief gesunken, wie unsäglich verworfen muß ein Mensch sein, der also öffentlich zum Organ des abscheulichsten Verrathes sich entwürdigt! Das Götzenbild des Despotismus war die Verfassung vom 3. Mai.

Die Kaiserin hatte Recht, wenn sie behauptete, in Polen sei Revolution — der Vaterlandsverrath ist nichts Anderes; hier erschien er in seiner vollen Schande und sie — verachtete die Verräther sichtbar. Solchen Elenden gegenüber mußte ihr Vorsatz, Polen ihrem Reiche einzuverleiben, sogar ein edler, hochherziger genannt werden, denn unter einer starken Regierung mußten dann die das Land erschütternden Parteiungen aufhören. Sie hatte freilich keine Ahnung davon, daß nicht die Magnaten es sind, die das Volk in seiner Gesammtheit ausmachen, sondern daß der Patriotismus in des geringsten Polen Brust ein unvergängliches Heiligthum ist. In Rußland freilich giebt es kein Volk, nur Massen, die aus verschiedenen Völkerschaften bestehen, aber, in demüthigster Sclaverei gehalten, keinen Willen haben, als den der Edelleute.

Wäre ich nicht Zeuge dieses abscheulichen Vaterlandsverrathes gewesen! ich fühlte heraus, die Kaiserin hatte gewünscht, mir den Beweis zu geben, wie Polen denke. Petersburg wurde mir zum qualvollen Aufenthalte, ich sehnte mich fort; schon war eine Woche verflossen, das

entlassende Wort Katharina's war noch nicht gesprochen; ich mußte bleiben, aber ich trachtete nach der Gelegenheit, die Kaiserin von der Sehnsucht in Kenntniß zu setzen, die ich nach der Heimath empfand. Eine solche Gelegenheit bot sich mir schon an einem der nächsten Tage. Die Kaiserin pflegte jedes Jahr im Herbste Zarskoje-Selo auf einige Tage zu besuchen. Der Hof hatte während dieser Abwesenheit seiner Herrin Ferien, indem Katharina nur ein sehr kleines Gefolge mit sich nahm. Man sagte mir, daß ihre Gegenwart in Zarskoje-Selo nicht dem Vergnügen, sondern der Erinnerung an Lanskoi, einen ihrer vor Jahren gestorbenen Lieblinge gälte. Diese dem Andenken an eine durch den Tod getrennte Liebe gewidmeten Tage waren zugleich Tage der Erholung für die Kaiserin von der Last des Hofzwanges. Obwol ich in Erfahrung brachte, daß nur in außerordentlichen Fällen die Minister es wagten, dieses Stillleben ihrer Gebieterin zu stören, so trieb mich meine Ungeduld doch, den Versuch zu wagen, sie daselbst um meine Entlassung anzugehen.

Der Morgen war frisch und klar, der Himmel trug die lichte Bläue der nördlichen Zone. Der Wagen rollte mit mir rasch durch die herbstliche Natur, die sich zu beiden Seiten der Straße im starken Blätterfall und durch gelbliche Färbung auszeichnete. Endlich war die 24 Werste *)

*) Sieben Werste machen eine deutsche Meile aus.

weite Strecke zurückgelegt. Am Park stieg ich aus; ich durchschritt die gewundenen Gänge der schönen Gehölze aus allerhand Baumarten. Der nordische Herbst hatte an ihren Blätterschmuck die rauhe Hand gelegt, und doch lag kein Blatt am Boden; es war etwas Unheimliches, den Boden so rein zu sehen, als sei er hier nie mit einem Zeichen des Todes bedeckt gewesen, obwol ein einziger Blick empor hinreichte, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß schon gar viel des Blätterreichthums von den herbstlichen Stürmen herabgeweht worden war. Das Räthsel löste sich mir, als ich einige hundert Schritte weiter nach dem Schlosse hin ein Rudel invalider Krieger sah, die mit ängstlicher Sorgfalt nach jedem Blatte Jagd machten, das irgendwo lag, und mit fast lächerlicher Genauigkeit jedes in den breiten Gängen verschobene Steinchen zurecht rückten. Von den Leuten erfuhr ich, daß die Kaiserin bereits promenire; man deutete mir die Richtung an, in der sie sich ergehe; wahrscheinlich hielt man mich für Jemand, der ein unaufschiebbares Geschäft an sie habe.

Als ich ein gutes Stück Weg gegangen war, glaubte ich ein Damengewand durch die Baumstämme her schimmern zu sehen — ich hatte mich nicht getäuscht, es war so. Bald wurde ich die Dame ansichtig, ich erkannte aber, daß es die Kaiserin nicht sei; indessen konnte ich von ihr jedenfalls Auskunft über Diese erhalten. Ich nahte mich ihr, die schöne

schlanke Frauengestalt kam mir langsam entgegen. Als ich an sie heran war, schien sie von meinem Anblick überrascht zu sein; sie blieb stehen, und ehe ich sie noch anreden konnte, fragte sie: „Herr von Lukowsky, Sie hier?"

Diese Stimme war mir nicht fremd, auch das Gesicht nicht, und doch wußte ich mich nicht zu erinnern, wo ich ihr schon begegnet sei. Endlich entsann ich mich, daß ich sie an jenem Tage gesehen hatte, wo das mit mir und Adam Stiaska angestellte Verhör von der Kaiserin, deren Begleiterin sie gewesen, unterbrochen worden war.

Ich sagte ihr, daß ich heute nur wünsche, so glücklich wie an jenem Tage zu sein.

„Unsere Bekanntschaft datirt von früher," sprach die Dame . . . „obwol es keine Freude für mich ist, an die Ursache zu denken, die mich damals veranlaßte, Ihnen, Abschied nehmend, leise zuzuflüstern: „Gott sei mit Ihnen," so denke ich doch jener kurzen Zeit, wo ich in Ihrem Eigenthum weilte, mit Rührung."

„Mein Gott! . . . Gräfin Potoka?!" rief ich . . . „wäre es möglich!"

„Ich habe den Namen Potoka gegen den des Fürsten Galizin vertauscht, dessen Gemahlin ich bin, mein Herr," antwortete sie; „wenn auch der letztere Name für ein polnisches Herz keine Sympathie zu erwecken vermag, da er ein russischer ist, so glaube ich doch,

das Aufgeben meines väterlichen Namens nicht bedauern zu dürfen."

Ich schwieg.

„Ihr Schweigen, Herr von Lukowsky, ist für mich das sicherste Zeichen Ihrer Zustimmung meiner Ansicht," fuhr die Fürstin fort. „Ach, mein Herr, es ist gewiß sehr traurig, die Ueberzeugung in sich zu tragen, daß unser väterlicher Name mit dem Brandmaal des Vaterlandsverrathes befleckt ist. Welche Polin könnte sich rühmen, ein Herz für das Gute und Erhabene zu besitzen, und nicht von der tiefsten Scham bei dem Bewußtsein von dem großen Unheil erfüllt zu sein, das Der über unser Vaterland brachte, in dessen Macht es stand, seiner Nation ein vorleuchtender Kämpfer für Freiheit und Selbstständigkeit zu werden!"

„Gnädige Frau, ich erstaune, Sie so sprechen zu hören," entgegnete ich.

„Ich glaube Ihnen das, mein Herr. Und doch waren Sie es, der von meinen Augen die Binde riß, welche mir das Unheil der Bestrebungen meines Vaters bis dahin verhüllt hatte," war ihre Entgegnung. Sie erzählte mir, daß sie ungesehen Ohrenzeugin jenes ersten Gesprächs zwischen ihrem Vater und mir gewesen, und von dieser Stunde an ihr Herz durch die damals ihr gewordene neue Anschauung umgewandelt worden sei. „Ja," fuhr sie fort, „von jenem Tage an lernte ich erkennen,

daß nicht die Liebe zum Vaterlande, sondern nur der Stolz, die ungebändigte Ehrsucht meinen Vater verleitete, bei den Fremden Hülfe zu suchen. Ach, mein Herr, ich zweifle, daß es ein bittereres Gefühl giebt, als das, welches ich vor wenig Tagen empfand, wo die Deputation der Targowicaer Conföderirten im Angesicht des versammelten Hofes der Kaiserin den Dank für deren Beistand abstattete. Ich erröthete vor Scham über die Niederträchtigkeit der Gesinnungen der Großen meines Volkes, ja ich weinte über die öffentliche Schmach, welche sie dem Vaterlande angethan. Allmächtiger Gott, wie tief muß eine Nation gesunken sein, wenn die Söhne ihrer edelsten Geschlechter sich vor der Schande elenden Sclavensinnes nicht scheuen!"

„Sprechen Sie nicht so laut, gnädige Fürstin," warnte ich; „wir sind im Park von Zareskoje-Selo."

„Allerdings haben diese alten Bäume wol noch nie eine solche Klage wie die meine vernommen," sprach die Fürstin; „sie wurzeln im russischen Boden, und hätten sie Herz und Gefühl, es würde nur ihrem Vaterlande angehören. Ach, in diesem Reiche giebt es nur eine Seele, die den Ausbruch des Schmerzes über die bittere Entwürdigung Polens milde beurtheilen würde, es ist die Kaiserin."

„Die Kaiserin?" rief ich; „wie? ist sie es nicht, deren einziges Ziel die Unterjochung Polens ist?"

„Ja, dieses Ziel verfolgt sie, aber sie verabscheut die Verräther, die ihr dieses Ziel erreichen helfen. Konnte sie sie mit größerer Schmach strafen, als durch die stolze Gleichgültigkeit, mit der sie die Deputation vor dem versammelten Hofe empfing? Ja, mein Herr, die Kaiserin trägt in sich ein Gemisch der verschiedenartigsten Eigenschaften, sie ist ein wunderbares Weib. Mag man sie lästern um so vieler Dinge willen, welche in der That Niemand gut heißen kann, so verdient sie doch in hundert anderen Beziehungen die höchste Bewunderung. Sie ist wahrhaftig eine Selbstherrscherin, denn wie die Millionen Seelen ihres Reichs, beherrscht sie auch sich mit Strenge. Sie übt Milde, wo sie Rache walten lassen könnte, sie ist gütig, wo sie hassen müßte. Indem sie es als Czarin Rußlands für Pflicht hält, ihr Reich zu vergrößern, Polen zu unterjochen, haßt sie nicht Diejenigen, welche, von Vaterlandsliebe getrieben, ihrem Streben Widerstand leisten, sie verzeiht dem Gegner, und befleckt sich nicht mit gemeiner Rache.“

Eine Pause folgte, nach der ich ihr sagte, was mein Anliegen an die Kaiserin sei.

„Kommen Sie, Herr von Lukowsky, wir werden die Kaiserin bei Lanskoi's Grabe finden.“

Wir gingen langsam zwischen den Baumgruppen hindurch. Nach einer Weile schweigenden Wandelns fragte die Fürstin: „Glauben Sie, mein Herr, daß unser

Vaterland jemals wieder frei vom russischen Einfluß werden wird?"

Ich blieb stehen und antwortete: „Nur dann, wenn es zum Herde einer allgemeinen Revolution wird. Das ist jetzt meine Ueberzeugung. Aber es muß eine das ganze Volk durchdringende Erhebung sein, keine partielle. Es werden sich dann Diejenigen an die Spitze des Volkes stellen, zu denen es Vertrauen hat, die mit demselben gelitten, und die . . ."

„Welche Böses wieder gut machen müssen, um die Ehre ihres alten Adels zu retten," fiel die Dame rasch ein.

Ich war überrascht von diesem Anklange eines Heroismus, zu welchem der tiefe Ernst des schönen, edlen Antlitzes der Fürstin vollkommen stimmte. Wir schritten wieder eine Strecke Weges zwischen den Bäumen hin; plötzlich ergriff sie meine Hand und sagte vertrauungsvoll: „Rußland wünscht Nichts sehnlicher, als den Ausbruch eines Aufstandes in Polen, der ihm Gelegenheit geben soll, es mit Frankreich in gleiche Kategorie zu stellen, und die Nachbarmächte desselben zu Genossen eines großen Theilungsplanes zu machen. Ich weiß dies bestimmt. Eine solche Erhebung ins Leben zu rufen, wird man für jetzt in Uebereinstimmung mit Preußen sich mit einigen Provinzen als Beute begnügen, überzeugt, daß dieser Raub die Gemüther der Polen erbittere und eine Kata=

strophe herbeiführen wird, wie man sich eine solche wünscht, um mit voller Kraft gegen das unglückliche, verrathene Land zu verfahren. Sie werden nach Polen zurückkehren, mein Herr, wirken Sie dahin, daß . . ." Plötzliches Schweigen hemmte die Rede der Fürstin, denn nicht allzu weit von uns erschien die Kaiserin, aus einer vom Schlosse herführenden Platanenallee hervortretend, in einer Entfernung von zwanzig Schritten hinter ihr der kleine Mohrenzwerg in seinem buntscheckigen, goldbetreßten Kleide, welcher sie jederzeit zu begleiten pflegte.

„Sie kommt von Lanskoi's Denkmaal" flüsterte mir die Fürstin zu: „wenn sie von diesem Orte kommt, ist sie jederzeit sehr milde gestimmt. Fast scheint es, als ob der Geist des sanften anmuthigen Lanskoi sie allemal neu beherrschte, wenn sie sich der Erinnerung an ihn hingegeben, den, wie man sagt, Potemkin vergiften ließ, um der allzu großen Zuneigung der Kaiserin zu ihm in den Weg zu treten. Wahrhaftig, sie ist nie menschlicher und gütiger gesinnt, als wenn sie sich einsam am Grabmaal dieses gemordeten Lieblings befunden hat, der seine letzten Seufzer an ihrem Munde aushauchte."

Die Kaiserin wandelte so nachdenklich vor sich hin, daß sie uns nicht bemerkte; sie bog in einen andern Weg ein, und jetzt erst gewahrte ich zwei Lakaien, die langsam einen Rollstuhl vor sich herschoben und in ziemlicher Entfernung ihrer Gebieterin folgten. Auch wir gingen ihr nach.

„Die Günstlinge der Kaiserin haben ungeheure Summen verschlungen,“ sagte ich leise. „Lanskoi war der liebenswürdigste und bescheidenste von allen, und soll doch, wie man mir erzählt hat, obgleich er bei seiner Erhebung nur ein armer Officier der Chevaliergarde gewesen, ein Vermögen von sieben Millionen Rubel und eine außerordentliche Menge Diamanten hinterlassen haben.

Die Kaiserin war zufällig stehen geblieben, und hatte sich nach ihren Lakaien zurückgewendet. Der Mohr, zu dem sie, wie es schien, einige Worte gesprochen, rannte wie närrisch nach dem Rollstuhle, den jetzt die Diener im Trabe herbeigefahren brachten. Bei dieser Gelegenheit bemerkte die Kaiserin auch die Fürstin und mich. Sie winkte uns mit dem Taschentuche. Wir eilten zu ihr.

„Madame,“ sagte sie zu der Fürstin in französischer Sprache, indem sie ihr lächelnd mit dem Finger drohte, „wenn ich Ihrem Herrn Gemahl erzähle, daß Sie die Paar einsamen Tage von Zarskoje-Selo benutzt haben, um im Parke Rendezvous mit fremden Herren zu halten, wird er recht fröhlich überrascht werden. Und Ihr, Herr von Lukowsky, scheint es, wie ich bemerke, auf Eure schöne Landsmännin abgesehen zu haben. Wahrhaftig, hättet Ihr nicht weißes Haar, ich würde mich berechtigt halten, Uebles zu denken, denn war sie es nicht, welche mich, als wir Euren Namen auf der Gefangnenliste vorlesen hörten, auf Euch aufmerksam machte und Euch bis

in den dritten Himmel rühmte, so daß ich gar nicht anders konnte, als mit Eurer schlechten Lage ein Einsehen zu haben?"

Ich war überrascht, dies zu hören und antwortete: „Ihro Majestät machen mich sehr glücklich, zu erfahren, daß eine so liebenswürdige Dame meine Fürsprecherin gewesen ist. Ich wünsche nur, im Stande zu sein, der edlen und gütigen Fürstin meine Dankbarkeit beweisen zu können und . . ."

„Und so weiter, und so weiter!" unterbrach mich die Kaiserin scherzend; „ich hoffe, Herr von Lukowsky, Ihr werdet dieser liebenswürdigen Dame kein Liebesgeständniß in meiner Gegenwart machen. Nun, nun, mein junger Herr mit weißem Haupte, Ihr braucht nicht zu erröthen. Wer kann dafür, daß Ihr so große Neigung zu einer so anmuthigen Person empfindet? das ist Sache des Herzens, und das Herz, ist nun einmal unser Aller Tyrann. Ach, man kommt mit jedem Tage mehr zu der Einsicht, daß die Welt recht närrische Anschauungen hat, wenn sie blos der Jugend das Recht einräumt, sich nach Gefallen verlieben zu dürfen. Altert denn das Herz? nein, nein, das bleibt jung bis zum letzten Pulsschlage, und darum haben auch die Alten wie die Jungen gleichen Anspruch auf die Liebe."

Die Kaiserin schien in ihrer milden Stimmung gleichsam eine Replik gegen das Urtheil der Welt hinsichtlich

ihrer Neigung zu jungen Männern, deren Mutter sie den Altersjahren zufolge hätte sein können, aussprechen zu wollen, obwol sie sich in dieser Beziehung gar nicht vor der Welt genirte. Derlei Repliken tauchten zuweilen bei ihr auf und konnten als Zeichen gelten, daß doch zuweilen der Gedanke, wie wird dereinst die Welt Dich richten? sie lebhaft beschäftigte.

Mit unserm Beistande hatte sie in dem Rollstuhle Platz genommen, und die Fürstin und ich schritten zu beiden Seiten desselben dem Schlosse zu; der kleine Mohr galoppirte wie ein neckischer Kobold voran. Die Kaiserin unterhielt sich auf dem Wege sehr angelegentlich über eine Menge Gegenstände, die ihr gerade in den Sinn kamen, bis wir mit ihr in der Schloßhalle angelangt waren, wo ihrer ein Dutzend Diener und der Kastellan harrten. Ehe sie den Tragsessel bestieg, mittelst dessen sie ohne Anstrengung in ihre Appartements gelangte, befahl sie dem Kastellan, mich im Schlosse umherzuführen. „Ich ahne schon, was Euch hergeführt hat, Herr von Lukowsky," wendete sie sich dann zu mir; „aber ich wünsche, Ihr möchtet die Erinnerung mitnehmen, daß wir in Rußland uns das Leben recht angenehm zu machen verstehen. Später werdet Ihr Euch bei mir melden lassen, ich habe noch Einiges mit Euch zu verhandeln."

Die Abschiedsaudienz stand mir also bevor, sie hatte es angedeutet, aber auch, daß mich von ihrer Seite eine

Versuchung erwarte, die, wie vorauszusehen, meine politischen und patriotischen Anschauungen betraf. Im Stillen wünschte ich, daß diese Stunde schon vorüber sein möchte, denn ich konnte nicht heucheln, und der Kaiserin konnte es auch nicht schmeichelhaft sein, daß ein Mann, dem sie in Wahrheit so viele Güte bewiesen, in Dingen, die ihr, aber auch sein ganzes Interesse in Anspruch nahmen, fest an seiner nicht nur gerade zu entgegengesetzten, sondern auch feindlichen Gesinnungen beharrte. Die Erwartung des Ergebnisses dieser Abschiedsaudienz beschäftigte meinen Geist so sehr, daß ich die Wunder der Pracht, die das Schloß von Zarskoje-Selo birgt, kaum mit halben Augen betrachtete.

In meiner Stimmung hatten die Bernsteinzimmer, Perlmutterzimmer, Jaspis-, Achat- und Porphyrsäulen, die chinesischen, persischen und türkischen Gemächer, die brillanten Mosaiken, Gobelins, Malachitvasen, die Marmor- und Bronzestatuen keine solche Zauberkraft, mein Auge zu fesseln. Nur die Allmacht der russischen Alleinherrscher konnte diese Herrlichkeiten herbeizaubern, sie waren Zeugen ihres Strebens, den Norden zum Herrn der Civilisation heranzubilden.

Der Kastellan peinigte mich mit den Details aller Umstände, unter denen dieses oder jenes Prachtstück hier seinen Platz gefunden; er war unermüdlich in seinem Amte als Cicerone, welches er mit allem Pompe einer geläufigen

Zunge um so mehr erfüllte, als die Kaiserin ihm selbst den Auftrag dazu in Bezug auf mich ertheilt hatte.

Endlich stand ich im Vorzimmer. Man sagte mir, ich müsse ein wenig warten, Frau Pratassow mit ihren beiden Nichten sei eben jetzt bei der Kaiserin. Ein sehr dienstfertiger Russe hatte mir schon früher mitgetheilt, daß die Pratassow, die erste Kammerfrau, eine sehr wichtige Person am Hofe sei, und bei der Kaiserin in vorzüglicher Gunst stehe, denn es gebe kein Geheimniß der Letztern, in welches sie nicht eingeweiht wäre. Die beiden Nichten, welche sie bei sich habe, und die den Rang der Ehrenfräulein von der Kaiserin erhalten hätten, verdankten ihr Dasein der Liebe Katharina's und Gregor-Orlow's, eben so wie der von dem Ofenheizer Schkurin erzogene Bobrinsky. Meine Ungeduld wurde auf eine sehr harte Probe gestellt, denn ich mußte fast drei Viertelstunden warten, ehe ich bei der Kaiserin gemeldet werden konnte.

Beim Eintreten in ihr Gemach fand ich sie mit Schreiben beschäftigt.

Das Geräusch meines Eintritts störte sie nicht, sie schrieb noch eine Zeit lang ruhig weiter, dann legte sie die Feder nieder, wendete den Kopf nach mir, und sagte: „Näher!“

Nachdem ich dem Befehle Folge geleistet, sprach sie, auf ihre Schreiberei deutend: „Womit glaubt Ihr wol, daß ich mich beschäftige?“

„Ihro Majestät . . . ich bin zu wenig glücklich im Errathen . . . „vielleicht mit einem Gesetzentwurf?“

„Nein, nein,“ entgegnete sie lächelnd, „mit Nichts dergleichen . . . und doch, in der That, Ihr habt nicht so ganz Unrecht, Herr von Lukowsky, es soll eine Art Gesetz darin enthalten sein, oder wenigstens die Andeutung eines Gesetzes für die Czaren und das Volk Rußlands, welches Ziel sie für die Zukunft verfolgen sollen.“ Nach einer Pause fuhr sie fort: „Nun, ich muß Euch schon das Räthsel lösen. Lest den Titel dieses Werkes.“ Mit diesen Worten reichte sie mir ein geschriebenes Heft; ich las die in französischer Sprache geschriebene Aufschrift: „Oleg, historisches Drama.“ *)

„Und hier, mein Herr, habt Ihr auch die Ehre, die Verfasserin desselben vor Euch zu sehen,“ sprach sie lächelnd.

„Ihro Majestät hätten . . ?“

„Findet Ihr das als so etwas Wunderbares?“ fragte sie. „Euer Erstaunen sieht fast aus, als ob Ihr einen starken Zweifel im Hinterhalte hättet. Nun, man kann's Euch nicht verargen, es ist nichts Gewöhnliches, daß, wenn man sein gutes Auskommen als König oder Kaiser

---

*) Man behauptet, Herr Derschawin, Katharina's Secretair, sei der Verfasser dieses Oleg, weil er andere recht erfolgreiche Stücke geschrieben, allein die Autorschaft des Oleg gebührt unstreitig der Kaiserin selbst.

hat, man sich außer den Regierungsgeschäften noch mit Komödienschreiben beschäftigt. Indeß dieser Oleg gehört so halb und halb mit zu einem Regierungsgeschäft. Ich halte den Gedanken, große, geschichtliche, das Vaterland betreffende Ereignisse auf die Bühne zu bringen, und dadurch auf das Volk zu wirken, für viel anziehender, als die Kehlenanstrengungen der Sänger, die mehr als närrischen zehnfachen Wiederholungen einzelner Sätze in den Chören, und die oft abgeschmackten Liebeshändel unserer Trauerspiele. Man muß dem Volke eine nationale Richtung geben, und wer kann das besser, als ich, die Mutter des Volkes?"

„Ich bewundere Ihro Majestät."

„Es thut mir leid, daß Ihr der Aufführung des Oleg's nicht beiwohnen konntet," fuhr die Kaiserin gesprächig fort, denn es war sichtbar, daß sie gern über den Gegenstand sprach; „aber Ihr kamt zu spät nach Petersburg, es ward bei den zur Feier des letzten Friedens mit den Türken veranstalteten Festlichkeiten aufgeführt. Das Publicum war entzückt über die Pracht der Decorationen, und die auf dem Theater darstellende Menge, wie man solche noch nie gesehen.*) Die Handlung des Dramas begeisterte Alle. Der Stoff ist völlig der russischen Geschichte entlehnt, und umfaßt einen ganzen Zeitabschnitt

---

*) Sieben Hundert Personen erschienen auf der Bühne.

derselben. Im ersten Act legt Oleg den Grund zur Stadt Moskau, im zweiten befindet er sich zu Kiew, wo er sich vermählt und seinen Mündel auf den Thron setzt. Alle bei den Vermählungen der Czare gebräuchlichen alten Ceremonien gaben zu sehr anziehenden Scenen und artigen Vorstellungen Anlaß, in denen volksthümliche Spiele und Tänze zur Aufführung kamen. Am Ende dieses Actes sieht man Oleg mit seinem Heere sich zum Feldzug gegen den griechischen Kaiser einschiffen. Der dritte und zugleich letzte Act zeigt den Sieger Oleg, der den Griechenkaiser Leon zum Waffenstillstand gezwungen, in dessen Palaste zu Constantinopel bei einem ihm zu Ehren veranstalteten großen Feste, wo junge Griechen und Griechinnen seinen Ruhm in Chören feiern und Griechenlands alte Tänze aufführen. Die Schlußscene stellt den Hippodrom vor, wo Oleg den Anblick der olympischen Spiele hat und dann, vom Kaiser Leon Abschied nehmend, seinen Schild an eine Säule hängt, als Zeugen seines Aufenthalts in Constantinopel und als Denkmaal für alle seine Nachfolger, eines Tages dahin zurückzukehren." *)

Die Kaiserin, welche von dem Interesse, welches sie als Czarin und Verfasserin an ihrem eigenen Geistespro-

*) Oleg würde jedenfalls ein weit passenderes Sujet zu einer Oper (wenn auch nicht komisch) unter dem Titel: „der Stern des Nordens" gewesen sein, als das hinsichtlich des Textes uns vorgeführte triviale Machwerk dieses Namens.

ducte nahm, hingerissen worden war, hielt plötzlich ein, und sagte nach einer Weile, ihren Eifer selbst belächelnd: „Und ich erzähle Euch Das, als wäret Ihr ein guter Russe, während Ihr doch ein Pole seid . . . ah, wie konnte ich es vergessen! . . . nun, was sagt Ihr zu Oleg?"

„Ihro Majestät, ich betrachte es für ein Glück, daß sein Schild in Constantinopel, nicht in Warschau hängt."

Für den ersten Moment glitt ein leichtes Lächeln über der Kaiserin Antlitz, dann wurde es so ernst, daß ich bereute, diese Antwort ausgesprochen zu haben. „Ihr könntet Euch doch täuschen, mein Herr," sagte sie nach kurzem Schweigen; „wenn Oleg's Schild zu Constantinopel die Mission der Czaren im Oriente andeutet, so habe ich diese durch die Eroberung der Krim einestheils erfüllt, meine Nachkommen werden das Weitere auszuführen haben. Eine zweite Mission nach Westen hin denke ich mit Gottes Beistand noch vor meinem Tode allein zu vollenden, und ihnen nur die Pflicht, meine Hinterlassenschaft als ein ihnen heiliges Erbe zu bewahren, aufzulegen. Diese Mission heißt: die Unterwerfung Polens."

„Barmherziger Gott!" rief ich.

„Gerathet nicht außer Euch, Herr von Lukowsky, sehet die Sache mit mehr Ruhe an. Ich sollte meinen, Euer weißes Haupt wiese Euch auf eine vorsichtige Prüfung des Glückes oder Unglückes an, welches durch die Besitznahme Polens von Seiten Rußlands für Eure Na-

tion entsteht. Was ist Polen? ein ohnmächtiger Mann, der nicht Mittel genug hat, sich von selbst auf den Beinen zu erhalten . . . der Beweis ist im diesem Jahre auf's Neue offenkundig geworden. Ihr wart Zeuge der Demuth der Deputation Eurer Landsleute, die . . ."

„Hätte ich kein Ohr für die tiefe Schmach gehabt, mit der diese Verräther das Vaterland brandmarkten!" rief ich.

„Es kann sein, daß auch ich so spräche, wäre ich an Eurer Stelle. Auch ich liebe die Verräther nicht, aber ich gebrauche sie zu meinem Plane. Ist er erreicht, so kümmere ich mich um die Werkzeuge nicht mehr," sprach die Kaiserin offen. „Wenn die Großen Eures Volkes solcher Gesinnungen voll sind, was könnte mir zur vollkommenen Erreichung meines Planes auf Polen noch hemmend entgegentreten?"

„Das Volk, Ihro Majestät, das von seinen Edlen verrathene Volk!" rief ich. „Ja, es ist etwas Großes, Heiliges um ein Volk, das seine Freiheit vertheidigt mit Blut und Leben. Und ein solches Volk sind die Polen. Glauben Ihro Majestät mir, der geringste Pole, wenn er nur so viel Kraft in seinen Armen besitzt, die Sense zu schwingen, wird nicht zögern, auf das Schlachtfeld zum Kampfe zu eilen, er hat nichts Werthvolleres als sein armes, unter schwerem Joche dahineilendes Leben, aber dies setzt er mit freudigem Muthe ein für das Werthvollste

seines ganzen Volkes, für dessen Freiheit. Aus dem verachteten Knecht wird ein Held, während aus dem stolzen Edelmann ein verachteter Verräther wurde. Lassen Ihro Majestät von dem entsetzlichen Plane ab, Polen zu einer Provinz Ihres Reiches zu machen. Bei dem allmächtigen Gotte, es ist ein verderbliches Werk, ein Meer von Blut und Flüchen wird seine Wogen zum Himmel aufschleudern, Sie werden nur über Leichen Siegerin sein."

„Wir müssen das abwarten," entgegnete die Kaiserin mit entsetzlicher Ruhe. „Für jetzt, wo die Revolution des 3. Mai niedergeworfen ist, habt Ihr Nichts mehr zu befürchten, was einer großen Revolution ähnlich sähe. Eine zweite Theilung wird derlei Gelüste einstweilen paralysiren.

„Eine zweite Theilung?" stammelte ich.

„Zum Heile Polens," fügte die Kaiserin hinzu, „es ist Alles bereits beschlossen und eingeleitet."

Eine Pause folgte. Mir versagte die Zunge] den Dienst, meinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben. Die Kaiserin mochte das bemerken, sie sprach im gütigen Tone: „Herr von Lukowsky, daß ich die Sache von der Person zu scheiden verstehe, werdet Ihr mir durch das an Euch selber erfahrene Beispiel zugestehen müssen. Ich verhehle Euch nicht, daß mir Eure Offenheit wohlgefällt, Ihr erscheint mir wie ein braver Mann, der sein Vaterland über Alles liebt . . . das ist eine Tugend, um so größer, als ich bei all' den Polen, die sich mir bisher genaht

haben, nur eine hündisch kriechende Natur fand. Vergeßt nicht mit dem Maßstabe mich zu messen, den man an eine Kaiserin legen muß. Meine Aufgabe ist eine andere, als die, ein gutmüthiges Weib zu sein. Rußland kann nur im Fortschritt bestehen, im immerwährenden Ergreifen neuer Besitzthümer. Stillstand würde des Kolosses Tod sein. Ihr seht das an einem Ringer. Laßt ihn nur ein Paar Monate nicht seine Kraft gebrauchen, so werden seine Muskeln erschlaffen, er wird schwach werden. Saget also nicht, daß es nur weiblicher Ehrgeiz sei, der mich leitet zur Unterwerfung Polens, sondern saget, es ist die Pflicht, welche die Kaiserin Rußland gegenüber erfüllt.

Nach einer kurzen Pause redete sie weiter:

„Ich hoffte Euch für meinen Plan zu gewinnen, es ist nicht gelungen. Ich bin Euch deshalb nicht feind. Thut, was ihr glaubt als Pole thun zu müssen, ich werde das Meinige thun. Lebt wohl, Herr von Lukowsky . . . lebt wohl! Mit Euch zugleich soll ein Eilbote nach Petersburg gehen, um Alles zu Eurer Rückreise in Eure Heimath zu arrangiren. Sorgt deshalb um Nichts. Lebt wohl!"

Sie reichte mir die Hand zum Kusse. Ich war in der That tief ergriffen. Dieser Abschied ließ mich den Fond edlen großen Geistes, den diese Herrscherin besaß, so wie ihre Herzensgüte erkennen. Wie verändert finden wir durch eigene Anschauung Alles, was entfernt unseren Blicken ganz anders erschienen ist! Welche Verbrechen —

und zwar Verbrechen, vor denen das Herz schaudert — wälzte der Ruf auf Katharina die Zweite! War sie betheiligt bei diesen Verbrechen? Wie sie mir so gegenüber stand, verlor ich den Glauben daran. Sie war ganz Güte, und doch war ich ihr gegenüber der geringste ihrer Gegner. Gewiß, wenn sie die Hand bei den grauenvollen Verbrechen, die man ihr Schuld giebt, mit im Spiele hatte, so möchte ich sagen, sie sah sich moralisch zur Theilnahme daran gezwungen, wollte sie nicht ihre eigene Existenz opfern. Es ist ein Unglück für uns selbst, daß wir nur nach dem äußern Scheine urtheilen, daß die Motive, die Hebel, welche den Menschen zu dieser oder jener That treiben, uns meist verborgen bleiben. Was ist denn verlockender, als Macht und Hoheit? Tausende haben darnach gerungen und sind dabei, unbegünstigt vom Geschick, zu Grunde gegangen. Sie erreichte das Ziel und ... eine Kette besteht aus vielen Gliedern ... eine That reiht sich an die andere. Nur des einmal ausgesprochenen Wunsches, von dieser oder jener Furcht sich befreit zu wissen, bedarf es, um ihn von niedrigen Schmeichlerseelen bei nächster Gelegenheit erfüllt zu sehen — Höflinge und Gewissen sind die schroffsten Contraste, die es giebt.

Ehe ich noch Zarskoje-Selo verließ, hatte ich die Freude, die Fürstin Galizin zu sehen und zu sprechen.

„Mir ist es, als müßten wir uns wiedersehen, Herr von Lukowsky,“ sagte sie mir zum Abschied.

Nur ein Paar Stunden später, als ich wieder in Petersburg eingetroffen war, eröffnete mir der Minister Markow, daß mit dem nächsten Morgen Alles zu meiner Abreise bereit sein würde; zugleich übergab er mir im Namen der Kaiserin eine von ihrem Gesandten zu Warschau zu honorirende Anweisung auf 500 Silberrubel, welche ich als Entschädigung für die mir widerfahrene Brandschatzung bei meiner Verhaftung betrachten sollte. Ich wollte dieses Geschenk nicht annehmen. Es wäre eine sehr unpassende Ablehnung, von der sich die Kaiserin beleidigt fühlen müßte, sagte der Minister. Man könne nur dann ein Geschenk von sich weisen, wenn der Geber nicht mehr als wir besäße, oder wenn wir ihm unsere Verachtung dadurch ausdrücken wollten. Er gäbe mir zu bedenken, ob ich der Kaiserin gegenüber dergleichen auszudrücken für gut befände. Natürlich unterblieb nun die Zurückweisung dieser Summe.

Am nächsten Morgen stellte sich mir ein kaiserlicher Feldjäger vor, der den Befehl hatte, mich bis Warschau zu bringen. Eine Stunde später lag die Newastadt hinter mir, das Dreigespann sauste wie der Wind dahin, es war eine Reise im Fluge ohne Aufenthalt, denn mein Begleiter oder eigentlich Führer verstand es prächtig, kraft seines Amtes als Courier und mit Hülfe von Peitschenhieben und einer ungezählten Menge der kernigsten Flüche, die er auf Posthalter und Kutscher höchst freigebig herabregnen ließ,

jede Zögerung beim Umspannen zu vermeiden. Die Gegenden schwanden bei dieser Sturmeile gleich Traumbildern neben mir hin, bis ich eines Nachts in Warschau am Hotel des russischen Gesandten hielt.

Es war eine tiefdunkle Nacht, kein Stern am Himmel; aber sah es in dem Herzen des Volkes besser und heller aus? nein, nein, da waren auch alle Lichter der Freiheit erloschen."

3.

Der Verrath Felix Potoki's und seiner Genossen hatte seine Früchte getragen, aber keine für die Verräther selber, nur für Rußland, welches seinen vollen Einfluß wiedererlangt hatte. Immer noch befanden sich die Conföderirten von Targowica in der traurigsten Verblendung, der russische Bevollmächtigte wußte sie auf's Vollkommenste zu täuschen, indem er sie in dem Glauben erhielt, als sei Alles, was geschehe, nur der Ausfluß der Theilnahme der Kaiserin für Polens Freiheit und Selbstständigkeit. Von diesem ungeheuren Irrthume befangen, sandten die Conföderirten als Ergebniß einer von ihnen gehaltenen Generalversammlung jene Deputation an Katharina von Rußland, deren Führer Braneki sich durch die niederträchtigste Heuchelei ein Denkmaal der ewigen Schande in der Geschichte seines Vaterlands erwarb. Bald indessen sollten

den Verräthern die Augen aufgehen. Am 16. Januar 1793 rückten die Preußen unter Möllendorf in Polen ein, um den Inhalt eines von Rußland und Preußen gemeinschaftlich erlassenen Schriftstückes zu rechtfertigen, welches also lautete:

„Die Grundsätze des Jakobinismus breiten sich immer weiter aus und drohen allen Thronen und Völkern Gefahr. Im ganzen Lande, sogar auf den Dörfern, wo doch Niemand weiter lebt als Bauern und aristokratische Edelleute, sind Jakobinerclubs, die laut und öffentlich ihre abscheulichen Ansichten dem Volke vortragen. Besonders ist Großpolen der wahre Sitz und die Wiege des Demokratismus, und die Fürsten sind es sich selbst, ihren Völkern und der ganzen Menschheit schuldig, dem Uebel Einhalt zu thun."

Die Targowicaer Conföderirten bekamen solchergestalt eine Ahnung dessen, was sie selbst heraufbeschworen hatten. Am 27. März 1793 bemächtigten sich die Preußen Danzigs. Nun war es am Tage, was das Ende des Spieles sein werde. Welch ein Spiel! Als die Häupter des Targowicaer Bundes den russischen Bevollmächtigten fragten, ob der Einmarsch der Preußen mit Bewilligung der Czarin geschähe, antwortete Dieser, die Kaiserin wisse Nichts davon. Und doch sprach das von Preußen erlassene Manifest vom 25. März, welche die von Seiten Preußens erfolgende Besitznahme Danzigs als das, den Höfen von

Berlin und Petersburg am Besten erschienene Mittel zur Herstellung der Ruhe der Republik und der Nachbarstaaten bezeichnete, geradezu das Gegentheil aus. Die Conföderirten wollten mit Gewalt gegen die preußische Besitznahme auftreten, doch die Russen verhinderten alle diese ohnehin zu spät kommenden Maßregeln, und bald erfolgte eine die Verräther ihres Vaterlandes treffende Demüthigung nach der andern. Der russische Bevollmächtigte Sievers und dessen Beistand, General Igelström, begannen allmählich eine andere Sprache zu reden, aus der deutlich hervorging, daß man den Verrath nur benutzt habe, um vor der Welt eine Hülle zu haben.

Felix Potoki fühlte allmählich, wie er dem Vaterlande genützt; er legte seine Stelle als Conföderationsmarschall nieder, und verlangte, als Gesandter nach Petersburg geschickt zu werden. Um in dieser Eigenschaft in Rußland zu erscheinen, mußte er erst eine Bewilligung Katharina's haben, die er endlich erhielt worauf er sich März nach der russischen Hauptstadt begab.

Seine politische Laufbahn war zu Ende gespielt; er erkannte, welchen Täuschungen er sich hingegeben, wie er seines edlen Geschlechtes Namen als den eines Vaterlandsverräthers gebrandmarkt hatte. Man wußte ihn in Petersburg so lange durch Hoffnungen hinzuhalten, bis in Polen die längst vorbereitete That einer zweiten Theilung vollbracht war, dann ließ man auch ihn fallen. Von

inneren Vorwürfen belastet, krank an Geist und Körper, kehrte Potoki zum Schlusse des Jahres auf seine Güter zurück, ein vor sich und vor der Welt Geschändeter.

Sievers drang im Namen der Kaiserin auf die schleunigste Versammlung eines Reichstages, und derselbe kam zu Stande. Jedermann wußte im Voraus, was geschehen würde.

Stanislaus August's Herz und Muth war gebrochen. Als ihn Sievers aufforderte, zur Eröffnung des Reichstages sich nach Grodno zu begeben, antwortete er: „Niemals werde ich diese Niederträchtigkeit begehen. Die Kaiserin mag mir meine Krone nehmen, mich nach Sibirien schicken oder mich zu Fuße mit dem Wanderstock aus meinem Königreich ziehen lassen — aber ich werde mich nicht entehren."

Er war ein sehr, sehr schwacher König. Katharina ihm durch ihren Minister Sievers sagen, er habe einen sehr unschicklichen Moment zu seiner Abdankung erwählt, und es sei seine Pflicht, den Staat (Polen) aus der jetzigen Krisis zu retten; nur in diesem Falle könne er auf eine glückliche Zukunft hoffen. Er reiste nach Grodno, und Polen sah am 17. Juni (1793) den Reichstag von ihm eröffnet, welcher auf Sievers' Befehl nur von solchen Abgeordneten gebildet werden durfte, die dem Targowicaer Bunde angehörten.

Wenn ein Lied vom letzten Polenkönig im Munde

des Polenvolkes lebte, würde sicher darin vorkommen, wie die russischen Generale ihn, ehe er sich entschloß, nach Grodno zu gehen, in seinem Schlosse gefangen hielten, fasten ließen und beleidigende Drohungen gegen ihn ausstießen.

Welche traurige Rolle spielte er auf diesem Reichstage! — sie war eine verzweiflungsvolle.

Sievers hatte sich getäuscht; er glaubte die Reichstagsversammlung zur Demuth geneigt, und erlebte Widerstand. Sein roher, jähzorniger Charakter verleitete ihn mitten in der Reichstagsversammlung zu Ungebührnissen der gröblichsten Art. Er fluchte wild, tobte wie ein angeschossener Eber und verbot dem Kronschatzmeister, dem König nicht ferner seine auf den Schatz angewiesenen Einkünfte auszuzahlen. Empört über das pöbelhafte Benehmen des Russen sprangen mehrere Reichsstände auf, und boten dem tiefgekränkten Stanislaus August eine halbe Million Gulden aus ihren eigenen Mitteln an, die er aber ausschlug.

Sievers wüthete, und ließ auf das Vermögen mehrerer Reichstagsmitglieder Beschlag legen, befahl die Reichstagssitzungen bei verschlossenen Thüren zu halten, und da dies als eine Gewaltthat von Allen verabscheut wurde, so mußten auf seinen Befehl funfzehn Mitglieder ins Gefängniß wandern. Da indessen fast sämmtliche Reichsstände sich weigerten, ferner die Sitzungen zu besuchen, so sah sich

Sievers gezwungen, seiner Brutalität einigermaßen Schranken zu setzen.

Welche Stürme rief der von Rußland und Preußen der Reichstagsversammlung zur freiwilligen Genehmigung vorgelegte Vertrag wegen Abtretung mehrerer Provinzen Polens an beide Staaten hervor! Wer noch einen Funken Ehrgefühl in seinem Herzen hatte, war empört über eine Anforderung, die durch Nichts motivirt war, auf keinem Rechte beruhte. Mit welcher Schlangenklugheit wurden die Mitglieder der Reichsversammlung bethört! Rußland drang zuerst auf die Unterzeichnung des Abtretungsvertrages der Provinzen, die es von Polen beanspruche. Während dieser Verhandlungen hielt sich der preußische Gesandte von Buchholz ganz ruhig. Die Ruhe dieses Staatsmannes veranlaßte zu der Erwartung, daß, wenn man sich nur über die Anforderungen Rußlands geeinigt und dieses befriedigt haben würde, es auf keiner Länderabtretung an Preußen bestehen werde. Diese Täuschung, von den geheimen Anhängern Rußlands erfunden, zerstob wie Spreu, als das saubere Geschäft mit Rußland am 23. Juli beendigt und unterzeichnet worden war, da gleich am nächsten Tage, am 24. Juli, der preußische Gesandte die Ansprüche seines Königs an polnische Länder vorlegte. Die Geschichte bietet so leicht nichts Aehnliches als diese hierbei aufgestellten Staatsgründe.

Der russische Gesandte gönnte den Polen nun das

Vergnügen, die Preußen als Blitzableiter ihres Zornes zu gebrauchen und auf sie zu schimpfen, so viel sie wollten. Aber das half alles Nichts, der Reichstag mußte sich entschließen, am 5. August die Unterhandlungen mit Preußen zu beginnen. Von nun an bot der Reichstag von Grodno ein Bild immer wilder brausender Stürme. Plötzlich nahm sich Rußland der preußischen Forderungen an. Sievers verlangte gebieterisch die Unterzeichnung des Theilungsvertrages mit Preußen, und das königliche Schloß, in welchem man tagte, wurde unter dem Vorwande, man sei einer Verschwörung gegen die Person des Königs und mehrerer Senatoren auf der Spur, von zwei Bataillonen Grenadieren und vier Kanonen unter dem Befehl des Generals Rautenfeld umringt. Schildwachen wurden vor die Fenster zu ebener Erde gestellt, um Jedem das Hineinsteigen zu verbieten; nur eine Thür, von russischen Officieren bewacht, sollte zum Eingang ins Schloß dienen, und jeder sich Nahende durchsucht werden. Im Vorsaal zum Sitzungssaale stellte man ein Piquet von zwölf russischen Officieren auf, welche zur Abwechselung in den Saal gehen und sich auf die Bänke der Abgeordneten setzen durften. General Rautenfeld erhielt seinen Platz als Wächter über die Reichsversammlung dicht neben dem Throne des Königs. Während die Kanonen gegen das Schloß und den Reichstagssaal gerichtet waren, und Sievers vier Landboten, welche sich sehr stark gegen diese

Anordnungen ausgesprochen, in der Nacht vom 3. zum 4. September durch Kosaken in ihren Häusern hatte verhaften und sofort nach Rußland transportiren lassen, behauptete er (Sievers), es würde ihm nie in den Sinn kommen, die Freiheit der Rede, der Berathschlagungen und Erörterungen zu stören.

Die Versammlung, belagert, denn Grodno war gleichfalls förmlich umzingelt, wollte ihre Berathungen nur dann fortsetzen, wenn die vier Verhafteten wieder in Freiheit gesetzt würden, allein Sievers drohte ihnen, sie sämmtlich nach Sibirien zu schicken, wenn sie sich nicht fügten.

Von diesem Augenblicke an datirt die historische Wichtigkeit dieses Reichstages ganz besonders. Als die Note des russischen Bevollmächtigten verlesen war, herrschte tiefe Stille; Niemand verließ seinen Platz, Niemand sprach. General Rautenfeld, in einem Lehnstuhle neben dem Throne sitzend, wußte, was er zu diesem tiefen Schweigen für eine Miene machen solle; er bat den König, die Versammlung zum Sprechen zu bewegen.

„Ich habe nicht das Recht, den Abgeordneten das Stillschweigen zu verbieten," war die Antwort des Königs.

Rautenfeld verließ den Saal, um unter diesen seltsamen Umständen Verhaltungsbefehle von Sievers einzuholen. Bei seiner Zurückkunft erklärte er, daß die Versammlung den Saal nicht eher verlassen dürfe, bis sie nachgegeben hätte. Gleich darauf erhielt der Großmar-

schall von Litthauen, Graf von Tyszkiewicz, ein Billet von Sievers, worin Dieser befahl, daß selbst der König den Thron nicht verlassen solle, und daß er (Sievers) die Senatoren so lange in dem Reichstagssaale auf Stroh wollte liegen lassen, bis sie seinen Willen thäten. Allein die Reichstagsversammlung blieb stumm. Der Abend kam und mit ihm die tiefen Schatten, die bald von dem Licht der Lampen auf den Kronleuchtern verdrängt wurden ... die Versammlung blieb stumm. Mitternachtsglocken ließen ihre dröhnenden Pulse über die stille Stadt hinschallen ... die Versammlung blieb stumm. Des Hahnes Morgenruf erinnerte an die baldige Wiederkehr des Tages ... die Versammlung blieb stumm.

Da erhob sich Rautenfeld, um ein Detachement russischer Soldaten in den Saal einrücken zu lassen. In diesem Augenblick rief Ankwicz, der Landbote von Krakau, ein eifriger Anhänger Rußlands, der Reichstagsmarschall Bielinski solle die dreimalige Frage stellen, ob man den Wunsch der Kaiserin und des preußischen Königs erfüllen wolle? — fortgesetztes Schweigen solle für Bejahung gelten, so könne keiner der Abgeordneten beschuldigt werden, seine Stimme gegeben zu haben. Kein Mitglied der Versammlung setzte Widerstand gegen diese noch nie vorgekommene Abstimmungsweise, Alle blieben stumm. Da fragte Bielinski, der Russenfreund, dreimal ohne Zwischenräume: ob die Versammlung dem Ausschuß befehlen wolle,

den Abtretungsvertrag an Preußen, ohne allen Zusatz, zu unterzeichnen? Die Versammlung blieb stumm. Bielinski erklärte das Schweigen für Einwilligung. Unter Thränen unterschrieb Stanislaus August den Vertrag. Preußen erhielt in Großpolen die Städte Danzig und Thorn, in Kleinpolen die Stadt Czenstochow; seine neuen Grenzen erstreckten sich nun bis ans linke Ufer der Flüsse Pisitka und Skierniewka; Rußland bemächtigte sich dagegen der Hälfte von Litthauen und der Woiwodschaften Podolien, Polozk und Minsk, eines Theils der Woiwodschaft Wilna und der Hälfte der Woiwodschaften Novogrodeck, Brzesc und Volhynien. Beide, Rußland und Preußen garantirten dafür der Republik Polen die wenigen ihr verbleibenden Trümmer ihrer einstigen Größe.

Das ist die Historie vom stummen Reichstage zu Grodno oder der zweiten Theilung Polens.

. . . .

. . . .

Der letzte Februarabend des Jahres 1794 brachte den Warschauern einen recht bittern Nachgeschmack des Winters. Aus tief herabgesenkten schwarzen Wolken strömten von Zeit zu Zeit kalte eisige Regengüsse, und zuweilen brauste ein Sturmhauch mit so unheimlichem Pfeifen und Rasseln durch die Straßen, daß diese bald menschenleer wurden. Aber gerade dieses Unwetter, welches den Aufenthalt außer den Häusern Jedem zuwider machte,

der nicht von der Nothwendigkeit, ein unaufschiebbares Geschäft abzuthun, gezwungen wurde, bot den sichersten Deckmantel für ein Geheimniß, das in den Wintermonaten von 1793—1794 begonnen, unsichtbar unter den Argusaugen der russischen Polizei (welche wol die Ahnung hatte, daß ein solches Geheimniß bestehe, aber trotzdem weit entfernt war, auf die Spur desselben zu gelangen) herangereift, wunderbarer Weise fast der ganzen polnischen Bevölkerung bekannt war, ohne unter der Vielzahl der Theilnehmer einen Verräther zu finden.

Die russische Polizei, immer und immer angeeifert von dem an Sievers Stelle, welcher nach Beendigung des stummen Reichstages bei der Kaiserin in Ungnade gefallen war, gekommenen russischen Bevollmächtigten und Oberbefehlshaber aller russischen Truppen in Polen, Herrn von Igelström, hatte Nichts unterlassen, um die Fährte der ihr gewordenen Anzeichen einer im Stillen waltenden Verschwörung zu verfolgen; aber diese Anstrengungen hatten kein Glück — das drohende Gespenst der Verschwörung spann unentdeckt seine Fäden weiter.

Die allen Warschauern als aufrichtige Vaterlandsfreunde bekannten Bürger, der Schuster Kilinski und der reiche Wechsler Kapostas, waren die Pfleger dieses Geheimnisses. Bei ihnen versammelten sich zu nächtlicher Zeit Patrioten aller Stände.

An dem erwähnten letzten Februarabend barg das

Gehöfte Kilinski's eine solche Versammlung. Zur Aufnahme der Betheiligten diente ein alter, baufälliger Schuppen, ganz im Hintergrunde des Gehöftes, also ziemlich abgelegen von der Straße, und durch eine hohe Mauer und einen wohl verschlossenen Thorweg von derselben abgesperrt, der von Kilinski für Leute, welche andere Gedanken haben, als sich um die Aeußerlichkeit des Locals zu kümmern, in dem sie sich für kurze Stunden befinden, nach Möglichkeit anständig in seinem Innern hergerichtet worden war.

Während der vom Sturm gepeitschte Regen draußen prasselnd niederschlug, tagte man hier in aller Stille. Kilinski führte den Vorsitz, und wenn Worte Dolche oder Gifttropfen gewesen wären, so hätten wahrlich sämmtliche Russen, und wären deren mehrere Hunderttausende über die polnischen Provinzen verbreitet gewesen, ihren Tod daran gefunden, denn die Mitglieder dieser geheimen Versammlung sprachen sich in den stärksten Ausdrücken aus, und bezeichneten die Dinge bei ihrem rechten Namen.

„Nun, Herr Kapostas," erhob Kilinski seine Stimme, „ich lade Euch ein, uns über alles Auswärtige Bericht zu geben, denn es ist ein Glück für uns, einen Mann, wie Ihr seid, unter uns zu wissen. Eure großen, weitverzweigten Geschäftsverbindungen sind ein köstliches Mittel, über Alles, was außerhalb unserer Hauptstadt und überhaupt außerhalb Polens sich ereignet, Nachricht einzusammeln.

Seid Ihr mit Eurem Bericht zu Ende, so erlaube ich mir das Wort über Das, was hier in Warschau geschieht und gethan werden muß."

Herr Kapostas glich einem Manne, der aus einem recht festen Schlafe aufgerüttelt wird. Wie voll Erstaunen, sich hier in einer Versammlung zu erblicken, in der ihm Niemand unbekannt war, ließ er seinen bisher geschlossenen Augen die Freiheit, seine Umgebungen zu beschauen, und die nächste Folge dieses Ueberblickes war, daß er für einen Moment in seine gewohnten Träumereien verfiel, und über die Versammlung hin eine hebräische Segensformel murmelte, wobei er sehr tiefe Verbeugungen machte. Man war mit den seltsamen Manieren dieses Mannes zu sehr bekannt, um daran Anstoß zu nehmen. Seine phantastischen Träumereien und die Art seiner Lebensweise, die überhäuften Nachtwachen, wo er in den Büchern der Kabbala studirte, sein Fasten, das er sich auferlegte, um leichter am Körper zu werden, damit er mit der Geisterwelt in Rapport treten könne, hatten großen Einfluß auf sein Aeußeres geübt; sein kleiner, gebrechlicher, schwacher Körper war so außerordentlich abgemagert, daß er wie ein Schatten unter den robusten, meist großen Männergestalten erschien.

Nachdem er vor sich auf dem Tische eine Anzahl Papiere aus einer Mappe ausgebreitet hatte, theilte er den Inhalt derselben mit. Die Versammlung erfuhr, daß die

Flüchtlinge Graf Ignaz Potoki, Marschall von Litthauen, und der Kronvicekanzler Hugo Kollantay, Thaddäus Kosciuszko, Thaddäus Mostowski, und der Kronrefendar und Marschall des Constitutionsreichstages (vom 3. Mai 1791), der edle Graf Stanislaus Nalencz Malachowski, sich immer noch in Dresden befanden. Der ebenfalls flüchtige warschauer Advocat Franzisceck Barsz sei dahin von Paris zurückgekehrt, wo er im Auftrage der Verschworenen, die Pläne Derselben der französischen republikanischen Regierung mitgetheilt habe. So sehr man in Paris auch erkannt habe, daß einer kraftvollen Erhebung der Polen fremde Hülfe unentbehrlich sei, so hätte man doch nur für den Fall, daß man entscheidend siegreich gegen Oesterreich sei, einen solchen der Republik Polen zu leistenden Beistand in Aussicht stellen können. Briefe aus Constantinopel vernichteten jede Aussicht auf Hülfe, da die Türkei von dem letzten Kriege gegen Rußland noch zu sehr erschöpft sei. Nur aus Schweden waren einige Aufmunterungen zur Erhebung gegen Rußland eingegangen; aber diese von dorther gestellte Aussicht auf Beistand war so seicht, daß es thöricht gewesen sein würde, irgend eine Hoffnung darauf zu bauen.

Als Kapostas den Inhalt der Papiere vorgelesen hatte, folgte eine tiefe Stille.

Kilinski endigte dieses entmuthigende Schweigen, indem er rief: „Männer, nicht den Muth verloren! Was

haben wir denn eigentlich nöthig, so ängstlich nach fremder Hülfe umherzuspähen, wie Schiffsleute, die Masten und Ruder verloren haben und ihres Schiffes nicht mehr Herr sind? Ei, sind denn in den Provinzen, die man Polen abgerissen hat, andere Völker eingewandert und polnisches Blut dort ausgestorben? Nein, da sind noch dieselben Polen, wie sie ehemals gewesen, unsere Brüder, eines Stammes mit uns, die nicht vergessen haben, daß sie zu uns gehören. Und mag Polen noch tausendmal getheilt werden, immer bleibt sein Volk dasselbe, und unser Aufruf wird Hunderttausende unter die Waffen eilen sehen. Laßt nur den Muth nicht fallen. So kann es nicht bleiben, wie es jetzt ist, wir müssen losbrechen.

„Er hat recht, mag's kommen, wie es will, losbrechen müssen wir!" riefen Mehrere.

Und nun entwarf Kilinski mit einem ungemeinen Aufschwung von Beredtsamkeit ein Bild des unerträglichen Druckes, den der russische Oberbefehlshaber über Polen verhängt hatte. „Ist dieser Igelström ein Mensch?" rief er. „Uebertrifft seine Härte und Anmaßung nicht Alles, was wir von seinen Vorgängern geduldet haben? Ich will nicht sagen, daß wir Ursache haben, unsern König zu lieben, er ist ein Feigling, ein Verräther an unserer Republik, wir wissen das Alle; aber er ist König von Polen, und wird er und sein Hof als solcher von diesem übermüthigen Igelström behandelt? mit welch empörendem

Stolze! mit welcher Verachtung! Hat dieser Russe nicht sogar die Ehre unseres Heeres angegriffen, indem er den vor zwei Jahren im Kriege gegen Rußland gestifteten Militair-orden den damit Ausgezeichneten zu tragen verbot? ist er nicht so weit gegangen, die Gesandten zu beauftragen, den im Auslande lebenden polnischen Officieren diese Ordenszeichen abzufordern? Läßt er nicht durch seine Kosaken die Landleute aus ihren Hütten reißen und sie herdenweise wie Vieh nach Rußland treiben, um dort die Regimenter zu ergänzen oder öde Steppen zu bevölkern? Männer! Polen! seid Ihr Väter, und Ihr erzieht Eure Söhne nur deshalb, um Knechte Rußlands zu werden? Eure Töchter nur, um den Russen Buhldirnen zu verschaffen? Verflucht sei Jeder im Namen des Vaterlandes, der so ehrlos dächte, daß ihm seiner Kinder Schicksal gleich wäre!" Kilinski verstand es, an die Herzen zu greifen. Mit wenig Worten erschütterte er die Zaghaftesten, daß sie Muth empfanden. Gleichwie alle Seiten einer Windharfe zusammen erklingen, wenn ein starker Luftzug weht, so auch brauste die Versammlung in die lebhaftesten Verwünschungen gegen Igelström auf. Die zuvor herrschende tiefe Stille fand in diesem Sturme des Hasses den schlagendsten Gegensatz.

Während der alte unscheinbare Schuppen Zeuge des Hasses gegen die russische Zwingherrschaft wurde, klopfte die Faust eines von dem strömenden Regen gänzlich durchnäßten Wanderers stark an die geschlossene Thür des

Kilinski'schen Wohnhauses. Endlich ließen sich langsame, schlürfende Schritte in der Flur vernehmen. Die Riegel wurden weggezogen, und als die Thür sich öffnete, sah der Klopfende, der eiligst eintreten wollte, sich von der Faust eines plumpen Kerls zurückgestoßen, der ihm mit dem Laternenlichte, welches er in der Hand ihm entgegenhielt, gleichsam den Rückweg auf die Straße andeuten zu wollen schien.

„Halt ... bei uns sagt man erst, was man will, hier geht's nicht so geradezu wie beim Bauer in den Stall.“

Der wieder auf die Straße Zurückgestoßene verharrte einige Sekunden im Schweigen, dann trat er näher und sagte: „Ignaz, den Julian, der hier in dem Hause auferzogen worden ist, wirst Du doch einlassen?“

„Oho ... was? ... hm ... wer wäret Ihr ... he?“

„Hast Du's vergessen, Ignaz, wie ich aus dem Hause hier auf das Schloß kam? Da nahm ich von Dir Abschied ... 's war im Pferdestalle ... weißt's noch?“

Ignaz war nicht der Mensch, welcher sich einer Ausdrucksweise zu erfreuen hatte, durch die er seine Gefühle so schnell zu einem Gipfelpunkt bringen konnte, um Dem, mit welchem er es zu thun hatte, einen Begriff davon beizubringen, was er meinte. Für jetzt brachte er es nur so weit, durch Aufsperren des Mundes sein Erstaunen kundzuthun. Julian trat nun ins Haus ein;

er drückte Ignaz die Hand, und ein dumpfes, unentschiedenes „Hm!“ war der erste Laut, welcher bezeugte, daß der ehrliche Schuster das Staunen so weit überwunden hatte, um baldigst einen Ausdruck für seine Freude zu finden. Nach einem nochmaligen „Hm!“ wobei er die Laterne so hielt, daß deren Lichtschein das Gesicht Julian's vollkommen beleuchtete, sagte er wie vor sich hin: „Er ist's ... 's ist der Julian ... ich will verdammt sein, keinen vernünftigen Draht mein Lebtag mehr durch eine Sohle zu stechen, wenn er es nicht ist.“

„Hu, 's ist kalt hier, Ignaz, mach' zu, mich schauert ... wo ist Meister Kilinski?“

„Nicht zu Hause ... aber ...“

„Seine Frau und der Thomas?“

„Im Theater, wo sie ein Stück: „die Krakauer,“ aufführen sehen. Die Dorlinka ist mit ihrem Geliebten auch dort.“

„Dorlinka ist wieder hier?“ fragte Julian erstaunt.

„Schon über ein halb Jahr fast.“

„Julian schien nachzusinnen, und sagte dann: „Es ist ein schlechtes Zeichen für mich, Niemand zu Hause zu finden ... ich hoffte auf ein Nachtlager bei Meister Kilinski ... wohin jetzt in der Nacht und in dem Teufelswetter?“

Diese Rede schien auf Ignaz Eindruck zu machen. Ohne zu antworten, schob er die Riegel vor, und

sagte: „Kommt nur, Herr Julian ... wenn wir hier stehen blieben, säh' es ja aus, als hättet Ihr gar Nichts in dem Hause zu suchen ... und das wäre denn doch ... nein, nein, wegen Nachtquartier habt keine Angst; im schlimmsten Falle habt Ihr eines bei mir, so gut ich's gerade geben kann. Mein Weib wird freilich Augen machen; aber ich lasse mir's nicht nehmen ... als Meister habe ich schon auch noch Etwas zu befehlen im Hause."

Mit diesen Worten, welche Ignaz mehr ärgerlich vor sich hinbrummte, als sie laut an Julian zu richten, war dem Letztern der Umschwung des Schicksals enthüllt, welchen Ignaz an seiner eigenen Persönlichkeit erlebt hatte.

Sie gingen mit einander die Hausflur entlang. Neben der Pforte, die in das Gehöfte hinaus führte, war ein Gemach, eine Art Rumpelkammer. Hier hinein führte Ignaz den Ankömmling, und indem er, nachdem Julian den triefenden Mantel abgeworfen und sich des einzigen hier befindlichen hölzernen Schemels bedient hatte, vor ihn hin trat und ihm die Hand bot, hatte er den richtigen Faden zur Anknüpfung der früheren freundschaftlichen Gesinnungen gefunden. „Herr Julian," sagte er, „ich habe Euch gerade noch so lieb wie früher ... hm, wir waren ja ein Herz und eine Seele ... ja, was aus einem Schuster werden kann, man glaubt's nicht! Da bin ich im Umsehen zum Meister, Ehemann und Vater geworden, ohne mehr Mühe bei alle Dem gehabt zu haben, als wenn

man ein Paar dicke Sohlen aufnäht. Aber 's ist Alles möglich. Mit dem Gelde, das die Majestät dem alten Jametz und mir schenkte, Ihr wißt's wol noch? wurde ich Meister. Na, ohne Weib ging's nicht; Meister Kilinski sagte es auch, und so ..." hier machte der ehrliche Ignaz eine unwillkürliche Bewegung mit der Hand hinter die Ohren, als fühle er dort ein Krümmen ... „ging ich in die Falle. Ich weiß nicht, war's klug oder dumm, aber jedenfalls wird's Kluge und Dumme beisammen gewesen sein, denn für mein Weib war's klug, denn wo hätt's so 'n Mann wie mich gekriegt? für mich aber war's dumm, denn, unter uns, mein Weib hat eine Tochter mitgebracht, die mir die Ehre anthut, mitzuessen, wenn's was zu essen giebt, und außerdem mich nur für ihren Schuster betrachtet. O, ich lebe recht glücklich! mein Weib hat eine Zunge und Lunge vom stärksten Leder, und meine Tochter Util ist kreuzbrav auf den Tanzböden. Wenn Beide nicht zu Hause sind, bin ich stets der Herr vom Hause."

„Ach, Du armer Ignaz!" sagte Julian bedauernd, „und doch erbotest Du Dich, mir ein Nachtlager zu geben?"

„Für den Fall, daß Ihr nicht hier bleiben könntet, ja ... ich müßte einmal das Rauche herausstecken, hm, 's könnte auch sein Gutes haben; aber jedenfalls müßte mein Weib sammt der Util eher aus dem Hause, als ich Euch fortließe."

Julian erkundigte sich nun nach der Familie Kilinski. Der Thomas war nun Meister, aber gerade noch so dummstolz wie früher, und der Mutter Kilinska Abgott. Zu einer Braut hatte er's noch nicht gebracht, weshalb er im väterlichen Hause verblieben. Ein junger Herr von Lukowsky sei der Dorlinka ihr Geliebter, ein Student noch, aber ein recht herzlich gutes Blut. Indem Ignaz eben Weiteres von der Familie Kilinski erzählen wollte, wurde an der Decke über ihren Häuptern stark gepocht.

„Was ist das?“ fragte Julian erstaunt.

„Hm . . . ich weiß nicht . . . will nachsehen.“ Mit dieser Antwort und in einer sichtbaren Verwirrung verließ Ignaz die Kammer. Julian erstaunte noch mehr, als er ihn, statt die Treppe hinauf, in den Hof hinausgehen hörte. Aber der plätschernde Regen und der sumpfige Boden im Hofe machten es unmöglich zu hören, nach welcher Seite er seine Schritte lenkte. Das war ein Anstrich von Geheimnißvollem, welchen Julian sich nicht deuten konnte und weshalb er sich befangen fühlte. Ignaz schien das Wiederkommen zu vergessen. Die Stille in der Kammer und die Ermüdung, welche Julian empfand, wirkten abspannend auf ihn ein. Im Scheine des trübe brennenden Laternenlichtes sah er auf der Bank an der Wand einen Schafpelz liegen; er hüllte sich in diesen ein, und streckte sich auf die Bank aus. Wie anders war Alles mit ihm geworden! Vor zwanzig Monaten befand

er sich noch im Glanze des stolzen Kaiserschlosses zu Petersburg, umgeben von Allem, was einen angenehmen Eindruck auf Sinn und Herz zu machen im Stande war, und heute lag er eingehüllt, ermüdet auf einer harten Bank im Hause Dessen, bei dem er die ersten zehn Jahre seines Daseins zugebracht hatte.

Wir knüpfen hier die Schilderungen der ihn betreffenden Ereignisse an, welche den Zeitraum nach seiner glücklich gelungenen Flucht aus der Datscha des Fürsten Galizin bis zu diesem Abende ausfüllen.

Der alte Meister Chiavelli war nicht wenig erstaunt, Julian zu so später Abendstunde in sein Wachsfigurencabinet eintreten zu sehen. In der Regel wurde das Letztere mit dem Glockenschlage Acht geschlossen; da es jedoch schon zwei Tage lang nicht mehr dem Publicum zur Schau offen stand, indem zur Uebersiedelung nach Moskau der alte Meister die Figuren zerlegen und einpacken mußte, so trieb er diese Beschäftigung bis spät in die Nacht hinein, welcher Umstand die Ursache war, daß der flüchtige Julian Licht durch die Fenster der Schaubude bemerkte, und nach mehrmaligem Klopfen Einlaß in dieselbe fand.

Wenn eine Rettung für ihn möglich war, so war unstreitig der sicherste Weg dazu, mit Chiavelli Petersburg zu verlassen. Dies konnte nur durch eine Täuschung des alten Meisters bewirkt werden, denn Diesen über die

von ihm selbst beförderte Geheimcorrespondenz in Kenntniß zu setzen, und ihm von deren Entdeckung zu sagen, würde bei Chiavelli's habsüchtigem Charakter wol gar zu einem Verrathe seiner Person geführt haben. Julian traute dem Italiener eine solche That zu. Indem er ihm erzählte, daß er bei dem Feste in der Galizin'schen Datscha durch die spöttischen Bemerkungen und verächtlichen Reden eines Lieblingscavaliers der Kaiserin über den König von Polen so sehr in Zorn gebracht worden sei, daß er den Spötter niedergestoßen habe und seiner Verhaftung nur durch ein Wunder entgangen sei, machte er dem alten Meister, dem die Aussicht vorschwebte, am Hofe des kunstliebenden Stanislaus August ein ruhiges Alter als Professor zu erwerben, geneigt, zu seiner Rettung behülflich zu sein. Trotz seiner Habsucht war Chiavelli dem Ehrgeize sehr zugänglich, und fühlte sich als Künstler schwer verletzt, daß man ihn in Petersburg nicht mehr ausgezeichnet, ja in der letztern Zeit gleichsam übersehen hatte, indem der Besuch der Schaulustigen sich vom Osterfeste an auf eine sehr kleine Anzahl Fremder beschränkte. Die beiden auf diese Weise hart angegriffenen Leidenschaften des Italieners fielen dadurch in Eins zusammen, und dies bewies die Antwort, welche er Julian gab: „O, das ist ein prächtiges Land, wo die Leute gleich mit einem Pelze auf die Welt kommen müssen, um das Gehirn nicht zu erfrieren! Was weiß man hier, wie ein Künstler zu schätzen ist!

Haben nicht die vornehmen Damen die Nasen gerümpft und gesagt, meine Figuren röchen nach Leichenduft? Es ist gewiß, man würde sich hier den Teufel darum scheren, wenn man Euch beim Kragen hätte nehmen können, ob Ihr ein Künstler seid oder ein dummer Bauer. Ein kopfloser Höfling wiegt hier tausendmal mehr auf, als ein Künstler. Ihr habt's recht gemacht, daß Ihr einem solchen Dummkopf zur Ader gelassen habt. Haben sollen sie Euch nicht, übermorgen reise ich mit meinem Cabinet nach Moskau und Ihr bleibt bei mir."

So kam Julian nach Moskau. Niemand kümmerte sich in dieser uralten Hauptstadt Moskoviens um die nähere Bekanntschaft mit Künstlern, und doch fand Chiavelli seine Rechnung daselbst, indem er das Malertalent Julian's zu verwerthen wußte. Sein speculativer Geist war auf den Einfall gerathen, Bilder, historische Scenen aus der so stoffreichen Geschichte Moskau's darstellend, welche ihm in ein Paar alten Büchern zufällig vor die Augen gekommen waren, durch Julian in Farben wiedergeben zu lassen, und die reichen Bojaren, welche Gefallen an diesen Bildern fanden, bezahlten so gut, daß Chiavelli, der nebenbei in seiner Schaubude auch eine leidliche Einnahme hatte, den Aufenthalt in Moskau nicht nur höchst angenehm fand, sondern auch, weil er nicht unbedeutend an Julian's Arbeiten verdiente, Diesem selbst eine große Zuneigung bewies. Die politischen Verhältnisse waren zu gleicher

Zeit von der Art, daß Julian wenigstens für jetzt an keine Rückkehr nach Warschau denken durfte. Vineccio, dem er Alles treulich mitgetheilt hatte, was ihn bewog, Petersburg zu verlassen, rieth ihm brieflich und zugleich im Namen des Königs, jetzt, wo der russische Einfluß wieder der einzig überwiegende in Polen geworden war, zu seiner eigenen Sicherheit und um den König nicht in eine unangenehme Situation zu bringen, fern von Polen zu bleiben. Mit tiefem Kummer erfuhr Julian den Einbruch der russischen Armee in Polen. Er begriff sehr wohl, daß es dem König besonders angelegen sein mußte, ihn in dieser Zeit, wo der Feind Herr des Landes geworden, fern zu wissen. Wie leicht war eine Entdeckung seiner Person möglich, ja sogar zu erwarten, und in diesem Falle gerieth der König in eine sehr odiöse Stellung den Russen gegenüber. Von Lodoiska Potoka erfuhr Julian in seinem Stillleben zu Moskau — denn er vermied, um jeder möglichen Entdeckung seiner Person vorzubeugen, so viel es sich thun ließ, die Oeffentlichkeit, wozu natürlich der Aufenthalt in der Schaubude besonders zu rechnen war — Nichts, ihr Schicksal blieb ihm unbekannt, und dies erfüllte ihn mit Trauer, um so mehr, als er ja wußte, daß das Geheimniß ihrer gegenseitigen Liebe nun verrathen sei.

Desto heiterer war Chiavelli; der gute Handel mit den von Julian gemalten Bildern machte ihm außer-

ordentlich viel Vergnügen, und er speculirte darauf, seinen Winteraufenthalt in Moskau zu nehmen. Zu diesem Zwecke folgte er den Einladungen mehrerer großen Grundbesitzer aus der Umgegend von Kasan, mit seinem Wachsfigurencabinet auf einen Monat dorthin zu kommen. Da diese Herren ihm die Kosten der Hin= und Rückreise garantirten, und die große vierzehntägige Wallfahrt zu dem wunderbaren Marienbilde des dicht bei Kasan gelegenen Klosters Semiosernoi, welches Bild alljährlich in feierlicher Procession nach genannter Stadt gebracht und in den Kirchen ausgestellt wird, zu dieser Zeit, weil eine ungeheure Menschenmenge aus den benachbarten Gouvernements dort zusammenströmt, eine glänzende Einnahme versprach, so hielt Chiavelli den Plan fest. Der spätere Herbst und die winterliche Zeit versammelte in Moskau den Großadel, von dem jetzt viele Familien auf ihren Gütern lebten; Chiavelli konnte dann bei seiner Rückkehr nach der alten russischen Hauptstadt auf ein fast ganz neues Publicum rechnen, welche Aussicht zu verlockend war, als daß er die Unterbrechung seines bereits dreimonatlichen Aufenthalts nicht für sehr vortheilhaft hätte finden sollen.

So hatten denn die Kasaner gegen Mitte September den ihnen neuen Anblick eines Wachsfigurencabinets, und der Italiener sah seine Speculation reichlich belohnt: seine Einnahmen waren glänzend. Aber die Reise war von übler Einwirkung auf ihn, eine Krankheit warf ihn auf's

Lager. Julian, welcher in so weiter Entfernung von Petersburg an der Grenze Asiens nicht die Vorsicht, die Oeffentlichkeit zu vermeiden, nöthig hatte, verwaltete unterdessen sein Amt, und die einzigen trostreichen Augenblicke des Italieners waren die, wo ihm Julian allabendlich nach Schluß des Cabinets eine wohlgefüllte Cassette überreichte.

Die Wallfahrt hatte begonnen, die Stadt war von täglich neu herzuströmenden Menschenmassen überfüllt; das wunderthätige Marienbild, welches in den vorzüglichsten der vierzig griechischen Kirchen zur Ausstellung umherwanderte, übte eine ungeheure Anziehungskraft, und die Schaubude Chiavelli's theilte an manchen Tagen dieselbe, denn man hatte dergleichen noch nie gesehen. Vorzüglich boten die Abende ein lärmendes Gedränge der untersten Volksklassen; keiner der Wallfahrer wollte das Wunderbare einer solchen Schaustellung versäumen. Mit Mühe waren diese Schaulustigen abzuhalten, da der russische Erklärer der Figurengruppen, den Chiavelli in Moskau engagirt hatte, doch immer seine Tour als Cicerone nur einmal machen und sich bei den einzelnen Gruppen nicht durch doppelte Erklärung für die in die Bude neu eindringenden Schaulustige lange aufhalten konnte.

Julian besorgte die Kasse; er hatte sich in kurzer Zeit einen schnellen Ueberblick dieses Geschäfts zu eigen gemacht. Als an einem Abende das Gedränge der

Herausströmenden und der sich gewaltsam Hineindrängenden seinen Höhepunkt erreicht hatte, und mancher Schrei des Schmerzes und mancher wilde Fluch der sich mit den Ellenbogen höchst unsanft Berührenden laut wurde, erhob sich plötzlich am andern Ende des Platzes, auf welchem die Bude stand, ein mörderliches Gebrüll. Es brachte große Verwirrung in die Menge der Schaulustigen.

„Kosaken machen auf entsprungene Transportirte Jagd," erklärte der aus dem Innern der Bude an den offenen Kassenraum herausgetretene Cicerone, als ihn Julian fragte, was das Geschrei bedeute. „Gott stehe den armen Teufeln bei, wenn sie erwischt werden, man prügelt sie halb todt."

„Es ist schon dunkel, vielleicht entkommen sie," bemerkte Julian.

„Es wird schwer halten, man hat sie zu sehr gezeichnet."

Eben wollte Julian fragen, was der Ausdruck „gezeichnet" bedeute, als unter der von vier großen Laternen beleuchteten Menschenmenge ein außerordentlicher Tumult entstand; Alle schrien durch einander, man stieß und drängte sich auf's Fürchterlichste. „Da haben wir's . . . einer von den Entsprungenen hat sich unter die Leute hier geflüchtet," bemerkte der moskauische Erklärer. „Hören Sie, man schreit: der Geschorene! . . . und da sind auch schon die Kosaken."

Julian's Unkenntniß der russischen Sprache verhinderte allerdings, daß er von dem Lärmen, der sich wie ein Wirbelwind vor der Bude erhob, Etwas verstehen konnte. Es war ihm, indem er, nicht recht der Ehrlichkeit der sich Drängenden trauend, die Cassette mit beiden Händen fest-hielt, als winde sich Etwas an seinen Füßen vorüber. Als er jedoch hinablickte, sah er Nichts, nur der den Eingang zum ersten Platze verhüllende Teppich bewegte sich etwas, indeß das konnte eben so gut durch einen leichten Anstoß seiner eigenen Person bewirkt worden sein. Die Kosaken hielten den Volkshaufen wie im Belagerungszustand; man hatte nach Militair geschickt, und bis dies anlangte, sollte Jeder auf dem Platze bleiben. Da aber die Meisten nicht Lust dazu empfanden und sich zu entfernen suchten, so schlugen die berittenen Steppensöhne unbarmherzig mit den Kantschu's drein, wodurch der Andrang nach der Bude so stark wurde, daß die mit Gewalt Hineindrängenden nicht mehr aufzuhalten waren. Julian sah sich veranlaßt, die Cassette zu retten. Er eilte in den Raum hinein, wo sich am Ende desselben ein kleiner verschließbarer Breterverschlag mit Tisch und Stuhl und einigen Koffern befand. Kaum hatte Julian die Cassette auf den Tisch gesetzt, als er auf der Seite des Verschlages, wo der amphitheatralisch erhöhte Platz für das niedere Publicum anstieß, ein leises Rutschen auf dem mit Dielen bedeckten Fußboden vernahm. Erstaunt blieb er stehen.

Das Geräusch verstummte auf einige Sekunden, dann war es von Neuem hörbar; bald darauf erhob sich, da an dieser Seite die breterne Wand des Verschlags nicht ganz auf den Boden hinabreichte, ein Menschenhaupt, dessen Schädel gänzlich abgeschoren war, ein wenig vom Boden auf, umherspähend. Die Lampe auf dem Tische brannte trübe, die über den Tisch gebreitete Decke verhüllte dem nun schnell in den Verschlag herein Kriechenden die Unterhälfte von Julian's Körper, so daß Jener ihn nicht gewahrte. Nach einer nur sekundenlangen Rast, in welcher der geschorene Kopf des Unglücklichen, den Julian nach der Bezeichnung des moskauischen Erklärers ganz richtig für einen Entsprungenen hielt, nach dem Lärm am Eingange der Bude hinhorchte, richtete er sich in die Höhe. Es war eine Mittelgestalt, deren Vorderseite sich von dem Kriechen auf der Erde über und über mit Schmuz bedeckt zeigte.

„Ach, großer Gott! wo bin ich hingerathen? — hier entdecken sie mich," hörte ihn Julian in polnischer Sprache murmeln. War diese Ueberraschung für den Letztern schon groß, so stieg sie zu dem außerordentlichsten Grade, als gleich darauf der Unglückliche sich dem Lampenlichte zuwendete, und Julian in ihm Adam Stiaska, den Secretair des Grafen Felix Potoki erkannte. Dieselbe heftige Ueberraschung fesselte den Flüchtigen. Wie entstellt war der Unglückliche! Nicht nur der Kopf war ihm

glatt geschoren, auch die Nasenflügel waren ihm aufgeschlitzt. Er sah entsetzlich aus.

„Herr Julian!“ stammelte er zweifelhaft.

„Sind Sie es wirklich? Adam Stiaska?“

„Ja ... retten Sie mich ... bei der Barmherzigkeit Gottes, lassen Sie mich nicht in die Hände der Kosaken fallen ... man schlägt mich halb todt und bringt mich nach Sibirien ... ach, hören Sie den Lärmen? ... wenn man mich findet ....“

Ein kurzes Nachsinnen brachte Julian zu einem Gedanken, der hier allein Hülfe bringen konnte. Hastig riß er einen der Koffer auf, die mit verschiedenen Garderobestücken gefüllt waren. Eine schwarze Allongeperrücke und eine braune Kutte, wie für einen Kapuzinermönch passend, verhüllten, da die letztere sehr lang war, Adam's ganze Gestalt und seinen geschorenen Kopf vollkommen. „Kommen Sie, Unglücklicher ... ist es möglich, so rette ich Sie.“

Der Verschlag, in dem sie sich befanden, machte die Wand aus, welche die Zuschauerplätze sowol als die letzte der Figuren-Gruppen, die in einer Reihe und auf einem niedern Podium aufgestellt waren, begrenzte. Jede dieser Gruppen stand in einem Rahmen, dessen Seitenwände als Hintergrund der Scene getreue Decorationen bildeten. Hinter den Hintergründen führte ein freigelassener Gang aus dem Verschlag nach dem Eingang der Bude vorbei. Die Gruppen waren dadurch, daß sie nicht un-

mittelbar an der innern Seite der äußern Budenwand standen, vor Feuchtigkeit gesichert, und der Gang bot dem Meister Chiavelli, wenn irgend eine nothwendige Veränderung an einer oder der andern Figur der Gruppen ihm nöthig erschien, Gelegenheit, dies leicht zu bewerkstelligen, da die Hintergründe gemalte Leinwandprospecte waren, die mittelst Rollen in die Höhe gezogen werden konnten.

„Nehmen Sie diese Stellung an und verhalten Sie sich unbeweglich in derselben,“ flüsterte ihm Julian zu, indem er, die Lampe niedersetzend, ihm die Stellung eines Menschen zeigte, der, auf den Knien liegend, das Gesicht auf die in einander verschlungenen Hände gedrückt, anbetend oder Verzeihung flehend auf der Erde liegt. „Vergessen Sie nicht, daß Ihre Rettung allein von der Unbeweglichkeit Ihres Körpers abhängt,“ sprach er leise weiter zu ihm. „Sie befinden sich in einem Wachsfigurencabinette, und es ist möglich, die nach Ihnen Suchenden so zu täuschen. Gelingt dies, so sind Sie geborgen . . . ich verlasse Sie nicht, hören Sie wol?“

Adam hatte in der Ueberfülle des Glückes kein Wort des Dankes, aber er ergriff den Saum des Rockes seines Retters und küßte denselben. Julian lüftete ein wenig den Hintergrund der an dem Verschlage zunächst stehenden Figuren-Gruppe, die das Wiederfinden zwischen Joseph, seinem greisen Vater und seinen Brüdern darstellte. Da das Publicum am Eingange der lang sich hindehnenden

Schaubude drängte, und Aller Aufmerksamkeit auf die Habhaftwerdung des Entsprungenen gerichtet war, so geschah die Verwandlung Adam Stiaska's in einen überzähligen Sohn Jakob's am Ende des Schauplatzes, ohne daß irgend Jemand Etwas davon bemerkt hätte. Julian befestigte den Hintergrund wieder, daß er straff herabhing, und begab sich dann nach dem Eingange zurück, wo er gerade anlangte, als eine halbe Militaircompagnie vor demselben eintraf. Da die Kosaken behaupteten, der Entsprungene könne sich nirgends anders als in der Bude unter den Leuten versteckt befinden, so mußten Alle einzeln heraustreten, und als man sich überzeugt hatte, daß der Gesuchte nicht darunter war, so ging es an die Durchsuchung des Innern der Bude.

Die Soldaten, welche solche Kunstwerke, wie sie hier erblickten, noch niemals gesehen hatten, waren vollkommen verblüfft. Die meisten bekreuzigten sich vor den leblosen Gestalten; der Officier, ganz in demselben Zustand der Verwunderung wie seine Soldaten sich befindend, wollte indeß mehr Muth an den Tag legen, er berührte eine der Figuren sehr unsanft mit seinem Säbel und der Kopf fiel zu ihren Füßen herab. Diese Probe des Muthes überzeugte ihn und sein Gefolge, daß die Figuren nicht lebendig seien. Mit größter Muße besah man sich bei dieser wohlfeilen Gelegenheit das ganze Cabinet, hielt dann unter den Bänken und in allen Winkeln Nachsuchung,

und zog nach Verlauf von einer Stunde, während die Kosaken draußen hielten, mit der Versicherung ab, hier sei kein Entsprungener zu finden. — Adam Stiaska war gerettet.

Unmöglich aber war es, ihm für jetzt zu weiterer Freiheit zu verhelfen. Wo sollte er in diesem Zustande hin? Julian sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, Iwan, den moskauischen Erklärer, das Geheimniß mitzutheilen, da es nicht möglich war, dasselbe vor ihm zu verbergen.

Iwan lachte herzlich, als er erfuhr, der Patriarch Jakob sei bei Gelegenheit der Durchsuchung der Bude um einen Sohn reicher geworden, und äußerte, man müsse diesen jüngern Sohn sehr vorsichtig bewahren, daß ihm weder Sonne noch Kosaken ins Gesicht kämen.

„Ein prächtiger Kerl, zu Allem anstellig, wenn er nur nicht so entsetzlich dem Branntwein zuspräche,“ bemerkte Julian gegen Adam, der nun in dem kleinen Verschlage wohnte.

„Wenn er uns verriethe! im Rausche vielleicht?“

„Ich halte ihn für zu ehrlich zu solch schlechtem Streiche.“

Adam widersprach nicht, er hoffte, daß Julian seinen Mann durch längere Bekanntschaft doch besser kennen müßte. Für Julian, der von dem Geretteten dessen Gefangenschaft und Verhör erfuhr, war es ein furchtbarer Schlag, als Adam behauptete, Lodoiska sei die Gemahlin

des Fürsten Galizin geworden. Ein Gefängnißwärter habe ihm das mitgetheilt. So war denn auch diese Hoffnung für ihn verloren. Ha, welches Opfer für diese schöne und edle Jungfrau, an der Seite eines nicht geliebten Gemahls zu leben!

Diese Nachricht regte ihn so sehr auf, daß er wünschte, weit weg von dem Boden Rußlands zu sein. Er äußerte dieses gegen Adam. „Ach, Sie sprechen mir das aus der Seele; aber wie sollen wir die Flucht bewerkstelligen? es ist unmöglich, so schnell aus diesem Lande zu entkommen. Sind wir nicht an der asiatischen Grenze?" entgegnete Adam. Julian fand den Einwand sehr vernünftig, und unterdrückte den Wunsch, so sehr ihm auch das träge Leben, das er jetzt führte, verhaßt war.

Der baldigen Abreise wegen mußte auch Chiavelli, welcher sich wieder von seiner Krankheit erholt hatte, von Adam's Rettung unterrichtet werden. Anfangs weigerte er sich entschieden, ihn mit fortzunehmen; Julian hatte viele Mühe, ihn dazu zu bewegen. Nur die Verheißung, daß er in Moskau ihm die Bilder für das halbe Geld malen wolle, machte den habsüchtigen Italiener endlich gefügig. Adam wurde nun nach Kräften zugestutzt: eine kleine dunkle Perrücke, die meist auf Chiavelli's Haupte prangte, deckte seinen geschorenen Kopf und — Dank den Kenntnissen des alten Meisters! — ein künstlicher Ueberzug von Blase verhüllte seine geschlitzte Nase. Freilich

war diese Nasenveränderung für Adam keine besonders günstige Empfehlung, denn um die Täuschung vollkommen zu machen, hatte sich Chiavelli genöthigt gefunden, dem künstlichen Ueberzuge die tieferen Tinten kupferigen Roths zu geben. In dem Kleide eines Dieners fand Adam so viel Sicherheit, als er bedurfte. Wer wäre in Moskau auf die Idee gekommen, in ihm einen entsprungenen Deportirten zu sehen? Der Winter war fast vorüber, Chiavelli hatte brillante Geschäfte in Moskau gemacht, trotzdem war er geizig genug, Adam, der bei ihm die Dienste eines Dieners vertrat, Nichts zu geben; Julian sah sich gezwungen, Denselben von seinem Verdienste mit zu erhalten, was in den kurzen Wintertagen eine besonders schwierige Aufgabe war.

Keine Vorstellung half bei Chiavelli. „Er kann gehen, ich brauche ihn nicht,“ war stets seine Antwort, wenn Julian ihn dahin bewegen wollte, ihm wenigstens die Kost verabfolgen zu lassen.

Das Verhältniß, in dem Julian zu dem Italiener stand, ward unerträglicher, besonders da Letzterer nicht selten Anspielungen machte, wie großmüthig er gegen ihn und Adam handle. Es bedürfe ja nur eines Wortes, um ihrer Freiheit plötzlich ein Ende zu machen. Chiavelli's Benehmen hatte eine Wendung genommen, welche nur dadurch sich erklären ließ, daß die Nachricht von dem Tode des Professors Vineccio ihn seiner Hoffnung auf

einen gemächlichen Ruhestand beraubte. Somit fielen in den Augen des alten Meisters die Rücksichten weg, welche er bis jetzt gegen Julian beobachtet hatte; er betrachtete ihn nur noch als einen Dienenden, der zu ihm im Verhältniß der Abhängigkeit stand und den niederzuhalten nothwendig war. Die unglücklichen politischen Ereignisse in Polen überzeugten Chiavelli vollends, daß für ihn die Erfüllung seines Wunsches, hinsichtlich einer Professur in Warschau, ganz und gar verschwunden sei. Er erkannte sehr richtig, daß bei dem in Polen herrschenden russischen Uebergewichte Julian daselbst auch keine Sicherheit für seine Person finden würde, und alles Dieses zusammengenommen bestimmte ihn, sich der Oberherrschaft über ihn zu bemächtigen, und hatte er nicht das Mittel dazu in Händen?

War das Gefühl dieser Wahrnehmung schon furchtbar drückend für Julian, so wurde es noch durch den fast wöchentlich durch Moskau stattfindenden Transport gefangener, nach Sibirien bestimmter Polen vermehrt.

„Wir müssen fort, Adam, ich ertrage dieses Leben nicht länger," sagte Julian zuweilen; „der alte Schurke ist zu Allem fähig."

„Verlassen Sie mich nicht," bat Adam; „ich gehe mit Ihnen, wohin es auch sei."

Beide ahnten nicht, daß die Gelegenheit eines Losreißens von Chiavelli ihnen nahe sei.

Eines Nachts hörten sie, da sie mit Chiavelli in

einem Quartiere wohnten, heftiges Gepolter in seinem Wohnzimmer, einzelne Laute, und dann Geräusch wie Niederfallen eines schweren Gegenstandes auf den Fußboden. „Was ist das?“ rief Julian vom Lager springend; „rasch, Adam, wir müssen sehen, was es giebt!“ Sie eilten nach dem Wohnzimmer Chiavelli's; die Thür war angelehnt. Als sie dieselbe öffneten, sahen sie ihn mit Iwan ringend am Boden liegen. Der Letztere hatte in der Nacht einen Raub an dem Geldkasten des Italieners versucht und war von ihm, dem in der Kammer Schlafenden, dabei ertappt worden. Chiavelli, obwol alt, warf sich auf ihn, er kämpfte mit der Wuth eines Thieres, und da er fühlte, daß seine Kräfte gegen seinen Gegner nicht ausreichten, so biß er sich in dessen Oberarm ein. Iwan vermochte ihn nicht abzuschleudern, und glitt bei diesem Versuche aus; sie stürzten zusammen nieder, aber jede Bemühung, den an seinem Fleische hängenden Polypen zu beseitigen, mißlang, Iwan konnte ihn nicht los werden. Erst als Julian und Adam herbeikamen, wurde dieser von beiden Seiten voraussichtlich mit einem Morde endigende Ringkampf zu Ende gebracht. Julian und Adam bemächtigten sich des Russen.

„Haltet den Schurken . . . haltet ihn fest . . . er soll dem Gerichte überliefert werden,“ kreischte der Italiener, sich mühsam aufrichtend; „ha, er hätte mich ermordet, wäret Ihr mir nicht zu Hülfe gekommen . . . ich werde Leute

herbeirufen. Mit diesen Worten wollte er sich nach dem Fenster schleppen.

Iwan zeigte das vollkommene Bild der Demuth, wie diese in dem Charakter seines Volkes begründet ist und täglich zur Erscheinung kommt. Er stand zwischen Julian und Adam mit gesenktem Haupte, einem Manne gleich, der von dem Bewußtsein, sein Spiel verloren zu haben, tief niedergebeugt ist. Aus der ihm durch Chiavelli zugefügten Bißwunde floß das Blut unter dem Aermel herab und zeichnete einen auf dem Fußboden sich vergrößernden Tümpel; Iwan schien dies aber gar nicht zu beachten. Der Schmerz hatte jetzt kein Recht auf ihn, seine Gedanken waren auf seine Rettung gerichtet.

Ehe Chiavelli noch das Fenster geöffnete hatte, rief Iwan: „Signor, warum wollt Ihr Euch selber unglücklich machen?“

„Mich? Verrückter!“ entgegnete Jener wuthschnaubend; „aufhängen sollen sie Dich ... todtknuten.“

„Das geschieht nicht, wenn mich auch das Gericht in die Hände kriegt,“ antwortete Jener; „aber Euch, Signor, geht's schlecht. Euch setzen sie auf Lebenslang nach Sibirien, und Euer Geld wird den hungrigen Beamtenmagen gutschmecken. Habt Ihr nicht zwei Entsprungene bei Euch? Denkt Ihr, die Regierung werde Umstände mit einem Manne machen, der ...“

„Teufel! vermaledeiter Teufel!“ kreischte der Italiener

ihn unterbrechend, indem der heftigste Zorn ihn wie im Fieber schüttelte.

„Ihr übergebt mich, ich Euch dem Gerichte . . . wer verliert am Meisten? Ihr . . . und daß ich Euch anzeige, ist so sicher, daß ich den Eid darauf schwören will, meiner Mutter Seele sei in Ewigkeit verflucht, wenn ich's nicht thue. Warum sollte ich schweigen? Meint Ihr, das Verbrechen, Euren Geldkasten um eine Handvoll Rubel zu erleichtern, sei schwerer, als das, verurtheilte flüchtige Verbrecher der Regierung entzogen zu haben? Man wird Euch das klar machen, unsere Gesetze sind nicht zu drehen, wie die Nasen Eurer Wachsfiguren."

„Schurke! . . . . Schurke . . . niederträchtiger verdammter Bösewicht!" rief Chiavelli fast heulend vor Grimm.

„Immer noch kein so großer Schurke, als Ihr, Signor," entgegnete Iwan; „waret Ihr's nicht, der mir vor wenig Tagen erst sagte, dieses unnützen Menschen" — auf Adam deutend — „wolltet Ihr Euch entledigen und auch diesem jungen Manne" — Iwan zeigte auf Julian — „der Euch so manchen schönen Silberrubel verdient hat, möchtet Ihr los sein, und wolltet Beide zu dem Zwecke noch auf russischem Boden unter einem Vorwande festnehmen lassen, Ihr selber aber Euch über die Grenze in Sicherheit bringen? he? sagtet Ihr das nicht, Signor? . . . O alter Dummkopf, schweige von der Kleinig-

keit, daß Du meine Hand in Deinem Geldkasten ertapptest, denke, daß Du tausendfach schlechter bist . . . ich wenigstens dachte an keinen Verrath."

Chiavelli war an dem Fenster herab in die Knie gesunken, seine eigene Niederträchtigkeit schlug ihn, Wuth und Verzweiflung machten ihn verstummen. Iwan sagte mit einem schlauen Lächeln zu den Beiden: „Daß Ihr mich nicht anzeigt, weiß ich — Der dort wird's nicht versuchen. Macht, daß Ihr von ihm fortkommt, er ist ein schlechter Hund."

Diese wunderbare Scene, welche gleichsam wie ein Dieb in der Nacht auftauchte, ward für Julian und Adam die Gelegenheit, ihr abhängiges Verhältniß zu Chiavelli ohne weitere Umstände aufzulösen. Der alte Italiener schien am nächsten Tage mit sich ins Klare gekommen zu sein. Seine Wuth unterdrückend, benahm er sich in der sehr üblen Stellung, in welche ihn der erwähnte Vorfall versetzt hatte, mit einer Resignation, die ihm Julian nicht zugetraut hatte. Er fand sich sogar bereitwillig, Diesem eine kleine Summe Reisegeld zu geben. Er erkaufte mit dieser Unterwürfigkeit den ihm verbleibenden Besitz des ansehnlichen Vermögens, welches er bei sich führte. Wie er mit Iwan auseinandergekommen sei oder kommen werde, darum kümmerten sich Julian und Adam nicht, sie waren glücklich in dem Bewußtsein ihrer so unerwartet errungenen Freiheit. Sie eilten aus Rußland durch Polen, in wel-

chem Lande sie jetzt ohne Hülfsmittel nicht zu bleiben wagten. Fast auf jeder Station hörten sie von den Bedrückungen der Russen, und Adam Stiaska rief zuweilen zähneknirschend: „Das sind die sauberen Früchte des Verrathes meines ehemaligen Herrn, des Grafen Potoki. Gott erhalte mich nur so lange, bis ein Revolutionssturm durch's Land braust, dann mache ich dem gnädigen Herrn einen Besuch, an den er sein Leben lang denken soll!" Ungefährdet waren sie über die schlesische Grenze gekommen, aber ihre Baarschaft war, wie sparsam sie auch mit derselben Haus gehalten, so sehr zu Ende gegangen, daß sie bereits durch Ansprechen vor den Thüren der Bauernhäuser ihren Hunger stillen mußten. Ihre Erscheinung war höchst trauriger Art, die lange Reise hatte ihre Kleider bis zu Lumpen abgenutzt. Ihr Entschluß stand jedoch fest, so mühevoll auch die Weiterreise sei, Dresden zu erreichen. In Polen hatten sie gehört, daß in dieser kurfürstlich sächsischen Hauptstadt die bedeutendsten Häupter der polnischen Emigration ein Asyl gefunden. „Man wird uns, wenn wir nur erst dort sind, nicht verlassen. Mein Pinsel erwirbt mir da den nöthigen Lebensunterhalt; in wenig Wochen haben wir dann vergessen, daß wir unser Brod zu erbetteln gezwungen waren," tröstete Julian den körperlich weit schwächern Adam Stiaska.

Mit Entbehrungen aller Art kämpfend, erreichten sie endlich die sächsische Hauptstadt. Was Julian gehofft, er-

füllte sich. Von seinen vornehmen Landsleuten unterstützt, verschaffte ihm seine Kunst bald ein reichliches Auskommen, das er redlich mit seinem Leidensgefährten Adam theilte, welcher in der schlichten Stellung eines Dieners bei ihm blieb. Damals war Dresden der Hauptsitz der sich vorbereitenden polnischen Verschwörung, deren Fäden Kosciuszko zusammenhielt. Die in der sächsischen Hauptstadt befindliche polnische Emigration bestand aus Männern von Talent und edlem Charakter, welche für die Freiheit erglühten, und sich die Achtung aller hochherzig Denkenden erworben hatten. Die französische Nationalversammlung ehrte den Feldherrn Kosciuszko durch Ertheilung des französischen Bürgerrechts, und wenn Etwas im Stande war, den großen Schmerz um das so sehr unterdrückte Vaterland zu lindern, so konnte es nur in den Ausdrücken der Theilnahme bestehen, die dem edlen Manne zu Theil wurden.

Die unter dem Siegel des Geheimnisses erwachsende Verschwörung war so weit gediehen, daß ein geringes Ereigniß nur hinreichte, um sie in volle Flamme, das heißt, zum Ausbruch zu treiben. In den Anfangstagen des Februarmonats 1794 begab sich eine kleine Gesellschaft Polen, unter ihnen Kosciuszko und General Zajonczek, von Dresden aus nach der polnischen Grenze. Während der Letztere verkleidet nach Warschau eilte, um die nöthigen Einleitungen zur Erhebung des Volkes zu treffen, und

vor allen Dingen die Mittel und Gesinnungen der Verbündeten genauer kennen zu lernen, die im Hause des Schusters Kilinski, welcher zum Rathsmitglied der Stadt Warschau erhoben worden war, und bei dem reichen Wechsler und Staatsrathsmitgliede, Kapostas ihre nächtlichen Zusammenkünfte hielten, verweilte Kosciuszko in der Nähe von Krakau, um hier dasselbe Geschäft zu verrichten. Er hatte geheime Zusammenkünfte mit dem Polengeneral Wodzicki, aber der Verrath blieb nicht aus. Der in Krakau commandirende russische Oberst Likuszin erhielt Kunde von Kosciuszko's Nähe, und der Letztere fand es wegen seiner Sicherheit nothwendig, sich zu entfernen. Das Herz aber war ihm schwer, denn die Kunde lief ein, Zajonczek sei in Warschau festgenommen worden.

„Wo ist ein Freund des Vaterlandes, der es wagt, sich nach Warschau zu begeben, um die nöthigen Nachrichten darüber einzuziehen?" rief Kosciuszko in der kleinen Gesellschaft seiner Begleiter aus.

Da trat Julian vor, und erbot sich dazu, indem er sagte, daß Keiner geschickter zu dieser Mission sein dürfte, als er, der im Hause Kilinski's auferzogen sei.

Kosciuszko umarmte ihn mit Freuden. Einige Stunden später verabschiedete sich Julian von dem General, der ihm ein Schreiben an seine älteste Schwester, Madame Etskowa, mitgab. „Sie werden vorsichtig sein, Herr Julian, und meinen Wink beachten. Die Verwandten

eines Mannes, der, um den Sieg der Tyrannei nicht zu sehen, emigrirte, sind stets der Aufsicht der Polizeischergen unterworfen. Machen Sie unter keinen Umständen das Haus meiner Schwestern, Madame Etskowa oder Zolkowska, zu Ihrem Asyle; suchen Sie nur Gelegenheit zu finden, der Erstern dieses Schreiben von mir zu übergeben. Es enthält für sie Beruhigung über mein Schicksal, und die Andeutung, daß ich, überzeugt, welch ein sinnloses Unternehmen eine Erhebung Polens gegen Rußland sein würde, mich ganz dieses Gedankens begäbe, und nach Italien reiste, um dort einen langgehegten Wunsch, die alten classischen Schätze dieses Landes an Ort und Stelle kennen zu lernen, in Erfüllung zu bringen."

„Wie, mein General ... Sie nennen Polens Erhebung ein sinnloses Unternehmen?"

„Haben Sie nie gehört, daß man Briefe mit einer chemisch bereiteten Tinte schreiben kann, ohne daß ein Unkundiger nur einen Buchstaben dieser Schrift erblickt? Dieses ist ein solcher Brief, er wird eine sehr gute Wirkung thun für alle Die, welche dieses Geheimniß nicht kennen, und — vielleicht in den Russen den Schein des Friedens lieben. Noch eins; sollten Sie bei meiner Schwester eine junge Dame von kleiner Gestalt finden, Fräulein Beata von Lukowska, so sagen Sie Derselben ..." hier wurde des Generals Stimme merklich von Gefühl gehoben — „ich liebte den Talisman und das Tuch mit

gleich warmem Herzen. Vergessen Sie das nicht. Gehen Sie mit Gottes Segen."

Von Adam begleitet, begab sich Julian auf den Weg. Ungehindert kamen sie bis Blonie, einem Städtchen, ungefähr vier Meilen von Warschau. Dem ermüdeten Gespann mußte Ruhe gegönnt und Futter verabreicht werden. Dieses hielt mehrere Stunden auf. Es war im Rathe des Schicksals nicht beschlossen, daß Julian ungehindert die Hauptstadt erreichen sollte. Eben lehnte er in seinen Regenmantel gehüllt am Thore des Wirthshauses, um nach dem von drohenden Wetterwolken überhangenen Himmel zu schauen, als einige russische Officiere im schnellsten Laufe ihrer Pferde gesprengt kamen und vor dem Gehöfte hielten.

Welche Ueberraschung für Julian! in einem Derselben erkannte er Herrn von Lukowsky, seinen Feind, der ihm einmal fast den Tod gegeben, und das zweite Mal in der Galizin'schen Datscha auf ihn fahndete. Er wollte sich zurückziehen, um nicht von ihm erkannt zu werden. Es war zu spät; Lukowsky's scharfes Auge hatte ihn bereits erkannt, und als er sich mit dem Rufe: „Ha, da haben wir einen Feind der Kaiserin, laßt uns ihn festnehmen!" auf ihn zustürzte, da schien Julian's Freiheit verloren. Indeß, vom scharfen Ritt etwas steifbeinig, gelang es den Angreifenden nicht, ihn zu erfassen; das voll Wagen stehende Gehöft bot dem fliehenden Julian hin-

reichenden Schutz. Während die Officiere tobten und lärmten, und alle in der geräumigen Gaststube Anwesenden herausstürzten, gelang es Julian, die niedere Breterwand, welche die Tiefe des Gehöftes einzäunte, zu überspringen, und sich durch die Flucht zu retten. Der Himmel begünstigte ihn, indem ein furchtbarer Regenguß aus den tiefgehenden, schweren Wolken niederstürzte, und in wenig Minuten die Gegend von dem dichten Regenfall wie von einem Schleier verhüllt wurde. Dieses Ereigniß entzog ihn der Verfolgung, und in den späten Abendstunden langte er, triefend von dem seit jener Stunde wenig unterbrochenen Regen, vor Kilinski's Hause an. Seine eigene Sicherheit erforderte es, Adam seinem Schicksale zu überlassen. Was war aus Diesem geworden?

Julian, von dem Marsche von Blonie nach Warschau, und zwar in solchem Wetter, ermüdet, war nahe daran, in Schlummer zu fallen, denn schon schwebte vor seinem abgespannten Geiste jene ausgleichende Verwirrung der Gedanken, welche stets die Vorgängerin des Schlafs zu sein pflegt, als die Thür geöffnet wurde, und Meister Kilinski, von Ignaz gefolgt, eintrat.

„Beim heiligen Stanislaus, er ist's!“ rief Kilinski; „he, Julian, welcher gute oder böse Geist führt Euch in diesem schrecklichen Wetter zu mir? Vor allen Dingen aber seid willkommen in dem Hause, wo Ihr Eure ersten zehn Lebensjahre verbrachtet, denn ich hoffe, Ihr seid trotz

Bayerische Staatsbibliothek München

Eurer Malerphantasien ein ehrliches Polenblut geblieben, dem ein patriotisch gesinnter Warschauer Bürger und Mitglied des Stadtrathes in Ehren und Freude die Hand zum Willkommen bieten kann."

„Das bin ich, Meister. Gott ist mein Zeuge, daß es so und nicht anders ist," entgegnete Julian. „Was mich in Euer Haus führt? ich weiß nicht, ob ..." seine Blicke fielen bedeutungsvoll auf Ignaz.

Kilinski verstand den Wink. „Vor Dem könnt Ihr Alles reden, das ist ein rechtschaffener Kerl, der weiter keine Fehler hat, als der Mann einer Frau zu sein, welche stark verwandt mit des Teufels Großmutter ist, und ihm gleich von vorn herein eine Tochter mitbrachte, die in der Lüderlichkeit ihres Gleichen sucht."

Ignaz brummte Etwas in den Bart hinein. „Laß Dich's nicht verdrießen, ehrliche Haut," tröstete Kilinski, ihn auf die Schulter klopfend, „'s geht Anderen um kein Haar besser. Muß ich nicht auch öfters fünf gerade sein lassen, um nur vor dem Keifen meines Weibes Ruhe zu haben? Im Uebrigen, Ignaz, Du mußt gestehen, ich habe Dich auf die würdigste Weise zu Deinem Ehestande vorbereitet. Erinnere Dich, wie oft habe ich Dir mit dem Spannriemen in düsteren Angelegenheiten eine Aufklärung verschafft, denn Du warst zuweilen ein erschrecklicher Dummkopf. Jetzt setzt Deine Frau diese Methode auf eine etwas andere

Art fort, und Du bleibst in Deiner Gewohnheit. Das ist sehr gut für Dich . . . Nun, Julian? . . ."

Der Aufgeforderte erzählte Alles. Der Brief an Kosciuszko's Schwester war eine sichere Bürgschaft der Wahrheit seiner Worte.

„Um den General Zajonczek darf Herr Kosciuszko keine Bange haben, er ist glücklich wieder fort," sprach Kilinski. „Weiß der Teufel, wie es dem König zu Ohren gekommen, daß er hier in Warschau sei. Die Majestät hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem russischen Bevollmächtigten davon Wind zu geben, und man suchte ihn. Ich hoffe, Julian, Ihr werdet mit diesem König, für den es das Beste wäre, sie machten ihn zu einem russischen Hoflakai, die alte Bekanntschaft nicht wieder anknüpfen."

„Meiner selbst willen muß ich das vermeiden, denn wenn er unter russischer Aufsicht steht, so ist jede Annäherung an ihn gefährlich für meine eigene Sicherheit, die Aussicht auf Sibirien ist keine reizende, und ich habe sie besonders zu fürchten."

„Ihr?" fragte Kilinski erstaunt.

Julian erzählte ihm seine Erlebnisse. „Nun, man kann sagen, daß das Schicksal mit Euch wunderliche Possen getrieben hat," stimmte Jener bei; „aber was soll nun mit Euch werden."

„Entscheidet Ihr, Meister."

Bayerische Staatsbibliothek

Nach kurzem Nachdenken sagte Kilinski: „Das Beste wird sein, Ihr bleibt vor der Hand hier, die Rückreise ist am Ende gefährlicher als das Hierbleiben, und hier könnt Ihr Euch nützlich machen.“ Nun gab der Sprechende in der Kürze eine Schilderung der unter dem Schleier des Geheimnisses bestehenden Verschwörung, und als er damit geendet, sagte er: „Seht, wie die Dinge im Leben wechseln! Ehemals war ich besorgt, daß meine Dorlinka durch ihre Erziehung bei den Schwestern vom heiligen Herzen Jesu bigot und verfinstert, für mein Haus eine Verrätherin werden könnte, weil ich nicht in das Horn der Ketzerjäger blase, und der freisinnigen Richtung mit Seel' und Leib angehöre — das ist jetzt total anders. Statt an der Dorlinka habe ich meinen Aerger an dem Thomas. Könnt Ihr Euch denken, daß mein eigen Fleisch und Blut, der Thomas, ein Stück Russenfreund ist, während ich sie Alle in eine Pistole laden und in die Luft schießen möchte? Das ist ein Aerger, der mir am Leben frißt, aber geschworen habe ich's dem Thomas ins Gesicht, daß, wenn's ihm jemals einfallen sollte, eine Verrätherei zu begehen, ich ihm mit dem ersten besten Beile den Kopf spalte.“

„Und Eure Dorlinka?“ fragte Julian, um den Mann, in dessen Zügen Kummer und Zorn sich zeigten, von den ihn verdüsternden Gedanken abzuleiten.

„Die ist gut, Gott segne sie,“ war die Antwort, und Kilinski erzählte, wie die Liebe zu dem jungen Herrn

Bayerische Staatsbibliothek München

von Lukowsky, einen durch und durch rechtschaffenen Republikaner, und nebenbei Protestant, wie sein Vater, das Mädchen ganz verändert, es zur glühendsten Patriotin gemacht habe.

„Lukowsky ... Lukowsky ... der Name drängt sich eben so merkwürdig als feindlich in meine Lebenswege," entgegnete Julian, und erwähnte, daß sein Verfolger diesen Namen führe, und er, Julian, wunderbarer Weise vom General Kosciuszko einen Auftrag an eine bei seiner Schwester, Madama Etskowa, lebende junge Dame desselben Namens erhalten habe.

Kilinski verfiel in einen tiefen Ernst; ein Gedanke schien ihn zu beschäftigen, welcher, dem Ausdrucke seiner Augen zufolge, denn diese waren gleichsam schmerzlich auf Julian gerichtet, auch den Genannten betreffen mußten; dann fuhr er sich mit den Fingern der Rechten durch die Haare, als wollte er diese lüften, und sagte, wie Jemand, der eine unangenehme Erinnerung gern los werden will: „Ach, hol' der Henker die Fabelei von ..." Das Wort, das er aussprach, blieb unverständlich zwischen seinen Zähnen, wenigstens konnte Julian es nicht enträthseln, aber auffällig war es, daß sich Kilinski von diesem Moment an weit herzlicher und vertraulicher gegen ihn zeigte.

„Was die junge Dame betrifft, der Ihr einen Gruß vom Herrn Thaddäus Kosciuszko bringen sollt, wie

Ihr sagt, sie ist die Schwester des jungen Herrn von Lukowsky, der der Geliebte Dorlinka's ist, und es giebt keine innigeren Freundinnen, als diese beiden jungen Mädchen. Ihr werdet keine Mühe haben, die Euch gewordene Bestellung auszurichten, denn morgen kommt Fräulein Beata jedenfalls zum Besuch bei Dorlinka. Sie haben einen wichtigen Stoff zu besprechen. Man giebt jetzt nämlich einen Abend um den andern auf dem Theater ein Stück: „die Krakauer" mit Nationalliedern und einer Menge der treffendsten Anspielungen ausgestattet, welches ungeheuren Eindruck auf's Volk macht, das sich schier die Hälse bricht, um nur der Aufführung dieses vaterländischen Stückes beiwohnen zu können. Noch haben die Russen trotz ihrer feinen Nasen keinen Wind davon, was eigentlich das Stück bezweckt, und halten das Mitsingen des Publicums für blosen Beifall. Heute ist meine Familie auch ins Theater gegangen, und natürlich haben die Mädchen morgen sich viel darüber mitzutheilen. Doch daß wir nicht Eins ins Andere reden, wo werdet Ihr wohnen?"

„Bei Euch, Meister."

„Hm, für morgen, ja, aber länger geht's nicht. Von meinem Hause muß jede Aufmerksamkeit der Russen und der Verräther entfernt gehalten werden und mein Thomas . . . nein, es geht nicht. Wie wäre es, Ignaz, hattest Du nicht eine Kammer für einen Kostgänger übrig?"

„Ja, das ginge; 's ist freilich nicht viel Besonderes

an der Wohnung, aber meinem Weibe möchte es recht sein, denke ich, von wegen dem Verdienste. Ich sag's ihr heute Abend noch."

„Recht so, Ignaz; sag' nur, für einen jungen Mann, der in Warschau ein Unterkommen sucht. So wär's denn abgemacht und Ihr, Julian, unter Dach und Fach gebracht. Jetzt aber kommt hinauf; meine Leute werden bald aus dem Theater zurückkehren."

Julian folgte dem Meister, seinem ehemaligen Pflegevater, in das Obergeschoß hinauf. Ein wunderliches, tief ins Herz einschneidendes Gefühl bemächtigte sich seiner, als er in die ihm von früherher bekannte Wohnung eintrat. Da war Nichts verändert, Alles noch so, wie er es vor Jahren gesehen und gekannt, nur Die waren zum Theil anders geworden, welche diese kleinen Gemächer bewohnt hatten und noch bewohnten; er selbst hatte so Vieles erlebt und durchlebt, woran ihm ehedem kein Gedanke gekommen war. Die Erinnerungen aus seiner Knabenzeit traten vor ihn hin, und legten sich traulich an sein Herz wie alte liebe Freunde, und er gedachte an Dorlinka, an das kleine zaghafte Mädchen, das sich ehemals gleich einer schwachen Schutz suchenden Pflanze an ihn angeschmiegt hatte; es war eine freundliche Erinnerung, der er sich um so mehr ganz und gar hingab, als er fühlte, daß sie ein Trost, eine Stütze für ihn sei, denn waren ihm nicht alle schönen, das Herz heiligenden

Hoffnungen entrissen seit jenem Abend der Flucht aus der Galizin'schen Datscha?

Ein halbes Stündchen später rollte der Wagen ins Gehöfte, welcher die Familie Kilinski aus dem Theater brachte.

4.

Julian machte die Bemerkung, daß Meister Kilinski sehr Recht gehabt hatte, als er die Ueberzeugung aussprach, sein Haus werde für ihn kein passender Aufenthalt für längere Zeit sein. Der Thomas war noch derselbe hämische Bube, wie er früher gewesen, und es gehörte eben nur die Affenliebe der Frau Kilinska dazu, um diesen derben, plumpen Sprößling mit aller Sorgfalt zu hätscheln. Sie theilte vollkommen seine Ansichten, er war für sie jederzeit eine Richtschnur derselben, und sonach hatte sich an diesen beiden Personen nur das Aeußere etwas verändert. Frau Kilinska war gealtert, Thomas eine große vierschrötige schwerfällige Figur, die für einen Lastträger jedenfalls geeigneter gewesen sein würde, als für einen Tage lang auf dem Schemel hockenden Schuster. Obwol der bäuerische Stolz der Mutter auf die Rathsmitgliedschaft ihres Mannes auch auf Thomas, ihren Liebling, übergegangen war, so war Dieser doch nicht vom Patriotismus für die heilige Sache Polens erfüllt. Er gehörte zu jenen Charakteren,

die durch ihren Indifferentismus dem allgemeinen Wohle eher schaden als nützen, und denen es gar nicht so sehr schwer fällt, einen Verrath zu begehen, weil sie im Herzen weder warm noch kalt sind.

„Hm, Ihr habt wenig Gescheidtes aufgesteckt,“ sagte er hämisch zu Julian; „was seid Ihr denn nun eigentlich? immer noch Maler, Pinselreiter?“ ein dummes Gelächter aus seinem Munde folgte, weil er die Eigenschaften aller Dummköpfe besaß, seine eigenen Späße zu belachen.

„Warum sollte ich etwas Anderes geworden sein?“ entgegnete Jener; „es ist mit Euch, Thomas, ja derselbe Fall; ich finde Euch um kein Haar anders, als früher, Ihr seid immer noch ein . . .“

„Schuster?! He? sagt's nur heraus, das war's doch, was Euch zwischen den Zähnen sitzen blieb. Hm, in des Schusters Haus habt Ihr Euch früher satt gefressen. Aber so machen's alle Bankerte, die wie Diebe in die Welt kommen und Vater und Mutter brauchen, daß sie nicht verhungern.“

Julian's Gesicht färbte sich dunkelroth. „Thomas,“ sagte er, „hätte ich so wenig Dankbarkeit gegen Euren Vater, wie Ihr gegen ihn, der Bankert sollte Euch gereuen; aber seinetwillen verzeihe ich Euch.“

„Das ist sehr gütig von Euch,“ höhnte Thomas; „o, Ihr wißt schon immer das Rechte zu treffen, wenn's Unrechte Euch schaden könnte. Nun, nun, ich merke schon das

Spiel. Mein Vater ist ein Narr, der mit Freiheitsideen noch sich und am Ende uns ins Unglück stürzt. Ihr gehört wol auch zu seiner Fahne? Na, nehmt Euch nur in Acht, daß Euch die Russen nicht einmal beim Kopfe kriegen. Sibirien soll 'n schönes Land sein, da könntet Ihr die Zobel und Füchse malen . . . He? eine hübsche Arbeit?"

Julian erkannte, daß jede Antwort auf die Reden des hämischen Thomas, in dessen Herzen die Feindschaft von ehedem noch lebte, vielleicht zu einem unangenehmen Resultate führen würde, und er schwieg, so schwer ihm dieses auch wurde. Nicht weniger pöbelhaft benahm sich Frau Kilinska, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß sich Julian in der Lage eines Hülfsbedürftigen befände. Auch bei ihr kam jene alte Abneigung gegen Julian von ehemals hervor. „Für einen Tag, wie mein Mann sagt, mag's gehen, daß Ihr hier bleibt," sagte sie, „aber länger nicht. Geht doch auf's Schloß, vielleicht haben sie dort Zuckerzeug für Euch, wie ehemals. So 'n vornehm erzogener Mensch wird doch nicht bei einem Schuster sich satt essen wollen? Und daß Ihr's nur wißt, ich habe auch ein Wort hier im Hause zu sagen; ich dulde keine Müßiggänger. Haben wir denn einen Nutzen davon gehabt, daß wir Euch auffütterten? nicht um einen schlechten Groschen. Habt Ihr denn je an eine Bezahlung gedacht? nein. Weil Ihr Nichts habt und Nichts seid. Aus meinem

Thomas ist doch Etwas geworden, ein Meister; was denn aus Euch? Gar Nichts, das ist weniger als wenig. Leute, die gar Nichts sind, füttern wir nicht. Wir wollen doch sehen, ob mein Mann oder ich darüber zu entscheiden hat!"

Nach solchen eben so bitteren als ungerechten und gemeinen Demüthigungen konnte natürlich bei Julian kein Wunsch auftauchen, in diesem Hause länger zu verweilen. Der Haß des plumpen Thomas war wenigstens in so weit gerechtfertigt, als er in der Kinderzeit schon durch den großen Charakterunterschied beider Knaben, durch die Verschiedenheit in ihrem beiderseitigen Wesen begründet war. Bei Frau Kilinska war er jedoch noch weit niedrigerer Art. Die Habsucht, der Geiz mischte seinen ekelhaften Ausdruck mit ein. Noch nie, wenigstens konnte sich Julian nicht erinnern, hatte sie Etwas dergleichen geäußert; was konnte der Grund dieser Aeußerung sein? Darüber natürlich vermochte sich der so tief Gekränkte keinen Aufschluß zu geben, obwol er sich sagte, wie es seltsam sei, daß Kilinski keine Belohnung vom König für seine Pflege erhalten haben sollte, denn der Gedanke, er sei ein natürlicher Sohn Stanislaus August's, war bei Julian zu einer Art Ueberzeugung gewurzelt. Seine Gesinnungen gegen den König hatten sich nicht geändert; er liebte ihn mit einem wahrhaft kindlichen Gefühle, und nur die Ueberzeugung, daß unter den jetzigen Umständen,

wo der General Igelström jedes Thun Stanislaus August's von Spionen bewachen ließ, der Versuch einer Annäherung an Denselben von den übelsten Folgen für ihn, Julian, sein könnte, hielt ihn ab, diesen Entschluß zu fassen.

So tiefe Kränkung er auch von Seiten der Frau Kilinska und deren Sohn erfahren hatte, so wurde dieser unangenehme Eindruck doch schnell durch Dorlinka verwischt. Mit herzlicher Theilnahme kam sie ihm entgegen; sie stand vor ihm wieder so, wie er sie als Kind gekannt, sanft, freundlich, echt weiblich. Jene traurigen Schatten, mit denen die Schwestern vom heiligen Herzen Jesu ihren Geist verdüstert, ihres Herzens heilige Gefühle erstarrt hatten, waren von ihr gewichen.

„Und Sie, liebe Dorlinka, fragen mich heute nicht, ob ich noch der katholischen Kirche treu sei?" äußerte Julian im Laufe des Gespräches mit ihr.

„Ich habe diese Erinnerung erwartet," antwortete sie; „ja, ich freue mich derselben, weil sie mir Gelegenheit giebt, das widerliche Andenken an eine Verirrung, die indeß nicht allein meine Schuld war, sondern Derer, die mich erziehen, bilden sollten, in Ihrer Seele zu verwischen. Wähnen Sie nicht etwa, daß ich eine Abtrünnige geworden sei, weil ich den leider zu Grundsätzen erwachsenen Anschauungen des Hasses gegen Andersgläubige, die ein sehr schwarzes Blatt in der Geschichte des Katholicismus ausmachen, entsagt habe — nein, ich werde leben und

sterben in dieser heiligen Religion, die, ohne den Haß, der ihrem innersten Wesen übrigens gänzlich fremd ist, eine erhabene, lichtvolle und eben so göttlich wie menschlich schöne Führerin durch's Leben ist. Ja, mein Freund, ich bin jetzt glücklich, daß ich diese Erkenntniß gewonnen, sie hat mich erhoben aus dem Irrthume."

„Und wem verdanken Sie diese Verwandlung?" fragte Julian.

„Hier, meinem lieben, guten Johannes," sprach Dorlinka auf den eben eintretenden Genannten zugehend.

Jetzt ward die Unterhaltung lebendiger, schwunghafter, rasch von Gegenstand zu Gegenstand eilend. Johannes' offenes Wesen sprach aus seinem Antlitz; Julian fühlte sich angezogen von dem Jüngling, der es so trefflich verstand, seinen edlen Empfindungen Worte zu leihen, die nicht ohne Wiederhall in dem Herzen Derer bleiben konnten, mit denen er redete.

„Gewiß, wir waren schon Freunde, ehe wir uns heute gesehen hatten," sagte er zu Julian; „Dorlinka war ja die Mittlerin zwischen uns. Sie hat mir manchmal von Ihnen erzählt. Der Besuch im Schlosse des Königs, den Sie mit ihr gemacht haben, ist ein recht hübscher kleiner Roman; er hat mich wohlthuend angesprochen, und wenn sie auf meine Bitte noch mehr erzählte aus ihren Kinderjahren, so sagte ich immer, Dein Freund Julian muß ein lieber, guter Mensch sein; ich

möchte ihn kennen lernen, auch mein Freund müßte er werden. Nicht wahr Dorlinka?"

„Ja, so sagtest Du," stimmte die Gefragte bei. „Und das ist ja eben mein Glück, daß mir ein Freund in meinen Kindheitstagen und ein Freund für die Tage der Reife zu Theil wurde. Sie, lieber Julian, schützten mich, das schwache schüchterne Mädchen, und Du, mein Johannes, veredeltest meinen Geist zur Erkenntniß."

Der Zufall führte in derselben Stunde auch Fräulein Beata von Lukowska in Kilinska's Haus.

„Meine liebe, theure Freundin," sagte sie, nachdem die Begrüßungen zwischen ihr und dem ihr vorgestellten Julian vorüber waren, „ich habe die ganze Nacht von den Krakauern geträumt. Das Stück hat großen Eindruck auf mich gemacht. Ach, wenn es Wahrheit würde, ganz Polen frei, selbstständig, ein großes Reich wie ehedem, wo die Moskowiter zitterten, wenn Polen gegen sie aufstand ... Du mein Gott, wird es je so werden? sind nicht unsere besten und tugendhaftesten Männer Flüchtlinge, die ihr Mißgeschick dem Ausland zur Schau tragen müssen? Und Kosciuszko, unser braver, herrlicher Kosciuszko ... wo weilt er mit dem großen Schmerze um sein unglückliches Vaterland?"

„Jetzt auf einer Scheinreise nach Italien," sprach Julian, „aber sein Herz, seine Gedanken sind bei seinen Lieben in Polen. Lassen Sie, mein Fräulein, es als

die beste Empfehlung für mich gelten, daß ich so glücklich bin, Ihnen Kosciuszko's Gruß zu bringen.

„Sie?" fragte Beata erstaunt.

„Ermessen Sie selbst, ob der Gruß eine Wahrheit sei. Ich soll Ihnen sagen, er liebte den Talisman und das Tuch mit gleich warmem Herzen."

Helle Purpurgluth überstreifte Beatens Gesicht, dann warf sie sich in Dorlinka's Arme, und sagte unter Freudenthränen: „Hast Du es gehört, liebe, gute Dorlinka? Er liebt den Talisman und das Tuch mit gleich warmem Herzen. O der herrliche Mann!"

„Zugleich übergebe ich Ihnen dieses Schreiben von ihm an Madame Etskowa," sagte Julian, der wohl herausfühlte, daß zwischen dem General und Beata ein Bund der Herzen geknüpft sei. In dieser Ueberzeugung bestärkte ihn auch die Lebhaftigkeit, mit welcher Fräulein von Lukowska sich nach Allem erkundigte, was auch in noch so geringer Beziehung zu Kosciuszko stand. Julian mußte erzählen von dem Leben der Flüchtlinge zu Dresden, von ihren Hoffnungen und Aussichten in die Zukunft. Und dies regte alle Vier zum Austausch der Ideen an, die, da es Polen, das heilige Vaterland, betraf, ganz gleichstimmig waren.

„Und Sie werden hier bleiben oder zu Kosciuszko zurückkehren?" fragte Beata.

„Ich werde hier bleiben," war dessen Antwort; „unter welchem geheimnißvollen Schleier weiß ich noch

nicht, doch ich hoffe, welcher es auch sei, er wird mich sichern vor den Augen der russischen Späher."

„Und der Verräther, setzen Sie hinzu," sprach Johannes, „denn diese sind tausendmal schlimmer und abscheulicher, als Jene. Ist nicht unser eigener Name gebrandmarkt durch ein solch verworfenes Mitglied unserer Familie?"

Julian äußerte Nichts über die Kenntniß der Wahrheit dieser Bemerkung von Seiten des Jünglings. In der That durften sich die Träger des Familiennamens Lukowsky dessen nicht besonders erfreuen; Sigismund von Lukowsky hatte zu starke Zeichen seiner Verworfenheit gegeben; er war durch und durch ein Verräther, nicht nur am Vaterlande, sondern auch an seinen Stiefgeschwistern. Kaum war sein Vater durch die Russen von seinem Gehöfte weggeführt worden, als er, im Voraus überzeugt, daß Derselbe nicht wieder zurückkehren werde, Ansprüche auf das Besitzthum erhob. Von russischer Seite stand man ihm bei, und wäre nicht Herr Martin von Lukowsky noch zu rechter Zeit zurückgekehrt, so würden Johannes und Beata als verarmte, hülfsbedürftige Waisen in der Welt gestanden haben. Seine Rückkehr und die veränderte Ansicht, welche der russische Gesandte, bezüglich der von der Kaiserin verfügten Auszahlung von fünfhundert Silberrubel an Herrn Martin, empfing, annullirte die Ansprüche Sigismunds sogleich.

Zwischen diesen Verräther, seinen Vater und die beiden Stiefgeschwister war eine weite, unausfüllbare Kluft gefallen. Man kümmerte sich nicht um ihn, weil man ihn verachtete, und erfuhr nur gelegentlich, daß er ganz in russische Dienste getreten und in dem Officiercorps des Oberbefehlshabers Igelström angestellt sei. Die Russen konnten Leute dieser Art schon hinsichtlich der Sprache gut gebrauchen, abgesehen noch von der Niederträchtigkeit der Gesinnungen derselben, in welcher Hinsicht Verräther und Tyrannen mit einander zu wetteifern pflegen.

Herr Martin fand es für zweckmäßig, seine Tochter, welche mit ganzer Seele an Madame Estkowa, der Schwester Thaddäus Kosciusko's, hing, dem Schutze dieser ehrenwerthen Dame, die sich während seiner Abwesenheit in Rußland des verlassenen Mädchens angenommen und eine innige Zuneigung zu demselben empfand, ferner anvertraut zu lassen, so hart es auch seinem Vaterherzen ankam, nicht mehr des Umgangs seines Kindes sich erfreuen zu sollen. „Es ist vielleicht zu ihrem Glücke," sagte er zu dem rechtschaffenen Franciszek, der jetzt wegen seiner Treue und Aufopferung, wenn auch noch in der Stellung eines Knechtes, in Wahrheit der Freund seines alten ehrwürdigen Herrn geworden war. „Was soll Beata hier in dieser Einsamkeit? sie ist jung, vielleicht findet sich in der Stadt eine Partie für sie . . . hier sucht sie Niemand auf. So gewöhne ich mich schon bei Zei-

ten an die Trennung, die, käme sie später einmal plötzlich, meinem Herzen eben so schmerzlich sein würde, als in der Nacht, wo ich auf so grausame Weise von hier weggerissen wurde."

„'s fehlt uns aber Etwas, daß das Fräulein nicht da ist," brummte Franciszek, „man war so daran gewöhnt, 's war immer Jemand im Herrnhause . . . jetzt ist's todt, wenn Ihr nicht da seid. Die alte Anna liegt auch draußen, wo ihr kein Zahn mehr weh thut, und an die neue Haushälterin wird man sich nicht sogleich gewöhnen."

Aber diese Protestation fruchtete nichts; Herr Martin hatte es so beschlossen, es war ein Opfer, das er der Zukunft seines Kindes bringen zu müssen glaubte.

Beata war mit ihrem Herzen in einen Zwiespalt gerathen, der ihr anfänglich viel Kummer machte. Indem die Gewohnheit der Kindesliebe sie zu dem Vater in das Stillleben ihres Hofes zog, erhob sich dagegen ein Gefühl in ihrem Herzen, dem sie keinen Halt gebieten konnte, das bald gewaltsam ihr ganzes Wesen erfüllte. Wenige Wochen später, als sie, nachdem man ihr den Vater entrissen hatte, in das Haus der ehrenwerthen Madam Etskowa gekommen war, langte eines Nachts der Bruder dieser Dame, Herr Thaddäus Kosciuszko, bei Derselben an, um Abschied von ihr und der Schwester zu nehmen. Alles war verloren, die kleine Armee der Polen gesprengt, und das

einzige Heil der Vaterlandsvertheidiger beruhte noch in der Flucht oder in demüthiger Unterwerfung.

Wenn auch die Empfindung schlummerte, welche die wenigen Stunden der Anwesenheit Kosciuszko's in dem Besitzthum Herrn Martin's in dem jungen Herzen Beatens erweckt hatte, so war es doch in dem lebhaften Naturell derselben nur zu sehr begründet, daß der Anblick des vom Schicksal niedergebeugten Helden, der jetzt seiner persönlichen Sicherheit wegen das Vaterland verlassen mußte, einen außerordentlichen Eindruck auf Fräulein von Lukowska bewirkte. Erst jetzt im Unglück zeigte sich sein edler Charakter in jener Erhabenheit, welche in der Bezeichnung „Läuterung" uns vielleicht verständlicher erscheint. Das Unglück läutert, verklärt große Persönlichkeiten, wie kleine davon muthlos niedergeschmettert, zu jeder moralischen Erhebung unfähig werden.

„Laßt mich einige Stunden ruhen," hatte er gesagt; „leider können wir den Anforderungen der Natur uns nicht so entringen, wie wir wünschen ... und wer so viel Schmerz tragen muß, und doch auch wieder so großes Vertrauen braucht zu der Ueberzeugung, daß, was heute mißlang, morgen gelingen kann, der hat die Kraft des Körpers vor Allem nöthig. Seid nicht verzagt, noch ist Polen nicht verloren, wenn auch der Feind jetzt triumphirt."

Als er, in seinen Mantel gehüllt, einige Stunden

auf einem Sopha ausgeruht hatte und die Augen aufschlug, schien es, als glaube er sich noch von der Traumwelt umfangen, die duftig ihre bunten lichten Gestalten vor seinem Geiste hatte schweben lassen. Seine Züge glänzten von Freude, ein schöner, Glück verheißender Traum hatte ihm Trost in das kummervolle Herz gesendet. Seine ausgestreckte Hand senkte sich seitwärts am Rande seines Lagers nieder. „Bist Du es, heiliger Genius des unglücklichen Polenlandes, der mir die Versicherung einflößt, daß der Tag der Freiheit kommen wird für mein Volk?" fragte er leise.

Es wurde ihm zwar keine Antwort, aber heiße Tropfen auf seine Hand ermunterten ihn . . . Beata kniete an seinem Lager. Er war überrascht von diesem Zeichen der herzlichsten Theilnahme. „Verzeihen Sie, General," stammelte sie, „ich . . ."

„O, reden Sie nicht von Verzeihung, Fräulein, die Sprache des Herzens bedarf solcher Wortformen nicht. Ich danke Ihnen von Herzen. Sie lehren mich fest an die Wiedergeburt des jetzt dem Unglück erlegenen Volkes, unsers theuern Vaterlandes glauben. Ich träumte schön. Auf goldumsäumten lichten Wolken schwebte der Genius Polens zu mir nieder, strahlend im Glanze seiner Herrlichkeit . . . ach, konnte ich ein schöneres Erwachen haben, als eine echte Tochter Polens an der Stelle des Genius zu finden?"

Diese Stunde blieb für Beata eine unvergeßliche. Sie hatte, von Kosciuszko's Arm umschlossen, an seiner Brust geruht, sie liebte ihn mit all' der Innigkeit ihres für alles Edle leicht erregten Herzens. Sie hielt es nicht als Geheimniß, daß sie ihn liebte, daß er diese Liebe erkannt hatte, denn sie war stolz darauf, sie fühlte sich von diesem Bewußtsein gehoben. Darum warf sie sich so freudevoll in Dorlinka's Arme, als Julian ihr den Liebesgruß von Kosciuszko brachte.

So wenig Julian auch Ursache hatte, zu beklagen, daß er nicht im Hause Kilinski's bleiben konnte, so leid that es ihm doch, von Dorlinka, Beata und Johannes scheiden zu müssen. Am nächsten Tage bezog er das bei Ignaz ihm eingeräumte Quartier, eine Kammer unmittelbar neben dessen Wohnung. War schon diese Räumlichkeit ein sehr trauriger Aufenthalt für Jemand, welcher an seine Umgebung höhere Anforderungen zu stellen gewöhnt ist, so war die bewegliche Umgebung, die Frau Ignazens und deren Tochter, noch viel unangenehmer. Es war nicht etwa die widerliche Erscheinung dieser beiden Frauen, im Gegentheil, die Util war ein schönes Mädchen, aber die bodenlose Gemeinheit Beider mußte Ekel erregen. Sie gehörten in der That der Volkshefe an, ihre Gesinnungen waren feil und roh.

Gleich am ersten Abend, wo Ignaz einige Augenblicke Gelegenheit fand mit seinem neuen Hausgenossen allein zu sprechen, sagte er: „Herr Julian, Ihr seid in ein schlechtes

Nest bei mir gekommen. Hätte ich das gewußt, hm, ich hätte Euch vorgeschlagen, lieber beim alten Jametz ein Unterkommen zu suchen, als bei mir."

„Der alte Jametz lebt noch?" fragte Julian.

„O, warum denn nicht, junger Herr? er hat auch gar keine Lust, schon jetzt zu sterben, denn seht, der will's noch erleben, daß kein Russe mehr in Polen ist. Hm, der alte Jametz ist jetzt sehr nützlich für uns. Kein Russe denkt daran, daß die alte Rothnase mit den steifen Beinen wie ein Maulwurf wühlt. Auf den Tanzböden und in den Schenken leiert er unsere Nationaltäuze und singt unsere Volkslieder, außerdem trägt er in seinem Orgelkasten kleine geheime Druckschriften für Den und Jenen. Seht, Herr Julian, der alte Jametz taugt schon noch zu was und keine Russenseele sieht's dem Alten an, daß er den Brei, an dem sie sich die Schnäbel verbrennen sollen, mit kochen hilft."

Julian gelangte durch diese Schilderung zu der Ueberzeugung, daß die Verschworenen alle nur möglichen Mittel und Wege einschlugen, um ihr Werk dem Gelingen zuzuführen.

Ignaz fuhr in seiner Rede fort, und erzählte, daß die Util, seine Stieftochter, großen Gefallen an ihm, Julian, gefunden und zur Mutter gesagt habe: Der muß mein Liebster werden, ich leg's drauf an. Und die Mutter hätte mit eingestimmt. „Das wird Euch vielen Aerger

machen, Herr Julian," fuhr Ignaz fort; „die Util ist ein Stück von Teufel, und ich hätt's mein Seel lieber, Ihr zögt bald von mir weg."

„Nun, sorge nicht so sehr um mich, guter Ignaz," beruhigte ihn Julian; „man muß es darauf ankommen lassen."

Julian hatte, wie schon erwähnt, unter dem Vorwande, er suche ein Unterkommen in Warschau oder in dessen Umgegend, das Quartier bei Ignaz bezogen. Selbstverständlich war es, daß Jemand, der kein besseres Logis miethen konnte, sich in ziemlich schlechten Verhältnissen befinden müsse. Bekannt war es, daß die russische Polizei Jagd auf alle Fremde machte, die nur einigermaßen sich in solchen Umständen befanden, daß sie sich für ihr Geld in der Hauptstadt aufhalten konnten; man witterte revolutionaire Agenten in Leuten, welche wol alles Andere, nur gerade nicht dies waren. Sonach schützte nur die Maske der bittern Armuth vor dem Argusblicke der Polizei, und aus diesem Grunde war Kilinski's Rath für Julian, bei Ignaz zu wohnen, ein sehr wohl überlegter.

In den ersten acht Tagen seines Aufenthalts war Julian bereits vollkommen unterrichtet über die Mittel und Wege der Verschworenen zur Ausführung ihres Werkes. Er hatte einer der geheimen Versammlungen Derselben bei dem Wechsler Kapostas beigewohnt. Als unumgänglich nöthig hatte man die Theilnahme der die

Umgegend von Warschau bewohnenden Landleute erkannt, und mit mehreren Anderen war Julian erwählt worden, dieses Geschäft zu vollziehen. Die Bauern und die übrigen Landbewohner mußten auf den zu fallenden Schlag vorbereitet und zur thätigsten Mithülfe aufgemuntert werden. Bei der überhaupt obwaltenden Stimmung gegen die Russen war ein guter Erfolg vorauszusehen. Die Sicherheit für die Missionaire, zu denen Julian gehörte, wurde jedoch ganz unerwartet durch ein Ereigniß in Frage gestellt, welches die Aufmerksamkeit der Russen und ihres Oberbefehlshabers Igelström im höchsten Grade erregte. Ein in Warschau weilender französischer Agent, Namens Charles Roquette, hatte eine in französischer Sprache gedruckte Brochure, auf deren Titelblatte Warschau als Druckort angegeben war, und deren Inhalt nicht nur den entschiedensten Russenhaß athmete, sondern auch alle Polen aufforderte, alle in der Hauptstadt befindlichen Russen, sammt ihren Anhängern, den König und seine Getreuen nicht ausgenommen, zu vernichten, auf der Straße verloren, und ein russischer Polizist sie gefunden. Igelström wüthete; allein es gelang ihm nicht, genannten Charles Roquette's habhaft zu werden, der zur Nachtzeit in der Kleidung eines polnischen Juden glücklich entkam. Aber dieses Ereigniß zog die strengsten Maßregeln nach sich; eine Menge Verhaftungen erfolgten, obwol diese sich als nutzlos erwiesen, da trotz aller Nachsuchungen bei Niemand

ein Exemplar jener Brochure gefunden wurde. Um jedoch den Polen jede Hoffnung auf ernstliche Erhebung zu rauben, fand Igelström für gut, unverzüglich die Reduction des polnischen Heeres anzuordnen. Er beschleunigte dadurch nur den Ausbruch des Aufstandes.

Julian entzog sich dadurch, daß er Wochen lang als Revolutionsagent seine Mission auf dem Lande vollzog und mithin wenig in seiner Wohnung bei Ignaz sich befand, den Gelüsten Util's, ihn zu ihrem Geliebten zu machen. Seine kräftige, schöne Gestalt, seine Haltung und sein hübsches Gesicht zogen jedoch, wenn er einmal zurückkehrte, ihre Blicke sogleich auf seine Person. Indeß er kümmerte sich nicht darum, nicht nur, daß er glaubte, durch ein kaltes Wesen die Dirne, welcher die Frechheit aus den Augen schaute, von sich abzuhalten, sondern auch, weil seine Aufmerksamkeit jetzt auf ganz andere Dinge gelenkt worden war. Das erste Zeichen zur Revolution war gegeben. Der mit seiner Brigade in und um Ostrolenka stehende General Madalinski, welcher von Igelström Befehl zur Reduction seiner Truppen erhalten hatte, erhob die Fahne des Widerstandes. Vergeblich war die von Igelström angeordnete Verfolgung Madalinski's und seiner Brigade. Kaum war diese Nachricht in Warschau verbreitet, so erscholl auch eine andere und weit wichtigere: Kosciuszko's Einzug in der Nacht vom 23. zum 24. März in Krakau und die Wiederherstellung der Verfassung vom

3. Mai 1791 durch den Krakauer Senat. Jetzt hatte die Insurrection ein Oberhaupt, Kosciuszko war zum Dictator proclamirt worden. Der Enthusiasmus war grenzenlos, und wenn es möglich gewesen wäre, denselben noch mehr zu steigern, so würde das glorreiche Treffen, welches von dem unter Kosciuszko kämpfenden Insurgentenheere, aus den Truppen Madalinsk's, Waldewski's und Wodziki's und einer Schaar mit Sensen bewaffneter Bauern bestehend, gegen die Russen unter Denisow und Tormasow am 4. April bei dem Dorfe Raclawicze gewonnen wurde, ein solcher Hebel geworden sein.

Die Russen fühlten das unheimliche Wehen einer ihnen nahetretenden Gefahr, und Igelström ließ es nicht an Strenge und verzehnfachter Wachsamkeit fehlen, die Einwohner Warschau's niederzuhalten. Er begann damit, den König einzuschüchtern, wozu allerdings nicht viel gehörte, denn gebeugt von dem Unglück, welches unter seiner Regierung das Land betroffen, niedergedrückt von den Schwächen des Alters, das sein Haupt völlig schneeweiß gemacht hatte, und gequält von der Furcht, daß jeder neue Versuch, sich dem Joche Rußlands zu entreißen, zu noch größerem Unheil führen werde, warf er sich kleinmüthig den Russen in die Arme, und bezeichnete in einer am 11. April erlassenen Proclamation die Krakauer Insurrection als ein unbesonnenes und strafwürdiges Beginnen. Ferner ließ Igelström den edlen Stanislaus Potoki, den

patriotischen Wengierski und den unerschütterlichen Krajewski in seinem Palaste gefangen halten, da er in ihnen Häupter der Volksbewegung zu erblicken und sie durch Strenge zum Geständniß des Geheimnisses zu zwingen glaubte, was jedoch vergebens war. Verdächtige Fremde wurden auf seinen Befehl von Warschau nach Rußland abgeführt, und das berühmt gewordene Theaterstück „die Krakauer" verboten. Aber diese Vorkehrungen nützten zu Nichts, denn gleich nach dem Siege Kosciuszko's bei Raclawicze brach sich auch die Nachricht vom Aufstande in den Palatinaten Lublin und Chelm Bahn im Munde des Volkes. In Warschau selbst kam es zu einzelnen heftigen Reibungen zwischen Volk und dem russischen Militair, bei welchen Gelegenheiten man fertige Munition in der Stadt entdeckte.

Die Verschworenen eilten mit Riesenschritten ihrem Ziele zu. Der Abend des 15. Aprils sah eine Versammlung Derselben in Kilinski's Gehöfte. Jeder war mit dem Bewußtsein gekommen, daß dies vielleicht die letzte Zusammenkunft sei vor dem Ausbruche der Erhebung. Mit Erstaunen bemerkten die zu jedem Opfer bereiten Männer, daß Kilinski heute ernster und schweigender war als je. Als fast Alle gesprochen hatten, erhob er sich und sagte: „Männer! Freunde! Polen! Söhne des theuren Vaterlandes, das die Tyrannen in Fesseln schlagen wollen, die für Zeit und Ewigkeit unser Volk nieder-

drücken sollen — in drei Tagen, an dem heiligen Tage, wo wir den Tod Jesu feiern, muß auch die Feier unserer Auferstehung gefeiert werden, oder — nie!"

„Wie? am Charfreitage?" riefen mehrere Stimmen zugleich.

„Nicht anders, meine Freunde . . . uns ist keine Wahl gelassen!" Und nun enthüllte Kilinski den ihm von einem treuen Patrioten (wahrscheinlich der polnische Commandant von Warschau, General Czichocki) mitgetheilten geheimen Plan Igelström's, den Charfreitag zu einem Schlage gegen die noch still gährende Warschauer Insurrection zu benutzen. Dieser Plan war auf die Frömmigkeit der katholischen Bevölkerung der Hauptstadt gebaut. Während sich dem Gebrauche gemäß das Volk zur Andacht in den Kirchen versammelte, sollte von Seiten der Russen die Entwaffnung der gegen 4000 Mann zählenden polnischen Garnison, die Besitznahme des Arsenals, der Kaserne und der Pulvermagazine geschehen. Der in Zakroczyn stehende preußische General Wolki hatte bereits für alle Fälle den Wink erhalten, über die Weichsel zu gehen und seine Truppen in die Warschau zunächst liegenden Ortschaften zu vertheilen. Für den Fall einer Volksbewegung hatten die Kosaken Ordre, in den vier Quartieren der Hauptstadt Feuer anzulegen, um die Aufmerksamkeit des Volkes zu theilen und den Plan des Generalissimus zu begünstigen. Zu gleicher Zeit las Kilinski eine Liste von

Namen ab, welche, so wie Igelström's Plan gelänge, nach Rußland deportirt werden sollten.

Tiefes Schweigen folgte auf diese Enthüllung eines Planes, der, unentdeckt, die polnische Hauptstadt zur leichten Beute der Russen gemacht haben würde. Welch entsetzlicher Entwurf! und doch auch welch ein Glück, daß er noch vor der Ausführung zur Kenntniß der Verschworenen kam.

Als die Versammelten sich trennten, hatte man beschlossen, das so lange vom nächtlichen Schleier des Geheimnisses bewahrte Werk des Aufstandes schnell zu Tage zu bringen. Die Nothwendigkeit, den Russen zuvorzukommen, lag auf der Hand, weshalb man darüber auch einverstanden war, den Gründonnerstag, den 17. April, also den Tag vor der projectirten Ausführung des Igelström'schen Entwurfes, zum Tage der Erhebung Warschau's zu machen. Nur 24 Stunden lagen zwischen dem Augenblick, wo sich die Verschworenen trennten und dem, wo der erste Schlag gegen die russische Zwingherrschaft fallen sollte. Einen vollkommenen Operationsplan zu entwerfen war in der kurzen Zeit unmöglich, man mußte sich theils auf den Patriotismus des Volkes, auf die bereits vorhandenen Mittel, theils auf den Eindruck der Ueberraschung verlassen, dem die Russen unterliegen würden.

Als Julian mit Ignaz aus dem Gehöfte trat — die Nacht war ruhig, alle Gegenstände in Halbdunkel ge-

hüllt — wendete sich sein Blick unwillkürlich nach dem Schlosse hinauf, dessen Masse wie ein schwarzer Koloß sich von dem etwas hellern Himmelsgrau abhob. Er gedachte des Königs. Welches Erlebniß stand Diesem wieder bevor! Gewiß, Stanislaus August hatte die traurige Aufgabe empfangen, eine Reihe der härtesten Schicksale zu erleben, und vor seinen Augen das Vaterland zertrümmert zu sehen, ohne jedoch mit dem Geiste ausgerüstet worden zu sein, welcher in sich Kraft und Fähigkeit fühlt, dem harten Geschick mit Muth entgegenzutreten, ihm die Spitze zu bieten, und als Heldenkönig für seines Landes Freiheit zu kämpfen und zu sterben. Er besaß nur ein gütiges, wohlwollendes Herz, das aber wog Nichts in der Schale der Tugenden eines Polenkönigs.

Schweigend gingen Julian und Ignaz den ziemlich langen Weg nach Hause. Sie mußten an mehreren jüdischen Kneipen vorüber, aus denen einzelne Berauschte taumelnd ihren Nachhauseweg suchten, oder die im ungünstigern Falle, wenn der Branntweingeist ihren Ortssinn zu stark umnebelt hatte, auf offener Straße ein Nachtlager fanden.

„Da steht auch Einer, der nicht fort kann,“ bemerkte Ignaz, auf einen in einen Mantel Gehüllten deutend, der sich an die Plankenwand eines Gartens gelehnt hatte.

Sie gingen an dem Mann vorüber, der sich nicht regte.

„Setzen wir ihn auf die Erde, daß er keinen harten Fall thut," sagte Julian mitleidig.

„Was fällt Euch ein, Herr Julian ... wollt Ihr den Kerl nicht vielleicht noch abmalen?" entgegnete Ignaz, ihn fortziehend; „der Art schadet's Nichts, wenn sie sich auch ein Loch in den Kopf fällt. Ist so 'n Kerl nicht ganz berauscht, so hat Eure Barmherzigkeit zuletzt noch das Vergnügen, daß er Euch hinter die Ohren schlägt. Ich kenne diese Gesellschaft."

Julian machte keinen Einwand, denn die Kenntnisse Ignazens in dieser Beziehung waren zu imponirend. Sie gingen ihren Weg fort. Bei einem zufälligen Umsehen sagte der Schuster: „Na, habe ich nicht Recht? Guckt Euch um! Der Kerl taumelt hinter uns her. Das hätte keinen kleinen Spectakel gegeben, wenn wir ihn hätten niedergesetzt; er ist nicht so schwer betrunken, um uns nicht für Nachtvögel zu halten, die ihn ausschälen wollten."

Julian fand die Bemerkung Ignazens hinsichtlich der Nachfolge des Betrunkenen, der in der Mitte desselben Weges, den sie dahinschritten, nach beiden Seiten taumelte, bestätigt. Sein Manöver in der Nähe abzuwarten, hatte kein Interesse für sie. An Ignazens Wohnhause angelangt, traten sie hinein, der starke Holzriegel fuhr im Innern vor die Thür.

Wenige Augenblicke später langte auch der Trunkene, seinen unsichern, schwankenden Gang plötzlich in

ein festes Auftreten verwandelnd, an derselben Thüre an. Er blieb stehen, und horchte auf das Geräusch der im Hause Befindlichen. Als er Nichts mehr hörte, zog er ein Stück Kreide und ein Stück Röthel aus der Tasche, und machte ein Zeichen, in ein Paar Strichen bestehend, an Thüre und Lehmwand. Nachdem dieses Geschäft abgethan war, eilte er schnellfüßig von dannen.

Julian schlief am nächsten Morgen ungewöhnlich lange. Das bevorstehende Ereigniß hatte seinen Geist so sehr beschäftigt, daß er erst mit Tagesgrauen ermüdet einschlummerte. Die Aufregung dieses Nachdenkens war aber durch den Schlaf nicht gemildert worden, sie spann sich in wilden, wüsten Traumbildern fort. Er sah sich mit der weinenden Dorlinka am Hofe des Königs, der im Sterben lag; dann eilte er als Flüchtling in einem furchtbaren Unwetter durch einen Wald, wo ihn Wölfe verfolgten. Auf sein Hülfsgeschrei sprang Adam Stiaska zwischen den Bäumen hervor, nahm ihn mit Riesenkraft auf die Schulter, und trug ihn durch den Wald vor ein brennendes Schloß, mit ihm in dessen Flammen sich stürzend. Die Flammen wichen zur Seite, hohe, glühende Wände bildend, die jeden Augenblick auf Beide niederzustürzen drohten; plötzlich brauste ein orcanähnliches Heulen durch die Luft; tiefe Nacht umgab ihn; eine Stimme drang zu seinem Ohre, den Namen „Lodoiska" flüsternd, und wie er durch den Klang dieses Namens aufgeschreckt empor-

schaute, sah er sie niederschweben in lichter, rosenrother Wolke, ein Gebilde des Himmels. Er eilte auf sie zu, sie umfangend; da tauchte hinter ihm eine dunkle Gestalt auf, schwankend, taumelnd, in einen Mantel gehüllt. Es war der Betrunkene von dieser Nacht, den seine aufgeregte Phantasie sich vergegenwärtigte, und je höher dieser Schatten an ihn heranwuchs, desto mehr verdunkelte sich die Lichtwolke, Lodoiska entschwand seinen Blicken. Erdrückt von dem Riesenschatten sank er zu Boden, er glaubte sterben zu müssen unter der Schwere des Phantoms. Da schrie es fürchterlich neben ihm auf, der Boden spaltete sich, Flammen züngelten daraus hervor, Gestalten, in denen er den alten Jametz, den Ignaz, den sanften Johannes erkannte, umgaben ihn plötzlich; Schlachtendonner rollte. Wie durch Zauberei mitten in das tobende Kampfgewühl versetzt, sah er bald Alle neben sich niedersinken, Blutströme flossen . . . dann ward Alles ruhig. Er sah sich in einem ungeheuren Grabe, wo Leichen auf Leichen gethürmt waren. Wetterschläge stürzten Berge und Wälder nieder, um das offene Grab zu verschütten.

In diesem Moment erwachte er, in Schweiß gebadet. Das wirre Traumbild hatte so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er langer Zeit bedurfte, um sich davon zu erholen.

Die Sonne schien durch's Fenster, es war hoch in der neunten Stunde. Als er angekleidet seine Kammer eben

verlassen wollte, trat Util ein. „Ihr schlaft ja wie ein vornehmer Herr in den Tag hinein," sagte sie.

„Es geschieht selten . . . ich konnte nicht einschlafen vor dem Morgen. Bringt mir mein Frühstück."

„Gleich." Util kam mit einem Teller Suppe. Während er aß, blieb das Mädchen neben ihm stehen.

„Habt Ihr keine Geschäfte, daß Ihr mir zusehen müßt?"

Util lachte frech. „Geschäfte? . . . o doch, mit Euch."

„Mit mir?"

„Ihr gefallt mir, und Ihr sollt mich deshalb zu den Osterfeiertagen zum Apoll führen. Dort wird höllisch getanzt, und Vergnügen giebt's die Menge."

„Sucht Euch einen Andern, dem das Spaß macht."

„Oho! Ihr gebt's ja sehr groß, Herr Julian. Bin ich Euch etwa nicht hübsch genug?"

Julian, mißgestimmt durch den Traum, antwortete der frechen Dirne nicht.

Util fuhr schäkernd mit den Fingern durch seine Haare.

„Packt Euch . . . ich liebe solche Aufdringlichkeiten nicht."

„Aber ich," entgegnete Util; „ich denke, Ihr habt Zeit genug gehabt, um mich zu bemerken, aber Ihr scheint ein Stück Fisch zu sein. Das verdrießt mich,

und darum habe ich mir's vorgenommen, Euch in mich verliebt zu machen, und das geschieht, oder . . ."

„Ich werfe Euch zur Thür hinaus!" drohte Julian, empört von der Frechheit der Dirne.

„Ihr seid wol ein guter Freund von meinem Stiefvater, dem einfältigen Schuster?" fragte Util, ohne sich an den sichtbaren Abscheu Julian's zu kehren. „Wißt Ihr, daß dieser Dummkopf von Schuster auf Wegen geht, wo er den Hals brechen kann?"

„Wie?"

„Seht, wie Ihr gleich aufmerksam werdet!" fuhr die Dirne lachend fort. „Eine Verschwörung ist im Werke, dieser Dummkopf ist dabei, Euch hat er auch dazu beredet. Ihr kamt gestern Abend spät mit ihm zu Haus."

„Wenn Euer Stiefvater bei einer Verschwörung betheiligt sein sollte, so würde das nur ein Lob für ihn sein, denn es wäre ein Zeichen, daß er kein Russenfreund ist."

„Dummes Zeug, das ist Alles gleich. Mir ist Russe und Pole einerlei, wenn sie Geld haben," entgegnete Util. „Wenn Ihr mir einen Kuß gebt, sage ich Euch Etwas. 's wird Euch nicht gereuen."

„Hier, nehmt den Teller und packt Euch!"

Diesen Augenblick, wo er, am Tische sitzend, sich ganz zu ihr gewendet hatte, ersah Util, und setzte sich,

seinen Hals umschlingend, rasch auf seinen Schooß. „So muß man Euch fangen, wenn Ihr verliebt werden sollt!“ rief sie.

Mit Ekel schleuderte Julian die freche Dirne von sich. Sie fiel zu Boden. Es that ihm jedoch leid, so hart gewesen zu sein, denn er sah an ihrem vollen, fleischigen Arme einen Blutstriemen, den sie sich bei dem Falle durch Herabfahren an der scharfen Kante seines Bettes gerissen hatte. Er wollte ihr aufhelfen, sie spuckte ihn aber an und sagte aufstehend: „Umsonst habt Ihr mir Das nicht gethan. Auf dem Anger draußen will ich lebendig verfaulen, oder neunmal aufgehangen werden und herunterfallen, daß erst der zehnte Strick hält, wenn Ihr Euch nicht morgen erinnert, daß ich Euch heute Etwas sagen gekonnt hätte, was Euch ... Gebt Acht, Ihr thut keiner Dirne mehr solche Bosheit an, dafür wird gesorgt, daß Euch die Zähne vor Schreck ausfallen werden.“

Den Teller nehmend, eilte sie rasch aus der Kammer. Julian war mit sich unzufrieden, er hatte sich übereilt; der Abscheu, den er vor der Gemeinheit eines Geschöpfes hegte, welches sich dem niedrigsten Laster preisgab, hatte ihn zu weit geführt. Was konnte Das sein, was ihm Util sagen wollte? In ihren Worten lag eine versteckte Drohung, die ihn, je mehr er darüber nachdachte, desto mehr beunruhigte. Von der Rache einer so frechen Dirne war Alles zu fürchten. Der Gedanke, wenn sie ja einen

Verrath an ihm begehen wollte, morgen der Ausbruch des Aufstandes diesen unmöglich machen würde, beruhigte ihn indeß wieder in etwas, und da er die Dirne den ganzen Tag nicht wieder zu Gesicht bekam, so vergaß er fast auch diesen Vorfall. Als jedoch das Abenddunkel niedergesunken war, wurde er auf eine höchst unangenehme Weise daran erinnert.

Ignaz kam in Eile in seine Kammer gestürzt, bleich wie der Tod. „Springt zum Fenster hinaus! . . . Russen . . : heiliger Stanislaus, erbarme dich unser . . . wenn sie Euch fangen . . . Psakrew (Hundeblut)! . . . springt . . .“ Der ehrliche Schuster konnte kein Wort weiter hervorbringen, auf der hölzernen Treppe wurde das Geräusch gewichtiger Männerschritte und das Klirren von Gewehren vernehmbar.

Julian riß das Fenster auf, um den ihm gegebenen Rath zu befolgen. Der Sprung war keineswegs halsbrecherisch, denn das Obergeschoß war nicht allzu hoch! Unten jedoch rief eine Männerstimme: „Achtung! man öffnet das Fenster! Bayonnette hoch!“ Ein Blick hinab zeigte dunkle Gestalten, und leichtes Klirren von Gewehren folgte dem Commando.

„Da haben wir's! . . . Jesus, Marie, Joseph! . . . Das verfluchte Gesindel . . . der Teufel soll's holen!“ ächzte Ignaz, wie kraftlos auf das Bett hinfallend.

Julian behielt keine Zeit; das Schicksal der nächsten

Minute zu überdenken. Die Thür wurde aufgerissen, russische Soldaten drangen ein, mit ihnen der Officier, der ohne Zeitverlust den Befehl gab, Julian festzunehmen. Im Scheine der auf dem Tische stehenden Lampe erkannte Julian in ihm Sigismund von Lukowsky, der mit tief verletzendem Spotte sagte: „Mein Herr, es gereicht mir zum Vergnügen, Euch ein Eurem Stande würdigeres Quartier anweisen zu dürfen. Der Kaiserin Majestät wird angenehm überrascht sein, einen so liebenswürdigen Flüchtling wiederzuerlangen, und wird es gewiß nicht an besonderen Auszeichnungen fehlen lassen, um Euch für immer zu fesseln. Es war nicht Recht von Euch, die Verborgenheit so lange zu Eurem Schilde zu machen, weshalb ich mich um so glücklicher fühlte, als Ihr mit Eurem Wirthe vergangene Nacht an mir vorbeischrittet, und Eure Herzensgüte mich vor einem harten Falle auf den Steinboden bewahren wollte."

Das Erstaunen Julian's war bei Anhörung dieser letzten Andeutung Lukowsky's so groß, daß er sich in Wahrheit unfähig zu einer Erwiderung fühlte, sie würde auch von keinem Nutzen gewesen sein und nur den Triumph des Verräthers gesteigert haben. Ohne einen Laut der Gegenrede trat Julian in die Mitte der Soldaten, die ihm die Hände banden, und zugleich einen Strick um seinen Leib schlangen, dessen Ende einer Derselben sich um die Hände wand, um ganz sicher vor der Möglichkeit

einer Flucht des Verhafteten zu sein. Ignaz glich, während dies Alles geschah, einer Schnecke, welche sich in ihr Haus zurückgezogen hat. Den Kopf tief in die Schultern gezogen, die Hände über den Nacken geschlungen, lag der rechtschaffene Schuster mehr todt als lebend, wie ein Knäuel zusammengerollt, auf dem Bette Julian's, und schöpfte erst Athem, als er sich wieder allein sah. An der schlechten steilen Treppe stand Util, und als Julian hinabgeführt wurde, sagte sie lachend: „Das hätte ich Euch heute morgen sagen können, Herr Julian. Jetzt wird's Euch gut gehen, und Ihr werdet nicht mehr nöthig haben, die Dirnen mit Gewalt von Euch wegzuschleudern. Zu den Feiertagen habe ich einen Andern, der mich zum Apoll führt, ich brauche Euch nicht."

Julian maß die hohnlachende Dirne mit verächtlichem Blick, und folgte willig seinen Begleitern, von denen Einer der Util einen derben Kolbenstoß in die Seite versetzte.

Im Hause ward es bald wieder ruhig, doch nach Verlauf von einer Viertelstunde hörte man darin ein fürchterliches Gekreisch von Weiberstimmen. Ignaz hatte sich aus der Betäubung erholt, in welche ihn dieses Ereigniß versetzt, und auf seine Nachfrage, wie das Alles so unerwartet gekommen sei, erzählte ihm Util mit vieler Genugthuung, daß heute am frühen Morgen ein Bekannter von ihr, der bei einem russischen Officier Diener sei, um das Haus geschnüffelt und sie gefragt habe, wer Alles darinnen

wohne. Bei dieser Gelegenheit hätte sie erfahren, daß es auf Herrn Julian gemünzt sei. Ohne Erröthen fuhr die freche Dirne fort zu erzählen, wie Julian ihre Aufdringlichkeit vergolten und sie es daher hätte bleiben lassen, ihn vor der ihm drohenden Gefahr zu warnen. Es wäre ihm ganz recht geschehen, und nun könne er in den gelobten Ländern Sibirien oder Kamtschatka sich an seine Grobheit gegen sie erinnern.

Util sowol als ihre Mutter hatten es bisher nicht für möglich gehalten, daß der immer duldende Ignaz einmal seine Natur ändern könne, sie erfuhren es jetzt zu ihrem größten Schrecken, indem er unbarmherzig mit Spannriemen und Stiefelholz auf sie losschlug, bis sie Beide blutrünstig und betäubt auf dem Stubenboden lagen. Der Util besonders hatte er entsetzlich zugesetzt. „Psakrew! ich sag's Euch Beiden, sitzt Herr Julian zu den Feiertagen nicht wieder bei uns im Neste, schlage ich Euch todt ... merkt Euch das!" Und mit dieser Drohung hatte er das Haus verlassen, es hinter sich schließend, und rannte dann zu Meister Kilinski, um ihn von diesem Vorfall zu unterrichten.

5.

Noch lagerte Dämmerungsgrau über der Hauptstadt Polens, die Uhr hatte noch nicht vier geschlagen, als zwei

Kanonenschüsse durch den stillen Morgen donnerten und den Patrioten das Zeichen gaben, daß das blutige Tagewerk bereits seinen Anfang genommen. Eine Abtheilung der polnischen Garde zu Pferde hatte einen mit zwei Kanonen hinter dem sächsischen Palais stehenden russischen Posten mit solcher Wuth angegriffen, daß dieser nur eben die erwähnten beiden Schüsse thun konnte und theils niedergehauen wurde, theils in der Flucht sein Heil suchte. Nachdem die beiden Schüsse erfolgt waren, rückte die ganze reitende Garde aus, und begab sich theils nach dem Arsenal, theils nach dem Pulvermagazine. Gleichzeitig krachten Signalschüsse vom Arsenale her, um sämmtliches polnisches Militair und die Bürger zu den Waffen zu rufen. Bald darauf ertönte das Geschrei: „Zu den Waffen! Freiheit! Kosciuszko!" durch die Straßen; das Volk rannte nach dem Arsenale, um sich zu bewehren; wo ein einzelner Russe auf der Straße gesehen wurde, war Tod oder Gefangenschaft sein Loos. Der Kanonendonner, welcher vom Arsenale her von Zeit zu Zeit erfolgte, rief die Landleute in die Stadt; das Meer der Revolution begann allmählich seine Wellen zu schlagen.

Das Igelström'sche Palais in der Methgasse ward das Ziel des zum Kampfe eilenden Volkes, da es der Mittelpunkt aller russischen Truppen und daher ihrer Operationen war. Trotz aller Angriffe der von zwei Seiten, theils aus der innern Stadt durch das Krakauer Thor, theils

vom Arsenale her durch die Lange-Straße und auch vom Zaknoschiner Thore aus andringenden Volkshaufen gelang es diesen nicht, sich nur in der Nähe dieser gut vertheidigten Burg des russischen Oberbefehlshabers auf wenige Minuten zu halten. Während dieser Attaquen, die manches Menschenleben kosteten, tobte der Kampf an vielen anderen Punkten der Stadt, Kanonendonner und das Geknatter des Gewehrfeuers erfüllten die Luft, und zwischendurch schallte wüthendes Geschrei der Angreifenden und das Hurrah der mit Kartätschen und Bayonnetten sich Luft machenden Russen.

Igelström's Lage verschlechterte sich jedoch von Stunde zu Stunde. Der einzige Rath, den ihm der König ertheilen konnte, bestand in der Bitte, die Russen möchten die Stadt verlassen, dann werde sich das Volk beruhigen. Indessen, hatte die Behauptung des Platzes seine Schwierigkeit, so war das Verlassen der Stadt ein nicht weniger schweres Unternehmen. Igelström verweigerte den Befehl zu dem letztern, denn es schien ihm zweckmäßiger seine Truppen an sich zu ziehen. Dies zu bewerkstelligen, mußte vor allen Dingen das polnische Militair am weitern Vorrücken verhindert werden. Eine Straßenschlacht entspann sich, welche erst nach einigen Stunden mit der Niederlage der Russen endete und den General Nowicki bestimmte, eiligst mit fünf Bataillonen Fußvolk, fünf Escadrons und vier und zwanzig Kanonen noch vor Mittag durch den

Jerusalemer Schlag die Stadt zu verlassen. Während dieses furchtbaren Kampfes in der „neuen Welt" dauerten die Stürme auf das Igelström'sche Palais ununterbrochen fort. Bald waren die Polen, bald die Russen im Vortheil. Die Häuser der Langen-Straße und der Methgasse waren zu Festungen geworden, aus deren Fenstern die Polen ein lebhaftes Feuer unterhielten. Schon neigte sich der Tag dem Abend zu, als die Polen in sichtbaren Nachtheil geriethen, sie wurden aus ihren mit vielen Opfern errungenen Stellungen in den zum Igelström'schen Palais gehörenden sogenannten Commissionspalaste und aus einem dem genannten Palais gegenüberliegenden Hause vertrieben, und mußten sich darauf beschränken, ein schwaches Kanonenfeuer vom Arsenale aus gegen den Commissionspalast zu unterhalten.

Die Revolution schien ihrem Ende nahe zu sein und wäre es auch sicher gewesen, wenn die Ereignisse nicht einen so raschen Umschwung bekommen hätten, der an einen Sieg der Russen von Stunde zu Stunde mehr zweifeln ließ. Der aus der Stadt mit seinen Truppen entwichene Nowicki fand es seiner Pflicht gemäß, da der Kampf in der Richtung des Igelström'schen Palais immer noch fortwährte, seinem Oberbefehlshaber zu Hülfe zu kommen, welcher in der für einen Obergeneral sehr schlimmen Lage war, nicht zu wissen, wo sich der größte Theil seiner Truppen befand. Mit drei Bataillonen Infanterie, vier

Reiter-Escadrons und sechzehn Kanonen zog der Obristlieutenant Klugen, ohne den mindesten Widerstand zu finden, durch die Straßen bis zum sächsischen Palais, hier aber fanden sie ein Ziel. Ein Volkshaufe, welcher einen Sechspfünder mit sich führte, rückte dieser Truppenmasse muthvoll entgegen, geführt von einem Jünglinge in Nationaltracht, dessen Lockenhaar im Winde flatterte.

Die Russen waren nicht wenig erstaunt, einen an Zahl so geringen Feind — denn der Volkshaufe zählte kaum sechszig Mann — sich ihnen entgegenstellen zu sehen. Obristlieutenant Klugen glaubte leichtes Spiel mit dieser Gegnerschaft zu haben. Er commandirte zum Angriff.

„Freiheit! Kosciuszko!" rief der lockige Jüngling seinen Begleitern zu, und sein Beispiel entflammte Diese zum Kampfe auf Leben und Tod. „Schießt den Satan mit den Locken zusammen!" schrie der russische Obristlieutenant seinen Jägern, auf den Jüngling deutend, zu, und ein wüthender Kugelhagel wurde auf Jenen hinübergeschleudert. Er aber stand ruhig an dem Sechspfünder, unverletzt, während mancher wackere Pole um ihn her zum Tode getroffen zusammenstürzte. Erst dann, als es den russischen Jägern gelungen war, durch eine Seitenthür in das Palais einzudringen und als sie aus den Fenstern des stattlichen Gebäudes herabschossen, sah sich der Heldenjüngling zum Rückzuge gegen das Brühl'sche Palais gezwungen. Langsam wich die kleine Schaar zurück, mit ihrer

Kanone immerfort den Hof des sächsischen Palastes bestreichend, so daß die Russen sich nicht hineinwagten, sondern in der Straße Krolewska Halt machten. Die russischen Jäger, freudetrunken über den vermeinten Sieg, ergaben sich ihrer vorherrschenden Neigung zum Plündern des Palastes. Bald folgte der größte Theil der übrigen Soldaten, sie drangen in die Häuser und raubten und mordeten. Aber die Vergeltung folgte. Ein Theil des Dzianlinskischen (polnischen) Regimentes stürmte rasch von der Krakauer Vorstadt her, und panischer Schrecken ergriff die räuberischen Horden. Unter Zurücklassung vieler auf Plünderung ausgegangenen Mannschaften entwichen sie aus der Stadt, den bedrängten Oberbefehlshaber in seinem von Volksschaaren ununterbrochen angegriffenen Palais im Stiche lassend.

Um Igelström's Palais wogte der wildeste Kampf, bald glücklich für die Angreifer, bald für die Angegriffenen. Igelström hatte keine Kunde von seinen Truppen; alle Ausgänge waren versperrt, keiner seiner ausgesendeten Adjutanten war zurückgekehrt, und seine Truppen schmolzen von Stunde zu Stunde. Es war schon gegen fünf Uhr, als er mit mehreren seiner Officiere das Belvedere des Borch'schen Palais bestieg, um von da aus Umschau zu halten. Keine Spur seiner Truppen zeigte sich, dagegen entdeckte man das preußische Corps unter General Wolki, welches dicht vor der Stadt, neben dem Wege nach Po=

wonsk, Stellung genommen hatte. Der südlich gelegene Theil Warschau's war ganz ruhig.

Der Kanonendonner, den man in der Richtung der Hauptstadt vom frühen Morgen vernommen, hatte den Preußengeneral bewogen, seine Truppen gegen die Stadt vorzuschieben. Nicht wissend, was darin vorgehe und welche Ursache dem Kampfe zum Grunde liege, sandte er einen Officier auf das Schloß zum König, um darüber Auskunft zu erhalten. Vor dem Schlosse wogte eine große Masse Volks, Alle bewaffnet. Ein Musikcorps spielte Nationallieder, zu denen das Volk sang. Enthusiasmus glühte aus Aller Augen, und jede auf den jetzt gerade stattfindenden Kampf nur irgend passende Anspielung in den Nationalliedern wurde unter Beifallsklatschen und mit ungeheurem Jubel gesungen. Ein Theil der polnischen Garde stand unterm Gewehre, jedoch den Enthusiasmus und die Kampflust des Volkes theilend. Es war eine Scene ganz eigenthümlicher Art; man hätte darauf schwören können, Volk und König sei nie uneins in ihren beiderseitigen Meinungen gewesen. In dem großen Audienzsaale, wohin man den preußischen Officier führte, bot sich Diesem wieder eine andere Scene zur Ansicht.

Der weißhäuptige Stanislaus August stand mitten unter Männern des Volkes, an deren Spitze sich Kilinski befand. Die große, kraftvolle und imponirende Gestalt des Letztern schien noch größer geworden zu sein unter dem

mitairischen Schmuck, welchen er heute als Volksführer angelegt hatte. Wenn auch keine Uniform, so trug er doch die Czapka stolz auf dem Haupte und ein durch und durch silbergewebter Passos (Schärpe) wand sich um seinen Leib, den Schnurenrock zusammenhaltend. Ein etwas geschweifter Säbel, dessen Griff einen Löwenkopf darstellte, hing ihm an einem breiten, glänzend lackirten und mit kleinen Silberschildern gezierten Bandelier, das seine rechte Schulter deckte, an der Seite. Obgleich etwas theatralisch Gesuchtes in seinem auf solche Art ausgestatteten Aeußern lag, denn sonderbarer Weise trug er den Schnurenrock auf der Brust offen und diese selbst unbedeckt von dem weißen Hemde, das er sorgfältig zurückgeschlagen hatte, so konnte man doch nicht läugnen, daß seine Erscheinung großen Eindruck auf Leute machen müsse, die, enthusiasmirt und aufgestachelt, in ihm einen tüchtigen Vorfechter ihrer Freiheit, ihrer Rechte sahen.

„Rede Du, Kilinski,“ sagte der König, als er aus dem Munde des Officiers die Anfrage des preußischen Generals vernommen; „gieb Du an meiner Stelle dem Herrn Antwort, ich bestätige Alles, was Du sagst, im Voraus.“

Diese Worte, theils der Herzensgüte des Königs entflossen, theils auch vielleicht eine absichtliche Schmeichelei, verfehlte ihre, der Eitelkeit Kilinski's wohlthuende Wirkung nicht. Hoch aufgerichtet blickte der Schuster-Volkstribun

im Kreise umher, dann schwenkte er seinen Czapka, und rief mit kräftiger Stimme: „Hoch lebe die freie polnische Nation und ihr König!"

Und Alle riefen das nach.

Dann sprach Kilinski zu dem preußischen Officier: „Mein Herr, sagen Sie Ihrem Chef: Der König von Polen und seine Nation machten nur Eins aus. Nur die Russen allein wären unsere Feinde, und wir hofften, der preußische General werde keine Feindseligkeiten beginnen gegen eine Hauptstadt, die keine feindlichen Gesinnungen gegen ihn äußere."

„So ist es, das ist meine Meinung!" bestätigte Stanislaus August.

Der preußische Officier verbeugte sich gegen den König, und verließ eiligst das Schloß.

„Ew. Majestät, es gilt den letzten Schlag gegen die Russen, gestatten Sie uns an dem Kampfe Theil zu nehmen," sprach Kilinski.

„Kehrt als Sieger zurück . . . Gott sei mit Euch und Euren Waffen," entgegnete der König.

Die nächste Viertelstunde fand das Königsschloß still wie sonst in den Tagen des Friedens; nur aus der Richtung des Igelström'schen Palais her donnerten ununterbrochen die Geschütze, und das Geknatter des Gewehrfeuers klang wie unaufhörliches Peitschenknallen herüber. Auf einem pechschwarzen Rappen zog Kilinski der be-

waffneten Menge voran durch die Krakauer Vorstadt dem Kampfplatze zu. Die ersten Abendschatten fielen bereits nieder, als ungeheurer Jubel den Russen den nun fast gewissen Untergang durch den von Kilinski herbeigeführten Zuzug verkündete. „Freiheit! Kosciuszko!" erscholl es aus jedem Munde, und der Angriff, der nun erfolgte, war wüthend. Die Russen aber setzten verzweiflungsvollen Widerstand entgegen, und der Sturm ward zurückgeschlagen. Die Nacht machte endlich dem Kampfe ein Ende.

Nun aber wurden die nächstgelegenen Straßen die Zeugen des Volks-Bivouacs. Große Feuer loderten hell auf in den Straßen und warfen ihre gelbrothen Lichter an die Häuserreihen; die Volkskämpfer schaarten sich um die brennenden Mittelpunkte, Weiber und Mädchen saßen mitten darunter, und manch altes Volkslied, das von der Väter Kämpfen und Großthaten handelte, ward in die friedliche Nacht hinaus gesungen, während die Branntweinflasche lustig kreiste. Es war eine Nacht, so schön und verlockend zum Durchwachen, als hätte sie Gott besonders geschaffen zur Wonne des für seine Freiheit das Höchste, Leib und Leben einsetzenden Volkes. Nach eilf Uhr war der Mond aufgegangen in seiner stillen Glorie, und sein Licht überglänzte alle Gegenstände; die Luft war mild und ruhig. Ach, dieser leuchtende Mond, der so sicher in der azurblauen Höhe schwamm, und Alles übergoß mit seinem wunderbaren Glanze, war, indem er

die Vertheidiger des Igelström'schen Palais verhinderte, einen Ueberfall zu machen, ein treuer Freund des Volkes, er deckte es mit seinem Lichtschilde. Es war eine fröhliche Nacht, denn die Reichen spendeten für die Armen, die ihr Blut an die Freiheit setzten, Speise und Trank in Ueberfluß, so daß sich die Herzen erschlossen in Freude und erneuter Lust zum blutigen Spiele für den nächsten Tag.

Trotz der Lust war aber strenge Ordnung unter den vielen Kämpfern. Kilinski ließ sich's angelegen sein, mit jedem Stundenschlage die Runde zu machen, damit Keiner auf dem Posten nachlässig wäre. Wo er hinkam, empfing man ihn mit Jubel. Der Mann konnte stolz sein auf die Zeichen der Achtung, die ihm überall zu Theil wurden. Es war gegen drei Uhr des Morgens, als er zum letzten Male für diese Nacht den Weg machte. Mit dem herannahenden Morgen war die Luft kühl geworden, die Sänger verstummten, eine tiefe Ruhe war eingetreten. Anderthalb Stunden später sollte der Kampf auf's Neue beginnen. Die Russen hatten das Terrain und das Palais besetzt. Unweit von ihnen standen die Posten der Insurgenten.

Kilinski schritt an Diesen hin, und bei dem Einen, der, das geladene Gewehr in der Hand, sich auf den Boden niedergesetzt hatte, blieb er stehen.

„Sie haben Dir einen schlimmen Posten gegeben, Ignaz," sagte er.

„Hm, er ist doch immer besser, als der bei meinem

Weibe und dessen sauberem Töchterchen," war die Antwort. „Was fehlt mir hier? Nichts, höchstens etwas zu viel frische Luft . . . Hm, man kann nicht Alles auf dem Brete haben. Wißt Ihr, Meister, was ich heute zu thun habe?"

„Nun?"

„Wo möglich einer der Ersten zu sein, der ins Palais mit eindringt. Wenn diese vermaledeiten Russen Herrn Julian nicht noch in der Nacht fortgeschafft haben, so finden wir ihn drinnen in dem Palais. Und . . . Hm . . . habe ich nicht recht, daß ich der Erste sein muß, welcher ihm wieder zur Freiheit verhilft, weil ihm in meinem Hause so Schlimmes wiederfuhr? Kein Gebein bleibt an der Util ihren Gliedern ganz, wenn wir ihn nicht finden, das habe ich ihr zugeschworen, und . . . Wort halte ich."

Kilinski klopfte ihm auf die Schulter, und sagte fortgehend: „Halte gut aus, Ignaz, 's geht bald wieder los."

Kilinski gelangte zu einem ausgebrannten Wachtfeuer, um welches Mehrere schlafend lagen. Auch sein Thomas war darunter. Hier commandirte Johannes von Lukowsky. In einen Mantel gehüllt lehnte er an der Wand eines Hauses. Kilinski ging auf ihn zu, und reichte ihm die Hand. „Wir haben heute noch ein schweres Stück Arbeit," sagte er; „setzen Sie sich nicht zu sehr aus, Johannes. Bedenken Sie, es giebt Herzen, die Anspruch auf Ihr Leben haben."

„Ich weiß es, Meister — Dorlinka, mein alter, ehrwürdiger Vater und meine Schwester Beata. Aber kann, darf ich anders? ist es nicht meine Pflicht, mein Leben einzusetzen, um von dem Namen Lukowsky den Schimpf abzuwaschen, den mein Stiefbruder, der Verräther, auf ihn gehäuft hat?“

Kilinski sprach noch Manches mit dem Johannes, und wollte ihn eben verlassen, als Geschrei und mörderliche Flüche auf der andern Seite der Straße sich erhoben, und alsbald auch die Schläfer an dem ausgebrannten Wachtfeuer aufsprangen. „Laßt uns sehen, was es giebt,“ sprach Kilinski, und Beide schritten dem Orte des Tumultes zu. Eine Scene ganz eigenthümlicher Art bot sich hier ihren Blicken dar.

Ignaz und ein in Lumpen gehüllter Kerl balgten sich auf der Erde herum. Der Letztere machte zwar manchmal den Versuch, aufzuspringen, aber die nervigen Arme des Schusters hielten ihn am Boden nieder; Jenem war es unmöglich zu entkommen. Kaum bemerkte Ignaz die Gegenwart seiner Genossen, als er schrie: „Haltet den Schurken . . . ein russischer Spion!“

Es bedurfte nur dieser Bezeichnung, um sogleich die Umstehenden, welche in der Meinung, die am Boden mit einander Ringenden machten auf diese handgreifliche Weise eine Privatsache mit einander ab, bisher theilnahmlose Zuschauer abgegeben hatten, in Bewegung zu bringen.

In der nächsten Sekunde hatten sich eine Menge Fäuste des in Lumpen gehüllten Kerls bemächtigt, und Ignaz sagte aus, daß Derselbe auf der Erde liegend, ganz langsam und öfters Minuten lang liegen bleibend, von drüben herüber gekrochen sei. Er hätte den Spion schon früher bemerkt, aber dessen Unbeweglichkeit habe ihn getäuscht, er hätte ihn für einen Todten gehalten, indeß sei's ihm doch nachgerade aufgefallen, daß, wenn er wieder hingesehen, der vermeinte Todte um ein gutes Stück näher nach ihm zu gelegen habe. Wie er ihn nun scharf auf's Korn genommen, sei's ihm denn ganz klar geworden, daß dieser Todte von Zeit zu Zeit sich fortschiebe. Er hätte ihn nun ganz herankommen lassen, ohne zu thun, als ob er sein Augenmerk auf ihn habe, dann aber, wie der Kerl sich sicher geglaubt, sei er aufgestanden und habe fortlaufen wollen. Im nämlichen Moment jedoch hätte er, Ignaz, sich auf ihn geworfen und ihm die Beine unterschlagen, daß er zu Boden gefallen. Hundert Gulden habe ihm der Schurke geboten, wenn er ihn losließe. „Nicht für tausend hätte ich's gethan und hätte er mir zu guter Letzt den Brustkasten eingedrückt, denn der Teufelskerl hat höllische Kräfte in den Knochen," schloß Ignaz seine Aussage.

„Henkt ihn auf!" riefen mehrere Stimmen, und ohne Kilinski's Gegenwart wäre dieses sogleich geschehen; er aber gebot „Halt!" und befahl, ihn erst zu durch-

suchen. Außer einer Summe Geldes fand man nur einen kleinen Streifen Papier, auf dem die Worte standen: „Ueberbringer dieses hat von mir Auftrag, Euch mündlich meine Ordres mitzutheilen. Igelström."

Vergebens war die Aufforderung Kilinski's an den Spion, diese mündlichen Ordres zu verrathen. Den Kopf tief gesenkt, schwieg er trotzig. „So henkt ihn!" befahl Jener, und jubelnd wollte man den Verurtheilten zum nächsten Pfahl reißen, als er sein Gesicht erhob und mit einem wilden Fluche dem blondlockigen Johannes, der sich mit Schauer abgewendet hatte, zurief: „Grüß' den Vater, Goldsohn. Sag' ihm, ein Lukowsky wäre von seinen Landsleuten an den Galgen gehenkt worden, die Russen würden die übrige Familie eben so erhöhen."

„Sigismund!" der Name erstarb fast auf Johannes' Lippen.

Eine kurze Pause folgte.

Kilinski befahl den Verräther, statt zum Galgen, ins Arsenal in Haft zu führen. „Dem Galgen entgeht er nicht, aber es ist nothwendig, ihn vorher zu einem Geständnisse zu bringen, denn . . ." fügte Kilinski hinzu . . . „er ist ein zehnmal ärgerer Feind Polens als der wildeste Russe."

Kilinski's Ansehen allein war die Ursache, daß seinem Befehle gehorcht wurde. „Thomas!" rief der Schuster-Volkstribun seinem Sohne zu . . . „Du übernimmst die Aufsicht über den Transport dieses Verräthers,

und haftest mit Deinem Leben für dessen sichere Ablieferung an den General Mokranowsky. Fort, jetzt!"

Unter höchst unsanften Püffen stieß die aus vier Mann bestehende Escorte von Volkskämpfern den der Vergeltung seiner Verrätherei entgegen gehenden Sigismund fort; Thomas schritt mit geladenem Gewehr nebenher.

Der Schreck dieser Erkenntniß hatte Johannes' Gesicht bleich gemacht. Kilinski trat zu ihm und sagte: „Herr von Lukowsky, ich konnte nicht mehr thun, als ich that. Wenn der Verräther, der unglücklicher Weise Ihr Stiefbruder ist und den Namen Ihres ehrwürdigen Vaters durch seinen schändlichen Abfall von der heiligen Sache des Vaterlandes entehrt hat, durch ein ordentliches Gericht, wie solches, sobald die Russen aus der Stadt geschlagen worden sind, sogleich eingesetzt werden muß — denn wir haben leider schwere Abrechnung mit manchem Schurken zu halten — verurtheilt wird, bleiben Sie frei von dem Vorwurf, als hätten Sie zum Tode dieses Elenden beigetragen."

„Ich fühle mich tief erschüttert von diesem Auftritte," sprach Johannes; „aber ich fühle auch, welchen Dank Sie verdienen."

„Pst! Nichts davon. Wir sehen uns in diesem Palais wieder." Kilinski deutete auf das Igelström'sche, und verließ Johannes, um noch alles zum Angriff Nöthige in Augenschein zu nehmen.

Kaum ein halbes Stündchen später — die Sonne war eben im Aufgehen und die Vorläufer ihrer Pracht, breite Streifen Morgenroth schossen wie Blitze vom Osten herauf durch das lichte Dämmergrau — donnerten die an den benachbarten Straßenecken aufgefahrenen Kanonen auf's Neue, und die in alle umliegenden Häuser vertheilten Schützen eröffneten, während die Volkshaufen unter rasendem Geschrei das Palais stürmten, ein so mörderisches Feuer, daß Igelström alle seine Truppen von der Straße in den Hof des Commissionspalais zurückziehen mußte.

Wie rasend die Angriffe des gestrigen Tages gewesen waren, so waren sie im Vergleich zu der Heftigkeit des jetzigen Nichts. Vorsorglich hatte man alle Straßen, durch welche die Russen ihren Rückzug nehmen konnten, mit Kanonen besetzt, und die Bewohner der Häuser, welche keine Gewehre hatten, um aus den Fenstern zu schießen, trugen in Eile Steine auf die Böden, um die abziehenden Feinde damit zu zerschmettern. Als nun auch die Kanonen vom Arsenale her zu wüthen begannen, und auch den Hof des Commissions-Palastes bestrichen, daß kein Russe dort aushalten konnte, erkannte Igelström die Nothwendigkeit, zu Unterhandlungen die Hand zu bieten, jedoch die Antwort, welche er von dem im Arsenal commandirenden Polengeneral Makronowsky erhielt, sich auf Discretion zu ergeben, war zu wenig annehmbar. Nichts blieb übrig, wenn man darauf nicht einging, als sich durchzuschlagen

Der General=Quartiermeister Pistor übernahm die Ausführung dieses Wagstückes. Während im Igelström'schen oder Gesandtschaftspalais noch eine Abtheilung Grenadiere verblieb, die von Rückzug Nichts wissen wollten, zog Pistor mit den übrigen Truppen durch die hintere Pforte des Commissionspalastes die Straße Swentayurska entlang in die Zakroschiner Straße und so fort zum Mariemonter Schlage hin, um sich außerhalb der Stadt mit den Preußen zu vereinigen. Aber die Kartätschenschüsse vom Platze des Arsenales her, welche die ganze Straße Swentayurska bestrichen, machten diese Passage zu einem wahrhaften Todeswege, denn auch aus den Fenstern der Häuser wurde ein lebhaftes Feuer auf sie gerichtet. Der Muth der Russen sank so sehr, daß, als am Eingange der Zakroschiner Straße ein Volkshaufe mit einer Kanone erschien und ein mörderisches Feuer eröffnete, sie dem Befehle Pistors, den Durchmarsch zu erzwingen, nicht mehr gehorchten und in eine Seitengasse einschwenkten. Alles Zureden half nichts mehr, Pistor mußte ihnen folgen und da unglücklicher Weise diese Seitengasse ein Sackgäßchen war, so blieb ihnen keine Wahl, als durch Höfe und Gärten zu fliehen, verfolgt von den Insurgenten. Die letzte Taufe, welche die aus der Stadt glücklich Entronnenen erhielten, war das Feuer der Batterie am Pulvermagazine.

Die im Igelström'schen Palais unter dem Obersten Parfentiew zurückgebliebenen Grenadiere kämpften als

Helden, und schlugen alle Angriffe des wuthentbrannten Volkes zurück. Es war schon spät am Nachmittage, als sie erschöpft von der Blutarbeit eine weiße Fahne aussteckten. Sogleich wurde Angriff und Feuer eingestellt. General Makranowsky und der zum Stadtpräsidenten bereits ausgerufene Zakrzewski ritten von einem Trompeter begleitet heran, um ihnen Schutz ihres Lebens zu versichern — da krachte ein Schuß aus einem der Fenster im Palais, der Trompeter sank todt vom Pferde und somit war das Loos über die Russen geworfen. Bald flammten Holzhaufen vor den Fenstern, von allen Seiten wurde das Gebäude erstiegen und die Rache für die treulose That fand in blutiger Metzelei in den prächtigen Gemächern ihre vollste Genugthuung.

Von einem wilden und wuthschnaubenden Haufen Volkskämpfer begleitet, stürmte Ignaz in die Keller hinab. Während seine Begleiter vermeinten, er führe sie zum Genusse des berauschenden Getränkes und mit Flintenkolben und Aexten die wohlverschlossenen Thüren aufsprengten, schrie er unaufhörlich: „Herr Julian! . . . Herr Julian! der Ignaz kommt . . . der Ignaz!" Und in der That das Ergebniß, welches diese unterirdischen Räume lieferten, war ein unerwartetes. Aus den aufgesprengten Kellern gingen außer Julian noch die von Igelström in Haft Gehaltenen, der edle Graf Stanislaus Potoki und die Patrioten Wengierski und Krajewski hervor zur Freiheit.

Ignaz war schier närrisch vor Freude, die hellen Freudenthränen rollten über sein plumpes Gesicht, er hing wie eine Klette an Julian's Hals und schrie bald weinend, bald lachend: „Psakrew! . . . da seid Ihr, junger Herr . . . da habe ich Euch wieder . . . der Util, der nichtsnutzigen Dirne, bleiben die Knochen ganz . . . o, das ist eine Höllenfreude, daß das Gesindel Euch nicht aufgehenkt hat! . . . 's ist Alles zum Teufel! . . . Alles, was eine russische Haut hat . . . aber wir sind da . . . und Psakrew! . . . Ihr seid da . . . die Util hat ihre Zahlung weg . . . es lebe Polen! . . . es lebe die Freiheit! . . . es lebe Kosciuszko! . . . nun müssen wir den Meister Kilinski aufsuchen . . . was der für eine Freude haben wird!“

Wie ein schönes Traumbild trat die wieder erlangte Freiheit an Julian heran. Wäre der Aufstand nur einen Tag später ausgebrochen, so würde er heute vielleicht sich als Gefangener auf dem Wege nach Rußland befunden haben. Welche Angst hatte er in dem Kellergefängniß ausgestanden, daß der Sieg den Russen verbleiben könnte! Die Grundmauern des Palais hatten unter dem furchtbaren Dröhnen der Geschütze gezittert, und als mit Einbruch der verwichenen Nacht das Feuer schwieg, glaubte er, Alles sei für die Freiheit verloren; der anbrechende Morgen jedoch hauchte ihm wieder neuen Muth in die Seele, neue Hoffnung. Sie hatte ihn nicht getäuscht. Wer weiß, ob er unter anderen Umständen so empfänglich

für den großen und aufrichtigen Freudenerguß des ehrlichen Ignaz gewesen wäre. Jetzt hielt er ihn umschlungen wie einen Bruder. Im Triumph trugen die Volkskämpfer, berauscht vom Siege und dem in den Kellern des Gesandschaftshotels vorgefundenen Weine die Befreiten auf ihren Schultern hinauf in die prächtigen Gemächer, wo man plünderte und die Leichen der gefallenen russischen Soldaten im Blute lagen. Julian und Ignaz folgten der jubelnden Schaar.

In dem reich decorirten Wohnzimmer Igelström's, dessen mit gepreßten Ledertapeten bekleidete Wände die Zeichen heftigen Kampfes trugen — denn Flintenkugeln hatten die Tapeten durchlöchert und Bayonnettstiche und Säbelhiebe große Fetzen davon heruntergerissen, während Bluttümpel auf dem glatten getäfelten Fußboden von den Opfern zeugten, die der Besitz dieses einzigen Gemaches noch gekostet, als schon das Palais erstürmt war — lag auf einem grünsammetnen mit Goldfransen besetzten Kanapee, über dem das von Kugeln und Säbelhieben bis zur Unkenntlichkeit zugerichtete Brustbild der Czarin Katharina in prächtigem goldenem Rahmen hing, der lockige Johannes von Lukowsky, zum Tode verwundet, das freundliche Antlitz aschfarben, die treuen Augen geschlossen in der Nacht tiefer Ohnmacht. Kilinski stand neben ihm, während ein Arzt die Wunde sondirte, die er durch die Kugel eines russischen Grenadiers empfangen, der sich mit seinen we-

nigen, vom Kampfe übriggebliebenen Kameraden hieher als in das letzte Bollwerk zurückgezogen, das sie bis zum letzten Hauche vertheidigt hatten.

„Die Verwundung ist tödtlich,“ sagte der Arzt, „er muß daran sterben, wenn auch erst in einigen Tagen; aber der Tod ist unausbleibliche Folge davon.“

Ueber Kilinski's Gesicht zuckte es wie der unterdrückte Ausdruck eines Schmerzes, aber über des Mannes Lippen kam kein Wort. Jetzt scholl das jubelnde Singen der mit den Befreiten aus den Kellern heraufkommenden Volkskämpfer durch die offenen Gemächer her. Kilinski wehrte den Leuten den lärmenden Jubel nicht, sie hatten sich das Recht dazu blutig erkämpft.

Sie kamen, mit ihnen Julian und Ignaz.

Der edle Stanislaus Potoki redete Worte des Dankes; Julian reichte Kilinski'n die Hand und fragte leise, auf den bleichen Johannes deutend: „Muß er sterben?“

Kilinski nickte mit dem Kopfe, dann sagte er: „Der Eine opfert sein Gold, der Andere sein Leben für das Vaterland. Das letztere Opfer aber ist das größte, weil es, einmal verloren, unersetzlich ist.“ Und auf das durchlöcherte Bild der Kaiserin deutend, fuhr er fort zu sprechen: „Ich möchte nicht an der Stelle dieser Jesabel sein, denn auf ihrem Gewissen lastet all' das um ihren Stolz, ihren unersättlichen Ehrgeiz vergossene Blut. Möge es zum Berge werden, welcher dereinst ihre Seele in den Pfuhl

ewiger Verdammniß hinunter stürzt. Der Völker Fluch ruhe auf ihr!“

6.

Warschau war frei, dem Sturme folgte tiefe Ruhe. Es war ein Ostern, wie es nicht oft in der Geschichte der Völker vorkommt, ein wahrhaftes Fest der Auferstehung, denn nun war es gewiß, daß aller Orten das Beispiel der Hauptstadt nachgeahmt werden würde und das ganze Land in der Flamme der Revolution auflodern werde, ein Brand, der nur schwer zu stillen sein würde. Der Ostertag sah einen provisorischen Regentschaftsrath entstehen, dessen erster Beschluß der unbedingte Beitritt zur Krakauer Insurrections=Acte und die Verkündigung war, daß die Bürger die durch die Constitution vom 3. Mai 1791 erlangten Rechte wiedererhalten sollten. Während unter den Warschauern allgemeiner Jubel herrschte über die mit so vielen schweren Opfern erlangte Freiheit, hatten nur Diejenigen nicht Ursache einzustimmen, von deren Vaterlandsverrathe man in dem zurückgelassenen Gesandtschaftsarchive Igelström's die unverwerflichsten Beweise gefunden hatte.

Auf dem Königsschlosse herrschte Freude, wie in der Hütte des ärmsten Mannes von Warschau. Der Wechsel der Dinge war in den Prachtgemächern des königlichen Schlosses nur

dadurch bemerkbar, daß man keine russischen Uniformen daselbst mehr sah, und auch der preußische und österreichische Gesandte nicht mehr erschienen, da man ihnen auf ihren Wunsch freies Geleite aus der Hauptstadt gegeben hatte. Dafür traten Bürgerdeputationen auf, und wer nicht ganz eingeweiht war in den so oftmaligen Physiognomie-Wechsel dieses Hofes, würde zwischen dem König und seinem Volke das schöne patriarchalische Verhältniß eines Vaters zu seinen Kindern, die schöne Harmonie eines Wahlkönigs zu dem Volke zu finden vermeint haben, und doch war es nicht so, wie der Anschein zeigte. Zwar ließ man es nicht an der dem König gebührenden Ehrfurcht fehlen, aber man kannte seine Schwäche, weshalb man ihm anzeigte, daß man in Allem, was die Insurrection beträfe, nur den Befehlen Kosciuszko's unbedingte Folgen leisten werde. Stanislaus August's gutes Herz, sein übergroßes Zagen und vielleicht auch die durch so viele harte Prüfungen bei ihm zur erträglichen Gewohnheit gewordene Duldung ließ ihn auch diese Demüthigung hinnehmen, die im Ganzen für ihn Befreiung von schwerer Verantwortlichkeit war.

Sein Wohlwollen ruhte jetzt wieder auf einem lang vermißten Gegenstand, auf Julian. Es war Bedürfniß für ihn, alle die Milde und Güte seines Herzens auf einen Liebling ausströmen zu lassen, und Julian erfreute sich daher des höchsten Grades seiner Gunst. Freilich gingen

Beider Anschauungen über die jetzige Erhebung Polens gegen seine Unterdrücker bedeutend aus einander; Julian, vom Patriotismus durchglüht, glaubte an eine schöne Zukunft, der König dagegen stimmte nicht in diese Hoffnungen ein. „Ach,“ sagte er, „es ist ein hartes Geschick für einen König, wenn ihm schmerzliche Erfahrungen Glauben und Hoffnung aus dem Herzen gestohlen haben. Wer auch einst die Geschichte meiner traurigen Regierung den Nachkommen erzählt, begeht ein Verbrechen an mir, wenn er der Nachwelt verschweigt, daß ich immer nur das Beste meines Volkes wünschte, und all' mein Thun ihm nur Schlimmes brachte. Dreißig Jahre lastet diese königliche Dornenkrone auf mir, und in dieser langen Jahresreihe erlebte ich nur einen Tag des Glücks, es war der 3. Mai 1791. Ach, welches Glück! warum war die Wonne jenes Tages, wo ich mich mit voller Seele der Seligkeit des Glaubens hingab, die Vorsehung sei es müde, uns zu strafen, und hätte meine Gebete, so wie das Flehen meiner unglücklichen Landsleute erhört, so kurz, so rasch verschwinden? Wäre ich damals gestorben, wäre jener glückliche Tag auch meines Lebens letzter gewesen, mein Volk hätte um mich geweint ... Ich habe zu lange für mich und zu lange für mein Vaterland gelebt!“

Diese schwermüthige Klage fand in dem bleichen Antlitze dieses armen Königs einen so tiefen Ausdruck, daß

Julian von seinem Anblicke sich tief erschüttert fühlte. Das bleiche Gesicht mit den Zügen des Kummers auf die Brust gesenkt, die Arme schlaff an den Seiten des Körpers herabhängend, saß er in dem Lehnstuhle, über seinem lebensmüden, schneeweißen Haupte die goldgestickte Königskrone prangend, ein Bild der Verzweiflung, schwerer Selbstpein.

Julian wollte seinen gesunkenen Muth erheben, Vertrauen auf die Kraft des aufgestandenen Volkes in seine Seele hauchen, Stanislaus August schüttelte mit dem Kopfe und sagte:

„Du bist jung und die Jugend vertraut . . . es ist so natürlich, Jugend und Hoffnung, Glaube und Liebe zusammen zu sehen, aber es ist auch nicht unnatürlich, Jugend und Täuschung als unzertrennlich von einander zu denken. Polens Unglück ruht nicht in der Schwäche seines Volkes — es giebt kein besseres, gehorsameres Volk als die Polen — es ruht in dem Verrathe seiner Edlen. O diese verdammte Tergowicaer Conföderation hat ein nie zu vergütendes Elend auf Polen gebracht. Und am Verrathe wird auch die jetzige Erhebung scheitern. Im schwersten Augenblicke wird er sich erheben und . . . Polens weißer Adler wird zertreten unter die Füße seiner Feinde sinken. Ein Mann kann allein den Fluch, der auf einer ganzen Nation liegt, nicht beschwören, er geht mit derselben unter, erdrückt von ihm.“

In wie weit diese Prophezeihung des tiefgebeugten Königs in Erfüllung ging, lehrte die spätere Zeit. Daß er aber diesen Ausgang für unabwendbar hielt, bezeugte seine Sorge, für Julian eine Zukunft zu gründen, indem er ein Capital bei einem Dresdener Wechsler niederlegte, damit, wenn der Schlag, den er fürchtete, falle, Julian, der dann kein Asyl im Vaterlande mehr hatte, als Flüchtling im Auslande nicht hülflos stehe. Dem Wunsche des Königs zufolge mußte Julian die königliche Bestätigung, die ihn zum Besitzer dieses Capitals machte, in einem schmalen Gürtel vom feinsten Wachstaffet auf bloßem Leibe tragen, da er darauf bestand, unter Kosciuszko für das Vaterland zu kämpfen. „Es ist für alle Fälle," sagte der König, „kann ich nicht sterben? geschieht dies, so betrachte es als Erbtheil; stürzt das Unglück über Polen zusammen, so gründe Dir im fremden Lande eine Heimath mit dieser Summe. In beiden Fällen bin ich sicher, ein dankbares Herz denkt meiner."

Julian erkannte in dieser Sorge väterliche Liebe, und empfand so tiefe Rührung, daß er, zu den Füßen des Königs niedersinkend, ausrief: „Ew. Majestät, mein Herz wird stets mit der Liebe und Dankbarkeit eines Sohnes Ihrer großen Güte gedenken."

Wenige Tage fehlten nur noch, daß Julian Warschau verlassen und zu Kosciuszko's kleinem Heere eilen wollte. Er brachte die Stunden, wo er nicht in der

Nähe des Königs war, in dem Hause Kilinski's zu, der vom provisorischen Regentschaftsrathe zum Obersten der bewaffneten Bürger ernannt worden war. Wenn das auch seltsam klingt, so entschuldigten doch Zeit und Umstände, einem Manne, der nie das Schwert geführt, einen solchen Posten zu geben. Mehr als zehn Tausend junge Leute der mittleren und unteren Stände hatten sich um ihn geschaart, und es wäre im Hinblick auf diese ansehnliche Menge patriotisch Gesinnter und auf den rastlosen Eifer Kilinski's nur lächerlich gewesen, hätte man den Schuster-Volkstribun nicht auf diese Art auszeichnen wollen, da er ja ohnehin schon der Führer eines höchst respectablen Anhanges war.

Während Kilinski in diesen Tagen nur wenige Zeit seinen eigenen Angelegenheiten widmen konnte, lag Johannes von Lukowsky in einem in aller Eile zu seiner Aufnahme eingerichteten Raume eines der Seitengebäude seines Gehöftes auf dem Schmerzenslager, dem Tode entgegensehend, gegen welchen sein junges Leben die letzte Kraftanstrengung machte. Herr Martin war durch einen Eilboten nach Warschau gerufen worden. Als er an das Lager des todtwunden Sohnes trat, reichte ihm Dieser die Hand und sagte leise: „Ich werde nicht davonkommen; diese Gewißheit wäre nur dann ein erdrückender Schmerz für Dich und mich, wenn wir nicht Beide gleiche Liebe zu dem theuren Vaterlande in uns trügen. Diese

aber läßt keinen Vorwurf in uns aufkommen. Ich habe für das Heiligste mein Heiligstes eingesetzt; meine Mission ist vollendet, ich that, was ich mußte. Wie wäre ich Deiner würdig gewesen, wenn ich nicht für die Freiheit gekämpft hätte?"

Herr Martin vermochte kein Wort hervorzubringen. Der ungeheure Schmerz, der jetzt sein ganzes Wesen durchzitterte, trieb ihm ein Paar helle, große Tropfen in die Augen. Johannes bemerkte sie.

„Vater," fuhr er leise fort, „was antwortete Pulawski, der Stifter der Conföderation von Bar, als man ihm die Nachricht brachte, alle seine Söhne wären von den Russen erschlagen? „Sie haben sicher ihre Schuldigkeit gethan." Und Held Pulawski führte die Schlacht weiter."

„Mein Johannes! mein Sohn! mein einziger Sohn!" rief Herr Martin, und küßte das bleiche Antlitz.

„Mache mir den Abschied nicht schwer, laß mich fröhlich von hinnen scheiden," bat Johannes; „der Tod darf über die freie Seele nicht die Macht des Schmerzes haben, wenn wir um so heiligen Werkes willen sterben, sonst verliert das Opfer an Werth. Ist's nicht ein Glück, im Morgenroth der Freiheit zu sterben? Tausende haben dieses Glück nicht erlebt."

Gewiß war das Opfer, welches Herr Martin dem Vaterlande durch den Tod seines einzigen Sohnes brin-

gen mußte, ein so schweres, daß sein Vaterherz darunter brach.

Dorlinka war Johannes' treue Pflegerin. Mit Engels milde suchte sie jeden seiner kleinen Wünsche zu erfüllen, und wenn der brennende Schmerz seiner Wunde in seinen Zügen sichtbar wurde, wenn sein in Klagen nie ausbrechender Mund sich verzog, und die erblaßten Lippen sich krampfhaft auf einander preßten, da ergriff sie seine Hand und redete ihm mit ihrer sanften, ihm so lieben Stimme Trost zu, daß er mitten im Schmerze oft lächelte.

„Siehe," sagte er, „als wir uns fanden, war es da nicht eben so wie jetzt zwischen uns? Damals mußte ich Dir ins Herz reden, denn Du littest auch schwer an einem großen Weh, sie hatten Deine schöne Seele verfinstert, und Du warst recht krank. Das führte uns zusammen. Und jetzt sprichst Du mir zu, wie es lieb und wohlthuend aus Deinem Herzen kommt. O, rede viel, viel zu mir, meine gute, geliebte Dorlinka. Ich nehme das Alles mit hinüber. Das ist eine Reisezehrung, wie sie nicht Vielen zu Theil wird."

Und wenn Beata kam, und sie von dem lieben, duftigen Walde der Heimath gesprochen hatte, und die schönen Erinnerungen an das Vaterhaus wie Bilder an ihnen vorübergegangen waren, bat Johannes stets, sie möge von Kosciuszko erzählen, und von der feierlichen Nacht seines Einzugs in dem altehrwürdigen Krakau.

Der Brief Kosciuszko's, den Julian an dessen Schwester mitgebracht, enthielt für Diese, welche mit dem chemischen Geheimnisse der unsichtbaren Schrift vertraut war, die Anzeige, daß er vom 20. bis zum 25. März in Krakau, wo Alles zur Erhebung des Volkes bereit sei, eintreffen, und die Führung des Aufstandes übernehmen werde; wenn es ihr wegen ihrer öftern Kränklichkeit nicht ganz unmöglich sei, wünsche er sie oder die andere Schwester dort zu sehen. Madame Etskowa würde unter keinen Umständen versäumt haben, den brüderlichen Wunsch zu erfüllen. Mit ihrer Schwester, Madame Zolkowska, und in Begleitung Beatens, welche jedoch Nichts von dem Zwecke dieser Reise wußte, begab sie sich nach Krakau. Indem Madame Etskowa den Brief Kosciuszko's absichtlich in Warschau unter ihren vielen Bekannten cursiren ließ, verbreitete sich die Nachricht von der Reise Desselben nach Italien bis zu dem Oberbefehlshaber Igelström. Bald brachten die Zeitungen des Auslandes Kunde, daß der bekannte Polengeneral im einfachen Reisegewande auf der Tour nach Italien begriffen sei. Dieser Schein war nöthig, um die russischen Behörden zu täuschen und in Sicherheit zu wiegen.

Beata freute sich, die altehrwürdige Königsstadt zu sehen, und wenn sie von irgend Etwas befremdet wurde, so war es die von Seiten der beiden Frauen gänzlich geheim gehaltene Absicht der Reise, was mit deren sonst

offenem Charakter seltsam contrastirte. Aber wie groß, wie freudereich war Beatens Ueberraschung!

In den Nachmittagsstunden des 23. Mai wurden die Straßen Krakau's ungemein lebhaft; eine Menge Volk aus der Umgegend zog in Festkleidern auf und nieder, und aus jedem Gesichte lachte heitere Lust. — Als der Abend näher kam, wurden ganz ungewöhnlich, wie an einem Feiertage, die Kaufläden geschlossen. Junge Männer mit rothen Mützen auf den Köpfen, Arm in Arm in straßenbreiten Reihen, Nationallieder singend, umkreisten die freien Plätze der Stadt, und in den Straßen wurde es immer lauter und lauter, die Fenster erhellten sich durch daran gestellte Lichter und einzelne Jubelrufe wurden aus der auf und nieder wogenden Menge des Volkes hörbar.

„Himmel, was bedeutet Das?" fragte Beata die beiden älteren Damen, die zu ihr ans Fenster traten, von wo aus man das allmählich durch Lichter erhellt werdende Rathhaus und die immer wachsende Menschenzahl auf dem davor gelegenen Platze sehen konnte.

„Polens Auferstehungsfeier," antwortete Madame Etskowa.

Ein dunkler, eng an einander geschlossener Zug Militair marschirte schweigend unten auf der Straße vorüber. Es war die kleine russische Garnison, welche, zu schwach zum Widerstande, dem möglichen Zusammenstoße mit dem feindlich gesinnten Volke rechtzeitig auswich, und die Stadt

verließ. Die Stadtglocke hatte kaum die eilfte Stunde ausgeschlagen, als ein ungeheures Freudengeschrei von Straße zu Straße ertönte, die Glocken begannen zu läuten, Schüsse knallten, eine Unzahl brennender Fackeln tauchten plötzlich auf, bald ward der große Platz vor dem Rathhause lichthell wie am Tage, durch den rothen Dunst erkannte man genau, wie hier Kopf an Kopf geschaart stand, und von fern her dröhnte ununterbrochen wie das Donnerrauschen eines ungeheuren sich herwälzenden Wogenschwalls ein wildes, unverständliches Geschrei von vielen tausend Stimmen immer näher und näher. Endlich erhob sich auch der Jubel unter der auf dem Rathhausplatze stehenden Menge.

„Es lebe Kosciuszko, des Vaterlands Retter! es lebe Polen!“

Das war der Kern des Räthsels. Laut weinend vor Freude sank Beata am offenen Fenster nieder. Die Nacht hing schwarz über der Stadt der alten Heldenkönige, aber dem freudigen Jubel konnte sich der Himmel nicht verschließen, er mußte ihn hören, er kam aus eines Volkes Herzen. Und als sie nach dem aus der Tiefe ihrer Seele dringenden Gebete für ihn, des Vaterlandes Retter, den sie so heiß liebte, wieder hinunterschaute, da sah sie, wie die eng zusammengedrängte Menge eine Gasse bildete, durch die ein Zug dunkler Männergestalten langsam hinschritt. Da ging er im schlichten prunklosen Reise-

kleide, umgeben von den Edelsten seines Volkes, unter dem Zujauchzen desselben, dem Rathhause zu. Menschenstimmen und Glockenton hatte ihn in stiller Nacht begrüßt — wie selig mochte das Herz des edlen Mannes in dieser erhabenen Feierstunde schlagen!

Und als Alles wieder in Stille und Nacht versunken war, die jubelnde Menge sich verlaufen hatte, da trat, vom Rathhause herüberkommend, Kosciuszko in die Wohnung seiner Schwestern ein. Nachdem er Beide begrüßt hatte, schaute er befremdet um sich, seine Augen suchten einen Gegenstand. „Wo ist Fräulein Beata von Lukowsky?" fragte er. Madame Etskowa deutete neben ihm zur Seite hin. „Beata!" rief Herr Thaddäus, und hob die selig Weinende, die auf den Knien neben ihm seines Anblicks geharrt hatte, an sein Herz empor. „Nicht zu meinen Füßen, hier an meinem Herzen ist Dein Platz . . . immer und ewig soll er hier sein!"

„Bin ich denn solches Glückes werth?" fragte Beata.

Ja, wenn alles Unglück, das ein Menschenleben belasten und zerstören kann, sich auf das Haupt eines Menschen sammelte, der solches Glück einmal erlebte, es würde nicht im Stande sein, die Erinnerung daran aus dem Herzen zu verdrängen, denn mit unauslöschbarer Flammenschrift ist sie in die Seele geprägt, und diese nimmt beim Scheiden von der sterblichen Hülle das un-

vergängliche Andenken irdischer Seligkeit mit hinüber in die Ewigkeit.

Und wenn Beata, selbst begeistert von alle Dem erzählte, was sie in Krakau gesehen und wessen sie Zeuge geworden, da faltete Johannes die Hände und flüsterte halblaut: „Es tagt! . . . es tagt! . . . ich sterbe gern; denn ich habe das Morgenroth dieses glücklichen Tages gesehen.“

Jeder neu werdende Tag brachte auch neue Nachrichten von der Erhebung des Volkes, denn fast gleichzeitig mit dem Warschauer Aufstande war auch in Litthauen der Sturm losgebrochen, und die Moskowiter empfanden schwer die Rache der von ihnen Unterdrückten. Edle Männer aus alten Geschlechtern waren an die Spitze der großen Bewegung getreten; der Enthusiasmus war allgemein. Der erste Schlag, der die Russen getroffen, vom Glücke begleitet, verhieß den für Freiheit glühenden Patrioten raschen, glänzenden Sieg. In Warschau sah man auf allen öffentlichen Plätzen große Trupps Freiwilliger sich in den Waffen üben, und die Physiognomie dieser Hauptstadt hatte einen kriegerischen Ausdruck angenommen.

Kilinski war unermüdlich thätig, den Schaaren, die sich unter seinem Commando befanden, eine Achtung gebietende Haltung beizubringen; er war der Mann des Volksenthusiasmus, wo er sich sehen ließ, schallte ihm Jubel entgegen. Einen Aerger aber hatte er, der ihn

tief verstimmte; der Urheber desselben war sein Sohn Thomas. „Für Den ist Nichts besser, als auf dem Schemel zu sitzen und Stiefeln zu besohlen," pflegte er zu antworten, wenn man ihn fragte, warum Thomas nicht mit den Waffen unter den Freiwilligen gesehen werde? Thomas hatte auf dem Wege nach dem Arsenale den Gefangenen Sigismund von Lukowsky entschlüpfen lassen, ob absichtlich oder durch äußere Umstände veranlaßt, war nicht erwiesen. Er hatte die Escorte so schlecht geführt, daß sie einem aus einigen Mann bestehenden russischen Posten in die Hände fiel und er, wie er behauptete, nur mit Noth sich selber gerettet habe, während die Uebrigen die Opfer dieses unglücklichen Zufalls wurden. Kraft seiner väterlichen Autorität ließ Kilinski ihm die Waffen abnehmen, und sagte verächtlich: „Von nun an bleibst Du auf dem Schemel sitzen. Ich will nicht die Schande haben, daß man sagt, Oberst Kilinski hat einen Sohn, der ein feiger Schurke ist. Als Schuster brauchst Du keinen Muth, und hast auch keine Gelegenheit, einen Verrath zu begehen."

Thomas war sehr wenig von diesem väterlichen Urtheile betrübt, denn er besaß keinen Patriotismus; die eitle Aufgeblasenheit, die er immer zur Schau trug, hatte in dem Ruhme der Vaterlandsliebe durchaus keine Basis. An seiner Mutter fand er die theilnehmendste Freundin, die ihn über den „väterlichen Unsinn" zu trösten suchte

Dieses Ereigniß hatte zwischen Kilinski und seiner Frau einen großen Aerger herbeigeführt.

„Ich prophezeihe Dir nur eins und das wird in Erfüllung gehen. Deinen Goldsohn hängen sie noch als Quaste an irgend eine Thürpfoste auf, denn er ist ein niederträchtiger Schurke, um den es nicht Schade ist, wenn man ihn wie Unkraut vertilgt," hatte Kilinski zornig geeifert; „trüge er nicht meinen Namen, so würde man ihn vielleicht für den Strick schon reif gefunden haben, denn ich will verdammt sein, wenn er nicht absichtlich dem gefangenen Verräther zur Freiheit verholfen hat. Mir entging es nicht, daß Beide Blicke mit einander wechselten. Um meinen Namen vor Schmach zu retten, habe ich den ungerathenen Buben zum Schemel verurtheilt."

Die Bemerkung Kilinski's hinsichtlich des Blickenwechsels zwischen Sigismund und Thomas war vollkommen begründet. Beide waren schon lange mit einander bekannt. Sigismund, als einer der thätigsten Spione Igelström's, hatte der Spur der Verschwörung, von der man im russischen Gesandtschaftshotel wohl wußte, ohne jedoch Näheres darüber zu kennen, eifrigst nachgestrebt. Als Pole wurden ihm dergleichen Bemühungen weniger schwer, als einem auf gleiches Ziel ausgehenden Russen. In mancherlei Gestalten suchte er seinen Zweck zu erreichen. Der russischen Partei war Kilinski ein stechender Dorn im Fleische, und man hatte

nur den Wunsch, ihn auf einem Verbrechen gegen die öffentliche Ruhe, wie man die stumme Ergebung in den Druck Rußlands nannte, zu ertappen. Es war daher ein ganz richtiges Calcul von Seiten Sigismund's, die Bekanntschaft des Sohnes Kilinski's zu suchen, welchen man ihm als einen dummstolzen Narren geschildert hatte. Dieses Vorhaben gelang ihm vollkommen; Thomas' aufgeblasener Dünkel fühlte sich außerordentlich geschmeichelt, daß ein russischer Officier, als welcher sich ihm Sigismund im Verlaufe der nähern Bekanntschaft zu erkennen gegeben, ihn seines Umganges würdigte; indeß Sigismund sah sich durch diese Bekanntschaft nicht zu einer Entdeckung geführt, denn Kilinski's Vorsicht hatte sein und seiner Freunde Geheimniß so wohl vor dem eigenen Sohne verborgen, daß Dieser mit dem besten Willen keinen Verrath begehen konnte.

Indeß erhielt Sigismund von Lukowsky durch Thomas die Andeutung, daß der Schuster Ignaz ganz besonders die Zuneigung Kilinski's besitze, und seit einiger Zeit auffallender Weise sehr oft im Hause des Letztern verkehre.

Es bedurfte für einen gewandten Mann wie Sigismund nur eines solchen Winkes, um diese ihm gegebene neue Fährte zu verfolgen. In Util, der Stieftochter Ignazens, fand er für seinen Plan einen herrlichen Anknüpfungspunkt; die Lüderlichkeit der frechen, sich preisgebenden Dirne verbürgte ihm auch in jeder andern

Beziehung eine käufliche Natur. An jenem Abend, wo er als scheinbar Betrunkener Ignaz und Julian verfolgte, hatte er unter einer andern Gestalt in einer der Branntweinhöhlen ein Rendezvous mit ihr gehabt, und war nicht wenig überrascht, Julian, den er nicht nur an der Stimme erkannt, sondern dessen Namen er auch von Ignaz nennen gehört, und welchen hier in Warschau zu finden er nicht im Entferntesten geahnt hatte, zu entdecken. Der Zufall hätte nicht günstiger für ihn die Karten mischen können, als daß Julian in demselben Hause mit Util wohnte. Der am frühen Morgen abgeschickte Diener Sigismund's, welcher als Vertrauter seines Herrn dessen Beziehungen zu der Dirne kannte, machte diese erfreuliche Entdeckung, würde aber durch sein unbesonnenes Plaudern von der Gefahr der Haftnahme, welche Julian bevorstand, einen Strich durch den Plan, sich Julian's zu bemächtigen, gemacht haben, wenn der Letztere nicht selbst durch die schnöde Weise, mit welcher er sich Util's Aufdringlichkeit entzog, die Dirne, welche, obwol durch und durch verdorben, doch immer gutmüthig genug gewesen war, ihn warnen zu wollen, zur Rache gegen seine Person angetrieben hätte.

Kilinski kannte die Verwickelung dieser Thatsachen eben so wenig, als die näheren Umstände der Bekanntschaft zwischen Sigismund und Thomas, aber seine Muthmaßung, die Befreiung des verrätherischen Sigismund sei

ein absichtliches Werk seines Sohnes, stand sehr lebhaft vor seiner Seele, und erfüllte ihn mit Haß gegen Denselben. Daß kein Mann der Sigismund in ihrer Mitte Führenden zurückgekehrt war, machte es unmöglich, Thomas mit Bestimmtheit einer Verrätherei zu beschuldigen; man mußte seiner Erzählung, von den Russen angegriffen worden zu sein, glauben, in Gedanken aber das Gegentheil argwöhnen.

Zwei Tage noch wollte Julian in Warschau bleiben, dann aber zu Kosciuszko's kleinem Heere eilen. Er war, wie er täglich zu thun pflegte, bei dem todtkranken Johannes gewesen, und ging nach dem Schlosse zurück. Eine Equipage begegnete ihm, in welcher eine schwarzverschleierte Dame saß. Es fiel ihm auf, daß, indem er an der Seite des Weges hinging, und einen flüchtigen Blick auf die vorüberrollende Carrosse warf, es ihm däuchte, die Dame habe eine sehr lebhafte Bewegung nach der Seite zu gemacht auf der er ging. Doch war das nur eine zufällige Bemerkung, die ihn nicht lange beschäftigte. Im Schlosse sagte man ihm, der König habe nach ihm gefragt. Er eilte daher sogleich nach dessen Zimmern, und fand ihn in großer, ungewöhnlicher Aufregung, die über sein bleiches, faltenreiches Gesicht eine tiefe Röthe verbreitete.

„Was ist Ew. Majestät geschehen?“ fragte Julian erstaunt.

Stanislaus August trat auf ihn zu, und sagte mit aufrichtiger Rührung: „Sie hat mich bei meiner Königsehre aufgefordert, nicht zurückzubleiben im heiligen Kampfe für die Freiheit, den mein gutes, treues Volk kämpft, welches Gut und Leben daran setzt, um das Joch Rußlands abzuschütteln ... ihre Worte haben tief in mein Herz gegriffen. Ich will mein weißes Haupt mit Ehren dem Tode bieten, meinem Volke den Beweis zu geben, daß ich sein und des Vaterlandes Wohl stets im Herzen getragen habe. Ach, wenn ich im Donner der Victoria scheiden könnte, ein treuer König Polens, wie herrlich wäre ich dann gestorben!“

Es gehörte zu den Eigenschaften Stanislaus August's, leicht in einen Zustand von Begeisterung versetzt zu werden, wenn sein Gemüth durch irgend etwas Schönes oder Erhabenes angeregt wurde. Eine solche Anregung war ihm vor kaum einer halben Stunde zu Theil geworden. Von dem edlen Grafen Ignaz Potoki war eine in tiefste Trauer gekleidete Dame bei ihm eingeführt worden, die Fürstin Lodoiska Galizin. Ihr Gemahl war gestorben. An seinem mehrmonatlichen Krankenlager hatte sie mit Selbstaufopferung alle Pflichten einer treuen Gattin erfüllt, und der Fürst zeigte sich tief gerührt durch die Beweise zärtlicher Fürsorge, die er sich nicht bewußt war verdient zu haben. Wenige Stunden vor seinem Hinscheiden erfaßte er ihre Hand, die ihm eben den kalten Angstschweiß

auf der Stirn getrocknet hatte, drückte sie an seine Lippen und sagte leise: „Ich danke Ihnen, und will mit keiner Lüge im Herzen gegen Sie sterben.“ Was Lodoiska nie zu hören vermuthet hatte, ward ihr nun von dem Sterbenden mitgetheilt.

Um den Widerwillen gegen die Verbindung mit Galizin zu besiegen, war ihr Vater, welcher seine Tochter und deren edle zu jedem Opfer fähige Regungen des Herzens genau kannte, auf den Einfall gerathen, sie durch Angst zu dem Entschlusse, diese von ihm so sehr gewünschte Verbindung einzugehen, zu bewegen. Die Kaiserin stimmte bei. Lodoiska glaubte Julian im Kerker, und um ihn von dem trostlosen Schicksale, ein nach Sibirien Verbannter zu werden, zu erlösen, reichte sie Galizin die Hand. Der von Julian an sie gerichtete Brief, den er vor seiner Abreise geschrieben haben sollte, war Nichts als eine unedle Täuschung, um die Erinnerung an ihn als an einen Unwürdigen in ihrem Herzen zu ersticken. „Verachten Sie mich nicht, Lodoiska,“ bat der sterbende Fürst, „ich wollte nicht mit einer Unwahrheit von Ihnen scheiden.“

Lodoiska saß lange sprachlos an seinem Sterbelager. Sie hatte ihn nie geliebt, jetzt aber empfand sie Dankbarkeit gegen ihn, denn er hatte das schwer auf ihr lastende Gefühl, sich in Dem, welchem ihr Herz gehörte, betrogen zu haben, von ihr genommen. „Ich verzeihe Ihnen, Fürst . . . mein Vater allein ist der Träger eines

Verbrechens an mir, um dessen willen ich ihn verachten muß. Er verrieth sein Kind, wie sein Vaterland."

Es war ein schwer lastendes Verhältniß, in welchem Lodoiska bisher gelebt hatte. Als Gemahlin eines der ersten Großen Rußlands mußte sie den tiefen Schmerz über das Schicksal ihres Vaterlandes verschweigen. Mit Abscheu gedachte sie ihres Vaters, als des Urhebers dieses Schicksals. Jede Festlichkeit, die man am Petersburger Hofe als Freudenbezeigung des Sieges über das unglückliche verrathene Polen veranstaltete, verwundete ihre Seele auf's Neue, und vermehrte die Verachtung gegen ihren Vater, den Verräther. Ehe noch ihr Gemahl in die Gruft gesenkt wurde, hatte sie schon einen Entschluß gefaßt, welcher aus ihrer Hochherzigkeit hervorging. Sie wollte das Brandmaal des allgemeinen Hasses, der auf dem Namen ihres Vaters lastete, durch eine große, edle That verwischen.

Unter dem Vorwande, ihre erste Wittwentrauer auf den Gütern ihres Vaters in tiefer Zurückgezogenheit zu halten, beurlaubte sie sich von der Kaiserin. Erbin des Reichthums ihres Gemahls verließ sie, einen Theil desselben mitnehmend, Petersburg. Doch ihr Weg führte sie nicht nach Podolien, wo sich die ungeheuren Besitzungen ihres Vaters befanden, sondern gerade nach Warschau, wo sie allein Kunde von Julian einziehen konnte. Daselbst angekommen, begab sie sich zu dem edlen Ignaz Potoki,

ihres Vaters Vetter, des innigsten und treuesten Freundes Polens. Die Revolution stand bereits in voller Blüthe. Sie sagte diesem edlen Verwandten, daß sie gesonnen sei, um einen Theil der schweren Schuld ihres Vaters zu lösen, auf ihre Kosten ein Corps Freiwilliger zu bilden und deren Führerin zu sein. Gerührt von diesem großherzigen Entschlusse umarmte der edle Ignaz Potoki die Fürstin, und bewog sie dazu, ihn zu dem Könige zu begleiten, denn gewiß sei es, daß, wenn Derselbe sich entschlösse, mit in den Kampf gegen Rußland und Preußen zu ziehen, die Sache der Volkserhebung einen neuen außerordentlichen Impuls erhalten werde.

Von welcher Wirkung ihre begeisternde Aufforderung an den König gewesen, bezeugte seine Aufregung. „Ew. Majestät sind in gleichem Falle mit mir,“ sprach sie. „Sie haben auch eine Schuld auszugleichen, die auf Ihrer Ehre lastet. Waren Sie es nicht, welcher bei Stiftung der Constitution vom 3. Mai enthusiastisch ausrief: „Möge meine Hand eher verdorren, als Etwas gegen diese Acte unterschreiben!?“ Nicht nur Polen, nein, ganz Europa klagt Sie an, daß sie blos ein König von Katharina's Gnaden sind. Rechtfertigen sich Ew. Majestät gegen diesen Vorwurf! Wer nicht für das Vaterland ist, ist gegen dasselbe. Thun Sie jetzt, was Sie vor zwei Jahren hätten thun sollen, stellen Sie sich an die Spitze Ihrer treuen Polen, daß Niemand sage, Sie fänden es leichter, ihre Civilliste

zu verzehren, als das Volk, welches diese Ihnen zahlt, in den Kampf zu führen gegen seine Unterdrücker. Mein Vater hat den Fluch aller Edlen, aller Vaterlandsfreunde auf sich geladen; ich, ein schwaches Weib, will versuchen in Etwas den Fluch der Nation zu sühnen und ein auf meine Kosten ausgerüstetes Freicorps persönlich gegen den Feind führen. Wollen Ew. Majestät sich durch das Beispiel eines Weibes beschämen lassen? Nein, dies ist nicht möglich. Auf meinen Knien beschwöre ich Ew. Majestät im Namen Ihrer treuen Polen zum Heile des Vaterlandes; vergraben Sie sich nicht in Unthätigkeit, sie ist ein Verbrechen ... zeigen Sie, daß Sie ein wahrer König sind, Eins mit Ihrem Volke, in Freud und Leid, in Noth und Tod, und die Liebe, die Dankbarkeit desselben wird Ihren Namen der Nachwelt preisen, Ruhm und Ehre Ihr Theil sein."

Julian hatte jetzt keinen Sinn für den Aufschwung des Königs, ein thätiger Mitkämpfer für sein Land und sein Volk zu werden; er eilte fort in das Hotel des edlen Ignaz Potoki und ließ sich bei der Fürstin melden. Welches Wiedersehen! Sie empfing ihn mit der unverhohlenen Freude, welche das Bewußtsein giebt, ein theures Herz sich wiedergegeben zu sehen. Sie hatten sich so unendlich viel zu sagen, daß die Stunden ihnen wie Minuten vergingen. Die Fürstin erfuhr, daß Herr Martin von Lukowsky in Warschau sei; sie bat Julian sie zu diesem

edlen Manne zu führen. Julian sagte ihr, daß sie Denselben jetzt, wo sein Sohn Johannes dem Tode so nahe sei, daß jeder Augenblick der letzte dieses schönen jungen Lebens sein könne, nur an dessen Sterbelager im Kilinski'schen Hause finden würde. „Um so mehr ist es meine Pflicht, ihn dort aufzusuchen," antwortete die Fürstin, „dieser Sterbende ist mir nicht unbekannt, und vielleicht ist es für ihn eine Freude, mich wiederzusehen. Führen Sie mich hin, Julian."

Johannes hatte jene wunderbare Kraft behalten, deren sich nicht alle aus dem Leben Scheidenden erfreuen können; sein Geist war hell und klar, die körperlichen Schmerzen hatten keine Einwirkung auf seine schöne edle Gemüthsfrische, im Gegentheil schien dieses Hervortreten geistiger Kraft zuzunehmen, je sichtlicher seine Lebenskräfte schwanden. Die Maisonne, welche ihr Tagewerk fast vollbracht, neigte sich dem Untergange zu, ihre Lichter spielten an den Wänden des Gemaches hin, in dem der Sterbende lag. „Sehen Sie diese Strahlen? sie rufen mich ab, mit ihnen werde ich heimgehen," sagte Johannes zu der Fürstin, die an seinem Lager stand. „O, das sind mir alte, liebe Bekannte, sie haben mich in meinem heimischen Walde gesucht, und jetzt suchen sie mich, um mir das Geleite in die schönere Heimath zu geben ... Mein lieber Vater, stehe nicht so traurig. Hast Du nicht den Trost, daß ich für das Heiligste sterbe?"

„Ich habe keinen Sohn mehr!“ antwortete Herr Martin dumpf; „ich bin ein verwaister Mann.“

„Aber ein Vaterland, das noch deine Kraft braucht... vergiß das nicht,“ erinnerte Johannes.

Eine kurze Pause folgte, man hörte die Athemzüge der Anwesenden. Dorlinka und Beata knieten an den beiden Seiten von Johannes' Lagerstätte; sie weinten still vor sich hin. Kilinski war auch zugegen, er lehnte an der Wand, die Arme über der Brust verschränkt.

Plötzlich trat er an Herrn Martin heran und sagte: „Sie sind kein verwaister Mann, ich kann Ihnen, wenn auch keinen Sohn, doch einen auf Ihre Zuneigung Anspruch habenden Verwandten geben. Hier ist er, nehmen Sie ihn als Sohn an ... ich bürge für sein rechtschaffenes gutes Herz.“ Mit diesen Worten vereinigte er Julian's Hand mit der Herrn Martin's.

„Was sagt Ihr, Meister?“ fragte Julian, wie betäubt von der Rede Kilinski's. Und Herr Martin starrte den Letztern so sonderbar an, als fürchte er um dessen Verstand.

„Für Johannes wird es ein Trost sein, wenn er die Gewißheit mit hinüber nimmt, daß Ihnen außer Ihrer Fräulein Tochter noch Jemand lebt, der Ihrer verwandtschaftlichen Liebe würdig ist,“ hob Kilinski an, und erzählte in der Kürze Folgendes.

Herrn Martin's Mutter war nach dem Tode seines

Vaters nach Warschau gezogen, wo sie bald darauf Herrn von Lukaski als zweiten Gemahl ehelichte. Kilinski's Mutter, die Frau eines armen Warschauer Schuhmachers, eine gesunde, kräftige Frau, vertrat die Dienste einer Amme bei dem Sohne dieser zweiten Ehe. Kilinski war nur um einige Wochen älter als Ursin, und Beide daher Milchbrüder. Obwol sie nur ein Paar Jahre beisammen blieben, so hatten doch beide Knaben große Zuneigung zu einander gewonnen, und der wilde ungestüme Ursin, des Edelmanns Sohn, vergaß auch in späteren Jahren nicht, daß der arme Schuhmacher Xaver Kilinski mit ihm aus einem Quell Kraft und Leben getrunken. Er liebte den weit unter seinem Stande stehenden Milchbruder eben so sehr, als er Martin, den Stiefbruder, seiner eigenen Mutter Sohn, haßte. Mit dem Erstern blieb er immer in einer gewissen freundschaftlichen Verbindung, denn selbst dann noch, als er schon selber Vater war, kam er nie nach Warschau, ohne ihn zu besuchen. Ursin, ein wildes, leidenschaftliches Gemüth, welches einen unvertilgbaren Haß gegen Alles hegte, was nur an Rußland erinnerte, war ein entschiedener Feind Stanislaus August Poniatowski's, des durch russische Gewalt den Polen aufgedrängten Wahlkönigs, und Nichts konnte Ursin willkommener sein, als die Absicht der Barer Conföderation, den Thron für erledigt zu erklären. Er war ein eifriger Conföderirter; aber die politischen Verhältnisse hatten sich so sehr zu Ungunste

der Verbündeten geändert, daß sie nur durch einen Hauptstreich zu ihrem Ziele gelangen zu können glaubten. Am Spätabend des 3. November 1771, als der König in Begleitung seines Generaladjutanten, Grafen Michael Oginski, von einem Souper bei seinem Oheim, dem Fürsten Adam Czartoriski, nach seinem Schlosse zurückfuhr, wurde er in der Methgasse überfallen. Man riß ihn aus dem Wagen heraus, setzte ihn auf ein Pferd, und im schnellsten Laufe desselben jagte man mit ihm davon. Aber die Schüsse, welche bei diesem Attentat gefallen waren, machten die Entführer, an deren Spitze Pulawski, Strawinski und Lukaski standen, unsicher. Da die schnelle Hülfe, indem sogleich eine Menge Reiter den Königs-Räubern nachjagte, sie der Gefahr aussetzte, gefangen zu werden, so beschlossen sie die Nachsetzenden zu täuschen, indem sie den Entführten einem der Verschworenen, Namens Kosinski, mit dem Auftrag übergaben, ihn durch den kaum ¾ Meilen von Warschau entfernten Wald zu führen, und ihn, im Fall es nöthig sei, niederzustoßen, worauf sie nach allen Richtungen auseinanderstoben. Die Dunkelheit der Nacht und die entsetzlich schlechten Wege waren Ursache, daß Kosinski seinen Gefangenen nur mit Mühe bis in den Wald bringen konnte; auf flüchtigen Rossen jagten die Verfolger schon hinter ihnen drein. Kaum in den Wald gelangt, ließ Kosinski den König absteigen, um zu Fuße mit ihm durch das Dickicht zu brechen, damit die Spur für die Nachsetzenden ver-

loren gehe, während sein Knecht mit den drei Pferden einen andern Weg durch den Wald nehmen und an einem bestimmten Ausgange desselben ihrer warten sollte. Die Gefahr des Entdecktwerdens trat indeß so nahe, daß Kosinski eben, um seinen Auftrag zu erfüllen, dem König den Säbel durch die Brust stoßen wollte, als plötzlich das Hervortreten des bisher vom schwärzesten Gewölk verhüllten Mondes über das Antlitz des Königs helles Licht verbreitete. Dieser Zufall übte einen gewaltigen Schreck auf Kosinski; er zauderte mit der blutigen That, und Stanislaus August ergriff den Moment, ihm sein beabsichtigtes Verbrechen zu Herzen zu führen. Kosinski begann zu zittern, die eindringlichen milden Worte des Königs und dessen Versprechen, ihm solle kein Leid geschehen, trugen den Sieg über ihn davon. Statt ihn zu tödten, führte er ihn geschützt durch Waldesdunkel nach der seitwärts gelegenen Mühle Burawka. Hier fanden die die Gegend umher mit Fackeln durchstreifenden Reiter den König und seinen Entführer. Wie Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht von dem Ereigniß dieser Nacht durch ganz Polen. Pulawski und Strawinski entflohen, Ursin Lukaski that desgleichen; er übergab seinen kleinen Sohn Julian an Kilinski mit einer Summe Gold für dessen Erziehung im schlimmsten Falle. Der letztere trat ein, indem Ursin fast im Angesicht der preußischen Grenze gefangen und nach Warschau gebracht wurde.

Das Urtheil, das der König in seiner Herzensgüte

nicht unterschreiben wollte, aber gedrängt von den Feinden der Barer Conföderation, die nun gänzlich aufgelöst war, des Beispiels wegen unterschreiben mußte, war furchtbar. Lukaski und einige Andere, deren man habhaft geworden, starben durch den Henker, indem ihnen erst die Hände abgehauen und sie dann von Pferden zerrissen wurden. Kosinski ward frei, der König erfüllte nicht nur das Versprechen seiner Begnadigung, sondern beschenkte ihn auch mit einem kleinen in Schlesien bei Patschkau gelegenen Gute. *)

„Nicht des Königs Sohn? . . . sondern der Sohn eines durch Henkershand Gerichteten!“ rief Julian in Verzweiflung; „großer Gott im Himmel! welch eine Enthüllung! . . . Fürstin, Sie sehen mich nie wieder . . . nie! . . . o, ich träumte vom Himmel und bin in der Hölle erwacht. Alles ist für mich verloren; ich habe keinen Anspruch mehr auf ein Glück . . . Leben Sie auf ewig wohl!“

Er wollte fort, Lodoiska hielt ihn zurück. Sie sah ihn schweigend an; er sank, die Augen mit den Händen verhüllend, zu ihren Füßen nieder, und man hörte die halberstickten Worte aus seinem Munde hervorgehen: „Nicht des Königs Sohn! . . . und darauf baute ich mein Glück!“

---

*) Noch im Jahre **1811** lebte Kosinski unter dem Namen Kosetícki daselbst.

„Stehen Sie auf, Julian," sagte die Fürstin mild, und fügte leise hinzu ... „ich liebte Sie, nicht des Königs Sohn!"

„Lodoiska!"

Johannes sprach leise, während Julian noch über der Fürstin Hand gebeugt kniete: „Mein Vater ... ein Sohn scheidet von Dir ... ein anderer wird an Dein Herz gelegt; ... laß mich sterben mit dem Bewußtsein, daß er ..." hier blickte er auf Julian ... „Dir lieb sein wird wie ein Sohn."

Herr Martin zeigte die tiefe Rührung eines Mannes, der Schweres erlebt hat und vom Schicksal hart geprüft worden ist, aber den Sieg davonträgt durch seine unerschütterliche Tugend und seinen gläubigen Muth. Die Bitte seines Johannes war für ihn ein Testament, das er erfüllen mußte. Er trat zu Julian, zog ihn an sein Herz empor und sprach: „Ich betrachte Dich als ein Vermächtniß, welches der Haß Ursin's mir hinterlassen und das von der Milde eines Kindesherzens an das meine gewiesen worden ist. Deines Vaters Name ist ein geschändeter im Gedächtniß der Menschen; trage hinfort den meinen als die Dir von meinem Johannes gewordene Hinterlassenschaft."

„Amen!" sagte Johannes und ein freundliches Lächeln überglitt sein immer mehr erblaßtes Gesicht. Sein Blick hing an der Gruppe, welche neben seinem Sterbe-

lager sein Vater, Beata, Julian und die Fürstin bildeten, dann wendete er das Auge nach der andern Seite des Bettes auf Kilinski und die mit verhülltem Antlitz kniende Dorlinka.

Es war fast sichtbar, wie der Tod schon die Hand nach seinem Herzen bewegte, der letzte Pulsschlag nahe sei, weshalb Alle, von diesem Gefühle, eine unsichtbare Macht in ihrer Nähe zu wissen, überwältigt, in tiefem, ernstem Schweigen verharrten. Die Sonnenlichter, die noch vor Kurzem an der Decke spielten, waren heruntergesunken, sie streuten helle Funken auf sein Lager und übergossen sein farbloses Antlitz mit röthlichem Schimmer. Obwol seine Brust heftiger arbeitete, so blieben doch seine Züge still; keine Andeutung verrieth, daß ein großer, quälender Schmerz die letzten Momente seines Lebens störe. Er hatte eine Zeit lang mit geschlossenen Augen ruhig gelegen, dann hob er die Lider nochmals, die brechenden Blicke starrten in die letzten Abendsonnenstrahlen. Seine Hand suchte auf der ihn überbreitenden Decke, bis sie auf Dorlinka's Haupt zu ruhen kam.

„Bist Du es, Dorlinka?“ lispelte er kaum hörbar.

„Mein Johannes!“

Nach einer kurzen Pause lispelte er wieder: „Im Walde erzähltest Du mir einmal, wie der Engel der Versöhnung über die Erde gegangen sei; . . . erzähle mir's jetzt wieder . . . ich fühle . . . des Engels Nähe.“

Dorlinka erfüllte mit gebrochenem Herzen die letzte Bitte des sterbenden Geliebten:

„Der Tag hatte viel Böses gesehen und die Nacht war gekommen und hatte ihr Dunkel über die schuldige Erde gebreitet; der Ewige aber, erzürnt über die Uebelthaten, die seine Menschen begingen, wollte sie strafen mit harten Plagen. Da trat der Engel der Versöhnung vor seinen Thron und flehte für die Menschen um Gnade, und sie ward ihm zugesagt, wenn er ein Zeichen brächte, daß es noch Liebe und Reue auf Erden gäbe. Der Engel trat seine Wanderung an, aber immer tiefer sank seine Hoffnung, denn wo er auch hinschaute, in Palast oder Hütte, sah er keine Liebe und keine Reue, nur Trotz und Bosheit, Sünde und Uebelthat. So kam er auch ins Freie vor einer großen Stadt, wo sie die Nacht zum Tage machten und bis zum Morgen schwelgten. Ein Weib saß, ein schlafendes Kindlein im Schooße, am Wege unweit des großen Stromes, der von der Stadt herfloß. Die Nacht deckte die Verzweiflung im Antlitz und Herzen des Weibes. Der Engel stand bei ihr, sie merkte ihn nicht. Plötzlich sprang sie auf, eilte zum Strome und erhob mit beiden Armen das Kindlein, um es in die Fluth zu schleudern. „Wenn ich es los bin, habe ich wieder Ehre vor der Welt!“ sagte sie zu sich. Da tönte des Kindleins Schrei plötzlich zu Ohr und Herz der Mutter, und darin wurden alle Stimmen wach, die der Himmel in des

Weibes Brust gelegt. Ein Thränenstrom der Reue und der Mutterliebe entquoll des Weibes Augen; das Kindlein ans Herz drückend, rief sie aus: „Was wollte ich thun? Dich opfern um der Welt Gunst! nie, nie! Du bist mein, ich Dein für immer ... der Himmel wird uns nicht verlassen, wenn's auch die Menschen thun!"

„Der Engel hatte des Weibes Thränen aufgefangen in krystallener Schale, und brachte sie vor Gottes Thron zum Zeichen, daß noch Reue und Liebe auf Erden seien. Der Ewige aber schüttete die Schale aus, und die Thränen fielen als segnender Nachtthau auf Flur und Wiesen zum ewigen Andenken seines Verzeihens. Der Engel der Versöhnung wandert von jener Stunde an ununterbrochen auf Erden, und wo er Haß findet, wandelt er ihn in Liebe um und an jedes Sterbelager tritt er unsichtbar und haucht Milde und Güte in die brechenden Herzen. Liebend oder bereuend sollen die Geister vom Leben scheiden, in Versöhnung sollen sie von hinnen gehen."

Tiefes Schweigen folgte. Ein letzter Sonnenblick spielte über Johannes' Antlitz hin; sie wußten nicht, daß sein Geist bereits entflohen war. Als sie es an der Ruhe seiner Brust merkten, an der Stille seiner Züge, die so mild und freundlich im letzten Sonnenstrahl erschienen, gab sich kein lauter Schmerz kund. Der Moment knüpfte an die Ewigkeit und ihre Geheimnisse an, darum schwiegen sie.

Nach einigen Minuten dieses feierlichen Schweigens

brach ein wahrer Donnersturm von Stimmen in dem Gehöfte los. Eine Masse Volk hatte sich versammelt, und sang die uralte Polenhymne: „Boga Rodpico“ ab. Das Ungefähr dieses Zusammentreffens mit dem eben erfolgten Tode Johannes' trug den Charakter einer großen Erhebung. Kilinski verließ das Sterbegemach. Aber es war nicht der Engel der Versöhnung, der diese Volksschaar führte, vielmehr der Dämon blutiger Rache. Man forderte Kilinski auf, die Gefangenen, die man beim Ausbruch des Aufstandes durch die im Igelström'schen Palais aufgefundenen Papiere als Vaterlandsverräther compromittirt erkannt hatte, sofort der bereits vom Kriegsgericht bestimmten Strafe übergeben zu lassen. Wie sehr auch Kilinski die wild empörten Gemüther zu beruhigen suchte, Alles war vergebens, die Rache wollte ihre Opfer sterben sehen. Vor dem Rathhause der Altstadt hatte man drei Galgen, und einen vierten vor der Bernhardiner Kirche in der Krakauer Vorstadt errichtet. Unter wüthendem Gebrüll holte man die Gefangenen aus ihren Kerkern. Sie waren den edelsten Geschlechtern entsprossen. Der Kronfeldherr Ozarowski, ein Greis von 70 Jahren, der wegen Altersschwäche in einem Sessel zum Tode getragen wurde, der Vicegroßfeldherr Zabiello, der Marschall Graf Joseph von Ankwitz (ehemals Landbote von Krakau), Joseph Kossakowski, Bischof von Liefland, und der Fürstbischof Massalski unterlagen der Volkswuth,

die sich auf schauerliche Weise bei jeder Vollziehung der Urtheile bekundete, am Gräßlichsten aber bei dem Fürstbischofe, den man durch die Straßen der Stadt schleppte und dicht am Thore in Pontificalibus aufknüpfte. Das letzte Opfer der Volksrache war der Criminalgerichtsassessor Wulfers, den man eben so wüthend haßte als Massalski. Der Tag war mit Schmach in der Geschichte der Warschauer Erhebung bezeichnet, was einen häßlichen Schatten auf die letztere warf und viel dazu beitrug, daß viele Derjenigen, welche mit dem Gefühle der Bewunderung den Aufstand bisher verfolgt hatten, sich mit Abscheu davon abwendeten.

. . . .

. . . .

. . . .

Polen, das Land der Helden, die muthvoll dem Tode entgegengehen, bot damals dasselbe traurige Bild der Verwirrung und der Verrätherei, wie es schon seit Jahrhunderten ein solches dem feindlichen Ausland gegenüber dargestellt hatte. Parteiungen erhoben sich, und während die Feinde mit Uebermacht auf Kosciuszko's und seiner Untergenerale Truppen eindrangen und den Letzteren kein Sieg zu Theil wurde, feindeten die Fractionen im Volke sich selbst gehässig an. Die Hauptstadt war wieder der Tummelplatz der Leidenschaften geworden. Die früher den Russen befreundeten Männer sahen sich gezwungen, jetzt,

wo so blutiger Haß unter dem Volke wüthete, daß abermals ein Tag der Rache, wie der Maitag, an welchem Johannes von Lukowsky starb, am 28. Juni eine Wiederholung finden konnte, der dir Geschichte der Erhebung mit einem unauslöschlichen Schandfleck brandmarkte, sich näher an einander zu schließen, denn von den gährenden Gemüthern sahen sie sich jede Stunde am Leben bedroht. Man nannte sie die Hofpartei, weil der König und seine Umgebungen zu ihnen gehörten. Dieser Partei schroff gegenüber standen die sogenannten Hugonisten, deren Führer, Hugo Kollontay, leicht zu gewaltsamen Maßregeln geneigt war. Außerhalb dieser Parteien stand ein Theil des Adels, der mehr als saumselig war. Die für die Armee ausgeschriebenen Lieferungen genirten diese Herren zu sehr, um irgend eine Begeisterung für die Sache des Vaterlandes empfinden zu können. Wie über die Hauptstadt der Geist der Unruhe und Unzufriedenheit herrschte, so auch in den übrigen Gegenden des Landes. Der Verrath Wienawski's, der Krakau ohne Schwertstreich den Preußen übergab, brachte Empörung und Besorgniß hervor. Die Unglücksfälle, welche Kosciuszko bei Sczekocin und Chelm erlitt, vervollständigten die Unruhe der Gemüther, und der von außen genährten Intrigue wurde somit ein ziemlich freier Spielraum geboten, den sie auch mit günstigstem Erfolge behauptete.

Voraussichtlich war es, daß, wenn nicht das Land

allgemeinen Antheil an dem Aufstande nehmen würde, dieser zuletzt in Ohnmacht zerfallen müsse. Nur die Städte und der westliche Theil des Landes — die Litthauer Insurrection war schon fast als gedämpft zu betrachten — lieferten dem Heere Freiwillige; das östliche und südliche Polen blieb meist theilnahmlos. Kosciuszko sandte Boten mit Proclamationen aus, um Alles unter die Waffen zu rufen, da die Uebermacht der Feinde mit jedem Tage wuchs, seine Schaaren aber bei dem ungleichen Kampfe sich immer mehr verringerten.

Alle Reize des Sommers breiteten sich in dem südlichen Theile Polens aus; die Landsitze der Magnaten glichen in dieser Jahreszeit kleinen Paradiesen, denn die schönste Natur umwogte sie in üppigen Feldern und frischen Matten, und warme Lüfte hauchten über das reich gesegnete Land hin, während die Schlösser und Herrenhäuser wie Juwelen aus dem grünen Kranze ihrer Umgebungen herausschauten, das Bild heiterer Sommerlust vervollkommnend. Die größten und ausgedehntesten Besitzungen gehörten dem Grafen Felix Potoki. Was nur Stolz und Schönheitssinn erfinden konnten, um die Orte seiner Ländereien, an denen er sich vorzüglich gern aufzuhalten pflegte, durch Pracht auszuzeichnen, war hier zu finden, und eben deshalb war es in Polen sprichwörtlich geworden, daß man, um etwas Schönes zu bezeichnen, zu sagen pflegte: schön wie die Gärten von Zofiowska.

Nur dem ungeheuren Reichthume Felix Potoki's konnte es gelingen, solche Prachtschöpfungen ins Leben zu rufen. Diese Gärten bedeckten viele Morgen Landes, und ihre Pflege kostete Hunderttausende jährlich. Im Mittelpunkte derselben erhob sich das Schloß, ein Prachtgebäude aus glasirten Backsteinen, weithin glänzend, wenn die Sonnenstrahlen darauf ruhten. Aber trotz aller Pracht war doch kein Friede, kein Glück hier heimisch, denn der Herr aller dieser Schönheit und Pracht war einer düstern Schwermuth verfallen. Gewissensbisse störten seinen Frieden, das Kainszeichen des Vaterlandsverrathes brannte auf seiner Stirn. Menschenscheu geworden, weil ihm sein Herz sagte, daß er Polen an den Abgrund geführt, verschloß er sich in die Prachtzimmer des Schlosses Zofiowska, während seine Gemahlin, zur sinnverwirrten Büßerin herabgesunken, entfernt davon eine aus Baumstämmen und Rinden gebaute kleine Einsiedelei bewohnte, der aus Furcht vor der Bewohnerin Niemand gern zu nahe kam. Die Gräfin, durch Kasteiungen und Bußübungen in ihrem Aeußern zu einem Skelet abgemagert, hatte allem weltlichen Umgange entsagt; in einem härenen Gewande, barfuß, mit fliegendem Haare, einen Strick um den Leib, an dem ein Rosenkranz und eine Geißel hing, sah man sie zuweilen um ihre Wohnung, die Einsiedelei, wandeln, ein lebendes Gespenst, Litaneien vor sich hinmurmelnd, und in der Rechten ein von rohen Baumästen zusammen=

gebundenes Kreuz tragend. Sie empfing ihre tägliche Kost, in einer schwarzen Brodsuppe bestehend — denn alles Andere verachtete sie — aus dem Schlosse, und die Leibeigene, welche mit dem Geschäfte, ihr diese Nahrung zu bringen, betraut war, hatte nicht selten Züchtigungen mit der Geißel von der sinnverwirrten Herrin empfangen, wenn sie Derselben als ein zu weltliches Wesen erschien, oder die Gebete, die sie ihr vorsprach, nicht mit der rechten Andacht nachredete.

Der Graf saß eines Tages bei Tafel. Die herrlich duftenden Gerichte ließ er unangerührt stehen, nur sein Beichtvater, ein gut genährter Mönch, sein einziger Gesellschafter, sprach denselben eben so wie dem perlenden Weine mit aller Achtung zu, während er sich in frommen Reden erging, um dem Herrn zu beweisen, daß allzu große Traurigkeit ein gottwidriges Ding sei. Der Mensch könne und solle nicht immer lachen, das sei wol wahr, aber das Schlimmste sei doch, wenn Jemand bei Tische den Kopf hängen lasse, das bezeige eine Vertrauenslosigkeit zu sich selber, die Niemand billigen könne.

Der gute Pater war zu sehr gewöhnt, keine Antwort darauf zu erhalten, weshalb er auch unbekümmert weiter redete, wenn er im Essen einmal eine Pause eintreten ließ.

„Schweigt!" befahl der Graf plötzlich, als der gute Esser ihm in sehr humoristischer Laune erklärte, daß

es unfehlbar der größte Beweis des Vorhandenseins göttlicher Gnade im Menschen sei, wenn sich Derselbe bei gutem Appetit befände, denn ein Mensch ohne Appetit bleibe jederzeit ein beklagenswerthes Geschöpf. „Was wißt Ihr von Dingen, die über den Bereich Eures stets hungrigen Magens hinausgehen? Meint Ihr, König Ludwig von Frankreich, als er im Kerker saß, oder als man ihn zum Tode schleppte, habe Freude am Essen gehabt?"

„Ich will das allerdings nicht behaupten," antwortete Jener mit Seelenruhe, „allein es ist sicher anzunehmen, daß man in den schlimmsten Fällen sich besser zurechtfindet, wenn man solche angenehme Piroki wie diese hier" — der gute Esser deutete auf eine Assiette voll der genannten, aus allen Sorten gehackten Fleisches in halber Faust-Größe geformten und mit zerlassener Butter übergossenen Piroki's, (ein polnisches Nationalgericht), von denen er sich schon ein halbes Dutzend zugelegt hatte — „verspeist, denn Niemand verrichtet mit leerem Magen eine große That, und in dieser Einsicht hat die heilige Kirche auch auf die Fastentage hohe Feiertage folgen lassen, damit der Mensch sich und seinem Magen wieder eine kleine Belustigung verschaffe. O, gnädiger Herr Graf, man darf's nur nicht laut sagen, aber es ist unumstößlich wahr, der Magen ist unantastbarer als alle Kirchendogmen. Es giebt Tausende und aber Tausende von Leuten, die gerade nur dieses mit auf die Welt gebrachte Dogma kennen und dabei recht gut bestehen; aber keinen einzigen Menschen

giebt es, dessen hungriger Magen von den Kirchendogmen satt würde."

Sicher würde der würdige Frater dieses sehr inhaltreiche und zu einer Beleuchtung nach allen Seiten hin sich vollkommen eignende Capitel noch weiteren Betrachtungen unterworfen haben, denn die Piroki's, welche er mit sichtbarem Appetit verschlang, boten ihm ja bei jedem Bissen eine neue Anregung zu so tiefsinnigen Reflexionen, wenn nicht der Kastellan des Schlosses dem Grafen die Meldung eines Ereignisses gebracht hätte, das zu den außergewöhnlichen in dieser bisher ruhigen Gegend gehörte. Ein starker Trupp Insurgenten unter Anführung eines Mannes, der sich der Racheteufel nannte, hatte sich in diese Gegend verirrt, und trieb auf den Dörfern der Edelleute starke Werbung an Mannschaft. Die jungen Bauernbursche schlossen sich, von der Schilderung einer zügellosen Freiheit und unbeschränkten Gleichheit angelockt, in Haufen den Insurgenten an, und schon mehrere große Herrenhöfe hatten die Begriffe solcher Freiheit schwer empfunden. Der Kastellan verlangte Verhaltungsbefehle für den Fall, daß ein derartiger Besuch auch Zofiowska treffe.

Graf Felix stand sinnend in der Mitte des Saales; das Verhängniß schaute ihn mit Gespensteraugen an. Alles, was jetzt in Polen geschah, war die Folge seines Verrathes. In seiner Macht hatte es damals gestanden, die jetzt hoch aufschäumenden Wellen der Revolution zum Heile

des Vaterlandes zu einer starken Wehr gegen dessen Feinde zu vereinen, und er hatte seinem Stolze, seiner Ehrsucht gefolgt und schlimmen Verrath gesponnen, das Spiel aber verloren.

„Laßt mich . . . laßt mich . . . sorgt für die Sicherheit des Schlosses nach Kräften, ich gebe Euch die Vollmacht dazu," sagte er halblaut, wendete dem Kastellan den Rücken und verließ den Speisesaal.

„Es ist ein Unglück mit unserm Herrn," bemerkte der Kastellan; „er bürdet Einem die Verantwortlichkeit auf für Etwas, das man um jeden Preis vom Halse haben möchte. Was thue ich nun? gebt mir Rath, Pater."

„Sehr gern, setzt Euch her, guter Manusch, setzt Euch . . . seht diese köstlichen Piroki's . . . welche angenehme Erfindung! eßt . . . das stärkt den Magen, und aus dem Magen steigt der Geist aufwärts, der Geist aber ist jetzt für Euch das Nothwendigste . . . also eßt in Gottes Namen, die Piroki's sind trefflich und für alle Fälle eine Unterstützung in schlimmen Situationen."

Manusch machte ein sehr finsteres Gesicht und antwortete: „Hol' Euch der Satan mit allen Euren Piroki's. Ihr seid so recht von der saubern Pfaffenart, die Gott und Vaterland in ihrem Bauche tragen, und eben deshalb des Teufels Eier in unserm Polenlande ausgebrütet haben.

Freßt zu . . . Ihr taugt wie die ganze Klerisei so zu nichts Besserem."

Diese sehr unhöfliche Antwort war indeß nicht geeignet, den guten Esser in seiner Beschäftigung zu stören. „Auch einer von Denen, die räudig sind," sagte er, „ach, wie bedauere ich diese Dummköpfe, die mit leerem Magen herumlaufen! sie können nie zu der richtigen Vernunft gelangen. Ist nicht schon in der Schrift unter dem Gleichniß der Vögel von uns armen Kirchendienern die Rede, indem es heißt: sie säen nicht, sie ernten nicht, und doch ernährt sie der himmlische Vater? . . . Wie gütig er ist gegen mich, den Verdienstlosesten! er hat mir köstliche Piroki's gegeben." Und mit erneuertem Eifer aß der würdige Mönch, bis nur noch der letzte dieser kleinen Fleischklößchen in der Assiette lag, da schien ihn ein Bedenken zu überkommen. „Hm, wie seltsam doch die Ansichten in der Welt sind!" redete er nach einer Weile vor sich hin. „Man hat mir erzählt, daß, als der Warschauer Pöbel ... der Satan drehe dem Gesindel den Hals um! . . . mehrere Opfer seiner dummen Wuth an den Galgen brachte, der Graf Joseph von Ankwitz sich selbst den Riemen um den Hals schnallte, dann eine Prise Schnupftabak mit aller Ruhe nahm, seine goldene Dose dem Henker zum Präsent machte, der ihn dafür zum Dank eilends in die Höhe expedirte . . . Schnupftabak in der letzten Minute . . . ein Piroki würde mir vorzüglicher geschienen haben."

Indem der gute Esser mit liebäugelnder Miene die Gabel nach dem letzten Piroki führte, um es aus seiner Vereinsamung zu erlösen, traf ihn plötzlich ein so gewichtiger Hieb über den Kopf, daß ihm die Gabel aus der Hand fiel und er selbst vor Schreck fast das Gleichgewicht auf seinem Sessel verloren und den Fußboden mit demselben vertauscht hätte. Seitwärts von ihm erklang eine dumpfe eintönige Stimme: „Furcht, Grube und Strick kommt über Dich, Du Einwohner in Moab, spricht der Herr."

Die irrsinnige Gräfin stand neben ihm, eine Gestalt zum Erschrecken. Der würdige Mönch, welcher in seiner Bescheidenheit sich vor wenig Minuten erst mit den Vögeln unter dem Himmel verglichen hatte, erkannte, da er in der Angst einen Blick seitwärts warf, die Wahnsinnige, deren Augen aus den tiefen Höhlen gleich Irrlichtern hervorblitzten. Fleischlos wie ihre Hände war ihr Antlitz; das härene weite Bußgewand schlotterte um ihren abgemagerten Körper; in der einen Hand hielt sie die Geißel, in der andern von sich abgestreckt das rohe, aus dürren Baumästen zusammengebundene Kreuz. Das Unheimliche, Gespenstische ihrer Erscheinung ward noch durch das wirr ihr um die Schläfen hängende lange Haar vermehrt. Ein abermaliger Streich, den sie mit der Geißel über den Kopf des würdigen Mönchs führte, brachte Diesen schnell zu dem Entschluß, sich der Nähe der sinnverwirrten Herrin zu entziehen, welche so wenig Rücksicht auf seine geistliche Würde

nahm. Indem er unter den Tisch fuhr und sehr behende auf der andern Seite desselben emportauchte, war für's Erste eine Art Sicherheit für ihn gewonnen; jedoch dauerte diese nur einige Sekunden, denn die Gräfin, ihre Geißel auf's Neue gegen ihn schwingend, rief in der vorigen eintönigen Weise: „Das Ende kommt, es kommt das Ende, es ist erwacht über Dich, siehe, es kommt.“ Der gegen ihn geführte Geißelstreich durchschnitt zwar nur die Luft, aber die Knoten der Stricke, aus denen dieses Kasteiungswerkzeug bestand, schlugen dermaßen hart auf einige die Tafel bedeckende Geschirre nieder, daß diese in Scherben klirrten. Zu gleicher Zeit fühlte der auf so unfreundliche Art in seinem Vergnügen Gestörte, daß ihm eine Spur von Blutstropfen von der Stirn herabrinne. Der große Schreck hatte ihn im Anfange für den Schmerz unempfindlich gelassen, jetzt aber kam ihm die Ueberzeugung, daß er sein Heil nur in einer schleunigen Entfernung aus dem Speisesaale zu suchen habe. Mit einem furchtsamen Blick auf die geisteskranke Büßerin und einem sehr wehmüthigen auf das letzte Piroki verließ er in eiliger Flucht den Schauplatz einer so unangenehmen Unterbrechung des einzigen Genusses, welcher ihn für die übernommenen harten Pflichten und sonstigen Entsagungen des geistlichen Standes entschädigte. Ihm nach schallten die Worte aus der Gräfin Munde:

„Das Ende gehet schon auf, und bricht daher

über Dich, Du Einwohner des Landes; die Zeit kommt, der Tag des Jammers ist nahe, da kein Singen auf den Bergen sein wird."

Nachdem der Gegenstand ihres Zornes entwichen war, richtete die Gräfin einen langen Blick auf die Tafel, und strich dann mit dem Kreuze in ihrer Hand alle Geschirre herunter, daß das Glas- und Porzellanzeug im Nu den Fußboden bedeckte. Das starke Klirren hatte die Diener herbeigerufen, doch als sie die Gräfin erblickten, rannten sie, wie vom bösen Feind getrieben, wieder fort. Die Wahnsinnige schritt, als sie ihr Zerstörungswerk vollendet hatte, schweigend, wie sie gekommen war, aus dem Saale. Man eilte, dem Grafen diesen Zustand seiner Gemahlin zu melden, welche bis zu diesem Tage das Schloß gemieden hatte. Aber vergeblich blieben alle Nachforschungen nach ihr, sie war nirgends zu finden, obwol man sogar die von ihr früher bewohnten, und seitdem geschlossenen Zimmer öffnete, um sie zu suchen, da es vielleicht möglich war, daß sie eine Tapetenthür benutzt hatte, um hineinzukommen. Doch auch diese Muthmaßung schlug fehl, jede Spur von der Irrsinnigen war verschwunden. In ihrer Einsiedelei war sie auch nicht, obwol man diese und deren Umgebungen genau durchsuchte.

Graf Felix Potoki würde alle Ursache gehabt haben, über dieses Verlorengehen seiner Gemahlin nicht sehr unzufrieden zu sein, denn sie war in den letzten beiden Jahren

ein quälendes Gespenst für ihn gewesen, indem, wenn sie seiner ansichtig wurde, sie ihn mit biblischen Sprüchen, welche alle auf seinen Vaterlandsverrath deuteten, verfolgte und die Strafen des Himmels über ihn herabrief; doch sein Gewissen sagte ihm, daß er, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar der Urheber ihres Wahnsinnes sei. Hatte schon der Fanatismus die Sinne der Gräfin so sehr verfinstert, daß sie die Abtödtung des Fleisches, die Entsagung aller Genüsse als das einzige Mittel, selig zu werden, betrachtete, so war die ihr gewordene Ueberzeugung von dem Unglück Polens durch Schuld ihres Gemahls die Brücke von der geistigen Verdüsterung zum vollkommensten Wahnsinn. Das wußte der Graf, denn im Anfange, ehe sie noch zu den harten Bußübungen überging, hatte sie öfters zu ihm gesagt: „O Tschesne, das kann Gott Dir nicht vergeben, was Du an Polen gethan! und wollten wir hunderttausende von Jahren zum Himmel flehen für Dich um Verzeihung, Niemand könnte den Fluch von Deiner Seele beten. Du bist ein millionenfacher Kain geworden an Polen, hast es mit den Abtrünnigen (der russisch-griechischen oder morgenländischen Kirche) gehalten und den Lohn dafür davongetragen. Sinnen will ich, wie ich den Himmel mit Deiner schwarzen That versöhne; . . . ich muß das Opfer sein . . . ich, das ist mein Amt . . . ich muß sinnen, wie? . . . ach, wenn ich's nur fände!“ Und dieses Sinnen führte sie

zu dem Wahnglauben, daß nur die härtesten Bußübungen das Mittel seien, die Erbarmung Gottes ihrem Gemahle zuzuwenden. Sie gerieth auf diesem Wege bald in das Stadium des vollendeten Wahnsinnes.

Graf Felix zitterte vor Angst in seinem Herzen, die Nachricht, daß man sie irgendwo verunglückt gefunden habe, hören zu müssen; jedes Geräusch erschreckte ihn. Wie elend war der stolze Mann geworden! Alle Freude war von ihm geflohen, er verachtete sich selber. Seine Kinder ließ er in Targowica bei deren Großtante erziehen; . . . was sollten sie auch bei ihm, der menschenscheu sich von der Gesellschaft zurückzog?

Wenn es ihm gelang, zu beten, so waren es Flüche, die er auf Rußland herabrief, dessen Werkzeug er in der entsetzlichsten Verblendung, zu der sein Stolz ihn verführt hatte, geworden war. Er hatte keine anderen Gebete, denn wie hätte er denn den Himmel um Barmherzigkeit mit seiner Schuld anrufen können, da er sich bewußt war, in seinem übermüthigen Dünkel nie Erbarmung mit den Leibeigenen seiner ungeheuren Güter gehabt zu haben? er war ihnen ein harter Herr gewesen.

Der Abend dunkelte herein, als vor dem Schloßportale ein Trupp von zehn oder zwölf Reitern hielt, an deren Spitze sich eine Dame befand. Da Alle wohlbewaffnet waren, glaubten die Leute im Schlosse, es sei ein Haufe jener Insurgententruppe, welche recrutirend die

Umgegend bereits unsicher gemacht und arge Frevel an dem Eigenthume der Reichen begangen hatte. Man wollte ihnen nicht öffnen, bis endlich der Kastellan zu einer Ueberzeugung gelangt war, die ihn für den ersten Moment so sehr überraschte, daß er sich kaum überreden konnte, es sei Wahrheit. „Thue das Thor auf, Manusch!“ rief ihm die Dame von unten herauf gebieterisch zu, als er es gewagt hatte, den Kopf zu einem Fenster des ersten Stockwerks hinauszustecken, um nach der Absicht des Besuches dieser Reiter zu fragen; „wie lange soll die Tochter Deines Herrn vor dem Schlosse warten, bis Dir zu öffnen beliebt?“

Manusch stürzte in aller Eile hinab, um zu öffnen; er bat demüthigst um Verzeihung. Die Fürstin hörte nicht auf ihn.

„Ist mein Vater, der Graf, im Schlosse gegenwärtig?“ fragte sie.

„Ja, fürstliche Gnaden.“

„Sorge für meine Begleiter und deren Pferde, daß es ihnen an Nichts fehle — wir bleiben für diese Nacht hier. Kommen Sie, Julian, geleiten Sie mich.“

Manusch wollte ihr voraneilen. „Zurück!“ gebot die Fürstin; „es bedarf keiner Anmeldung, ich weiß den Weg allein zu finden.“ Manusch blieb, sich tief verbeugend, zurück. Auf seinen Ruf kamen alle Knechte herbei, um die Pferde in die Ställe zu bringen, wäh-

rend die Bewaffneten seiner Aufforderung, ihm zu folgen, entsprachen. Nachdem er sie in einen kleinen Saal des Untergeschosses geführt, verließ er sie, um, wie er sagte, Alles, was zu ihrer vollkommensten Aufnahme in einem so reichen und vornehmen Hause geeignet sei, zu besorgen. Wir haben bereits erwähnt, daß die Gegenden Südpolens noch nicht das Aufschäumen der Revolutionswellen empfunden hatten. Der Kampf wendete sich mehr nach dem Westen hin, nach Warschau, dem Herzen des Landes zu, und zeigte sich auch noch im Norden auf litthauischem Grund und Boden in einzelnen Zuckungen. Um desto mehr war Manusch überrascht, daß die Fürstin, seines Herrn Tochter, an der Spitze Bewaffneter erschien, und sich selbst bewaffnet zeigte. Ein schwarzer Reitanzug umschloß ihre schlanke Gestalt; an ihrer Hüfte hing an einem breiten, mit Goldplatten gezierten Gürtel ein geschweifter Säbel; über ihre Brust fiel eine Schärpe in den polnischen Landesfarben, und ihr Haupt trug eine köstliche Czapka. „Ich will nicht hoffen, daß die Fürstin selbst mit in den Krieg zieht," sagte Manusch kopfschüttelnd zu sich, und konnte es sich nicht in Abrede stellen, daß die Art und Weise ihrer jetzigen Erscheinung sehr zu Gunsten dieser Vermuthung sich deuten lasse. Obwol dieser alte Diener Alles, was nur im Entferntesten mit den Gewohnheiten im Grafenschlosse, mit der Ruhe und der herkömmlichen Ordnung in demselben in Widerspruch

stand, beseitigt zu sehen trachtete, so war er für jetzt doch recht froh, diesen zufälligen Besuch bewaffneter Leute im Schlosse zu wissen, um vor jedem Vorkommniß von Unruhe und Angriffen, wie deren von einer umherstreifenden bewaffneten Bande bereits in der Nachbarschaft begangen worden waren, das Schloß gesichert zu sehen, ein hinlänglicher Grund, welcher es ihm dringend an's Herz legte, diese zufällig gekommenen Vertheidiger mit Allem, was das Schloß nur zu geben vermochte, zu bewirthen.

Unterdeß hatte die Fürstin unter Julian's Geleit die nach den Gärten zu gelegenen Zimmer ihres Vaters erreicht. Der im Vorzimmer sich befindende Diener des Grafen öffnete ihr sehr demüthig die Flügelthüren, nachdem er ihr mitgetheilt hatte, daß der gnädige Herr sich sehr krank fühle. In der That fand Lodoiska die Worte des Dieners bestätigt. In dem von wenigstens zwanzig Wachskerzen erleuchteten Zimmer ging der Graf langsam auf und ab. Seine große, sonst so sehr imponirende Gestalt war sichtlich angegriffen, gebeugt, abgefallen hinsichtlich ihrer Fülle; seine Haltung war schlaff, nachlässig, die Spannkraft schien aus ihr verschwunden. Als er, von dem Geräusch des Eintrittes seiner Tochter und Julian's, welcher Letztere an der von dem Diener hinter Beiden wieder zugemachten Thür stehen blieb, aufgemuntert, emporschaute, hielt er seinen Schritt erstaunt an. Wie auch die Fürstin Ursache hatte, gegen ihn entrüstet

zu sein, so war doch sein Anblick hinreichend, ihren Widerwillen gegen ihn zu mäßigen.

Der Gram hatte tiefe Furchen in dieses stolzen Mannes Antlitz gezogen, es zeigte sich unter der Einwirkung der Schwermuth, die in breiten Falten auf seiner Stirn ruhte, abgemagert, bleich.

„Lodoiska?! . . . bist Du es wirklich?“ fragte er erstaunt, und selbst der Ton seiner Stimme schien die gebrochene Kraft anzudeuten.

„Ja, ich bin es,“ war der Fürstin Antwort; „Sie werden die Nachricht von dem Tode meines Gemahls empfangen haben.“

„Ja, erst vor wenig Tagen.“

„Ich bin frei, mein Vater,“ hob Lodoiska nach einer kurzen Pause an; „Galizin ist gestorben und so wurde ich Herrin meines Willens.“

„Warum sagst Du mir Das? es ist so natürlich, daß Du als Wittwe des Fürsten nun Deine eigene Herrin bist.“

„Ich erwähnte dies blos, um anzudeuten, daß ich mich nicht mehr in Abhängigkeit von Ihnen, mein Vater, befinde,“ entgegnete Lodoiska. „Auf dem Sterbebette hat mir der Fürst entdeckt, welch ein abscheuliches, unväterliches Spiel Sie mit meinem Herzen getrieben haben. Ihr Stolz, mein Vater, der sich mit dem Gedanken trug, König unseres unglücklichen Vaterlandes zu werden, beugte

sich vor einer Lüge, deren ganzes Ziel es war, mich, Ihre Tochter, gleichsam wie eine zu verhandelnde Waare an den Fürsten zu bringen. Ich erröthete in Ihrer Seele, als der Fürst mir das Geständniß ablegte, daß Julian sich damals nicht im Gefängnisse befunden, und das Opfer, welches ich brachte, indem ich mein Jawort gab, um seiner Befreiung willen Galizin's Gemahlin werden zu wollen, ein durch Betrug mir abgedrungenes, der Brief Julian's, angeblich vom Bord eines Schiffes an mich gerichtet, Nichts als eine unwürdige Täuschung meines Herzens gewesen sei. Ja, ich fühlte Scham, die Tochter eines Mannes zu sein, der nicht nur durch Verrath an seinem Vaterlande, sondern auch durch Verrath an seinem eigenen Kinde seinen alten Namen gebrandmarkt hat."

„Kommst Du her, mir Vorwürfe zu machen?" fragte der Graf mit merklich bebender Stimme.

Die Fürstin ließ einige Sekunden verstreichen, dann fragte sie: „Welche Früchte hat Ihnen Ihr Verrath am Vaterlande getragen?"

„Schweig! schweig! . . . ich habe ein Spiel, ein hohes Spiel verloren . . . ich bezahlte die Schuld mit der Ruhe meines Lebens . . . o, ich bin sehr unglücklich geworden!" Der Graf wankte nach einem Sessel, in welchen er matt niederfiel, worauf er die Augen mit seinen Händen bedeckte.

„Wo sind Ihre Freunde, mein Vater, welche Theil

an dem Verbrechen gegen Polen hatten?“ fuhr die Fürstin nach einer Weile fort. „Gebrandmarkt, verachtet von jedem Bessergesinnten sind sie von der Schaubühne des öffentlichen Handelns abgetreten. Was jetzt geschieht, ist die Folge Ihres Werkes, mein Vater. . . . Das Blut, das jetzt vergossen wird, klagt Sie bei Gott an. Es sei der letzte Vorwurf aus meinem Munde. Ich sehe Sie unglücklich, darum verzeihe ich Ihnen den Betrug, welchen Sie gegen mich vollbracht haben. Der Himmel war gnädig; er hat mich von dem mir auferlegten Zwange erlöst . . . versuchen Sie es, seine Verzeihung zu erwerben.“

Eine lange Pause des Schweigens folgte. Der Graf verharrte in der angenommenen Stellung im Lehnsessel; man hörte seine tiefen schweren Athemzüge. Lodoiska trat zu ihm, und erhob sanft sein Haupt.

„Richten Sie sich auf, mein Vater,“ sagte sie; „ich komme, einen Theil Ihrer Schuld gegen das Vaterland zu lösen.“

„Du?“

„Sie haben, als Sie vor zwei Jahren, hoffend auf den Beistand Rußlands, zur Unterstützung Ihrer Pläne von Petersburg nach Ihren Gütern hieher zurückkehrten, Ihre Vasallen bewaffnet und sie gegen die treuen, die heiligen Rechte des Vaterlandes vertheidigenden Söhne Polens geführt. Bewaffnen Sie sie jetzt abermals, doch

gegen Rußland. Ich führe sie, mein ist das Recht, das Brandmaal zu verwischen, das unsern Namen befleckt. Sie sehen mich dazu vorbereitet, mein Vater. Das Vaterland braucht Kämpfer, es ist Ihre heilige Pflicht, mein Vater, einen Theil Ihrer vielen Leibeigenen der Nation zu Hülfe zu schicken, an deren Freiheit Sie so sehr gefrevelt haben.″

Jetzt erst schien der Graf zu bemerken, daß die Fürstin bewaffnet war. Er erhob sich, und blickte sie lange unverwandt an, dann sagte er: „Das ist das Merkmaal des Fluches, der mich so tief zu Boden drückt, daß ich nicht einmal wagen darf, einen solchen Gedanken in Ausführung zu bringen. Wer könnte mir vertrauen? immer das Kainszeichen des Verraths auf allem meinem Thun befürchtend, hätte man meine Hülfe überall zurückgewiesen. Das ist der Fluch und seine Last, er wirkt fort und fort . . . ja im Grabe noch wird er mich verfolgen.″ Wie zerschmettert von diesem Bewußtsein sank das Haupt des Grafen auf seine schwer athmende Brust nieder; nach einer Weile richtete er den Blick empor und sprach: „Es sei . . . es sei. Ein Theil meiner Unterthanen mag Deinem Rufe folgen. Ich werde hier bleiben, hier . . . in Warschau mordet man Alle, welche ehemals mit Rußland in Verbindung standen.″ Ein Schauder schien den Grafen bei dem Gedanken an die Möglichkeit, der Volksrache verfallen zu können, zu durchfrösteln. „Sie sollen den Namen

Potoki nicht durch Henkertod entehren.“ Es war sichtbar, wie der von tiefer Schwermuth hart Gequälte die Fähigkeit, den auf ihn eindrängenden Gedanken einen Damm zu setzen, verloren hatte; er war ein Gegenstand seiner Selbstvorwürfe und Gewissensbisse geworden. Jetzt, angeregt durch den Gedanken, mit unter die Zahl der Opfer der Volkswuth gereiht werden zu können, erfaßte ihn diese Idee mit allen Schauern des Todes; er vergaß unter der Bedrängung derselben seine Umgebung, indem er willen- und widerstandslos sich dem Eindruck des ihm vorschwebenden furchtbaren Bildes, unter Henkershand zu enden, ganz hingab. Es war ein Stadium periodischer Geistesverwirrung, in welche er unwillkürlich versetzt wurde.

Sein blasses, eingefallenes Gesicht zeigte fast plötzlich eine schnell überhandnehmende Spannung seiner Muskeln; seine Augen quollen gleichsam aus ihren Höhlen hervor, sein Blick wurde stier . . . sein ganzer Körper von Fieber geschüttelt.

„Hört! hört! wie sie schreien!“ rief er plötzlich „das gilt mir . . . mir . . . sie wollen mich zum Tode schleppen . . . ha! . . . jetzt . . . da sind sie schon . . . tausend Hände fassen nach mir . . . man zerrt mich durch die Straßen . . . Hohngelächter umrast mich . . . dort . . . dort . . . o Erde, spalte dich, mich zu verschlingen! . . dort ist der Henker unterm Galgen . . . Czetwertinski, Massalski, Ankwitz, Ozarowski schweben in freier Luft . . .

man wirft sie noch mit Steinen . . . und mich . . . mich faßt der Henker . . . über mir die Todten . . . um mich die losgelassene Hölle . . . der Riemen um meinem Hals . . . ich kann nicht sterben . . . ich kann nicht! . . . kann nicht! . . ." Mit einem entsetzlichen Aufschrei stürzte der Graf, als wollte er dem Henker entfliehen, nach der Tiefe des Zimmers, und schlug in voller Länge seines Körpers dröhnend auf den Fußboden nieder.

Die Fürstin und Julian waren so sehr von Dem, dessen sie Zeuge geworden, erschüttert, daß ihnen der Ausdruck des Schreckens mangelte. Der Lakai im Vorzimmer eilte, von dem gellenden Aufschrei und dem dröhnenden Falle herbeigerufen, unaufgefordert ins Zimmer, und hob mit Hülfe Julian's den Grafen, welcher bewußtlos war, vom Boden auf. Von dem Diener erfuhren sie, daß dergleichen Anfälle von Krankheit, wie der Berichtende dieses Verlorengehen seines Herrn in schreckhaften Visionen nannte, bei Demselben nicht selten wären, und nur tiefe ungestörte Ruhe ihn wieder aufrichte. Er bat, sie möchten ihn der letztern überlassen.

„Die Stimme des Gewissens ist eine furchtbare Macht," sagte die Fürstin, indem sie mit Julian das Zimmer verließ; „könnte ihn das verrathene Polen sehen in diesem Zustande entsetzlicher Selbstqual, es würde ihm sein Verbrechen verzeihen."

Als die Nacht niedersank, war bereits alles, die

Aushebung der jungen kräftigen Leibeigenen des Grafen Felix zu Kämpfern für das Vaterland Betreffende mit dem Kastellan, der die Listen der Seelenzahl auf den Gütern seines Herrn der Fürstin vorlegen mußte, geordnet. Mit dem frühesten Morgen sollten Boten nach allen Richtungen ausgesendet werden, um den Befehl an die Bauern, sich im Schlosse einzufinden, in alle Dörfer zu bringen. „Wir werden bis übermorgen hier bleiben müssen," sagte die Fürstin, „aber wir wollen diesen Zeitraum nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Die Güter der übrigen Edelleute sollen gleichfalls ihre Pflicht gegen das Vaterland erfüllen. Sie werden die Aufforderung dazu aus Furcht nicht abschlagen."

Ehe sich Julian von Lodoiska für diese Nacht verabschiedete, sprach er: „Niemand kann heißer wünschen, als ich, daß der Sieg unserer heiligen Sache zu Theil werde, da die Erfüllung des einzigen größten Wunsches meines Herzens, der Besitz Ihrer Hand, Lodoiska, daran geknüpft ist."

„Julian," entgegnete die Fürstin ernst, „stellen wir jetzt, wo ein das Wohl und Glück eines ganzen Volkes geltender Kampf ausgefochten werden muß, nicht unsere Person, unsere Wünsche in den Vordergrund, wir würden uns mit Eigennutz beflecken. Die Selbstsucht ist die Feindin alles wahrhaft Großen und Edlen."

„Lodoiska!" rief Julian enthusiastisch, „Ihnen ge-

hört meine Bewunderung, meine Liebe bis in den Tod!"

Als die Mitternacht über das prächtige Schloß von Zofiowska ihren düstern Mantel breitete, war in den Räumen desselben die tiefste Stille eingetreten, der Schlummer hatte über alles Leben darin seine Hand gebreitet. Die Nacht war nicht ganz dunkel, ein fahles Grau vielmehr, dessen tiefere Tinten mit den finsteren Wolken, welche kurz nach Mitternacht von Westen mit geflügelter Eile heraufzogen, an Ausdehnung wuchsen, lagerte unheimlich auf der ganzen Umgegend. Bald wurde die tiefe Ruhe in der Natur durch immer stärker werdenden Windshauch aufgestört; ferne Blitze zerrissen die sich heraufwälzenden Wolkenschichten, das nächtliche Gewitter schwoll, wie ein fluthender See vom Sturme, seinem Begleiter, getrieben, in rasender Schnelle über dem Schlosse zusammen; tiefe Nacht, dann und wann durch Blitzschein zerrissen, drehte ihre finsteren Kreise über dem stolzen Prachtgebäude.

Geräuschlos zog ein starker Trupp Männer, begünstigt durch den immer lauter werdenden Sturm, dem Schlosse zu. Sie waren mit Flinten, Messern, Sensen und Knitteln bewaffnet, wie es der Zufall gegeben hatte. Als sie unter den das Schloß umgebenden Baumpartien angelangt waren, sammelte ihr Führer sie um sich und sagte leise: „Es konnte uns kein besserer Beistand werden, als eben dieses Wetter. Ja, auch der Himmel hat einen Zahn auf den Herrn Grafen, darum hilft er uns jetzt. Ihr wißt Alles,

wir haben keinen großen Widerstand zu fürchten, bald ist das Schloß mit allen seinen Herrlichkeiten Euer. So reich werdet Ihr im Leben nicht wieder werden. Und habt Ihr's nicht für den Herrn erschunden durch Euren Schweiß? was gab er Euch dafür? die Peitsche. Ihr seid nun die Herren, merkt's Euch. Ihm helfen weder die Russen, noch unsere Landsleute, deswegen ist auch Nichts zu fürchten. Jetzt kommt!" Nach dieser Anrede führte der Mann den Troß vor das Schloß, und stellte ihn zum Angriff auf. Eine kleine Zahl von zehn entschlossenen Burschen nahm er mit sich, um, wie er sagte, ein ihm bekanntes Mauseloch zu suchen, durch das er den Teufel in der eigenen Falle heimsuchen wolle.

Der Donner begann zu rollen, die Blitze mehrten sich. „Wettere nur zu!" rief der Führer, sich mit dem kleinen Trupp längs der Schloßfronte hinbewegend, fröhlich gegen den Nachthimmel; „heute brauchen wir große Musik, Judas hält seine Höllenfahrt."

Eine Viertelstunde später tobte wilder Lärm um das Schloß, Flinten- und Pistolenschüsse knatterten, Fensterscheiben klirrten, furchtbare Beilschläge drohten das Thor in Trümmern zu begraben. Im Innern des Schlosses herrschte eine heillose Verwirrung. Geschrei von allen Seiten, mit dem sich der Ruf: „Feuer! Feuer!" mischte, fand in den Gängen des großen Gebäudes einen zehnfachen Wiederhall, und in dieses Chaos brüllte der Donner hinein.

Ehe man zu dem deutlichen Bewußtsein gelangte, daß man nicht gegen die Macht des Gewitters zu kämpfen habe, sondern gegen eine Bande Räuber, waren schon mehrere der Knechte des Schlosses Opfer dieser Unwissenheir geworden. Die von der Fürstin und Julian mitgebrachten Reiter vertheidigten den Haupteingang ins Schloß; man ahnte ja nicht, daß bereits die Gegner im Innern des Schlosses sich befänden. Als diese Gewißheit jedoch kund wurde, eilte Julian in das Innere zurück, um Lodoiska zu schützen. Aus einem Seitengebäude schlug eine Flammenlohe heraus; sie warf einen grellrothen Schein über den Corridor, welchen Julian nach dem Zimmer der Fürstin entlang eilte. Er hatte denselben noch nicht bis zur Hälfte durchlaufen, als er am Ende desselben ein furchtbares Geschrei hörte, gleich darauf eine Gestalt in weißem Gewande, ein Licht in der Hand, fliehend erscheinen und wenige Schritte hinter ihr eine dunkle Gestalt sie verfolgen sah. Im Scheine des Lichtes hatte er, er glaubte es wenigstens, in der Hand des Verfolgers eine blanke Waffe blitzen sehen. Das Licht, das die fliehende Gestalt trug, war viel zu schwach, um ihn etwas Genaueres unterscheiden zu lassen. Zu gleicher Zeit blendete ihn auch ein starker Blitz so sehr, daß er wie betäubt gegen die Wand rannte. Aber die Angst, die fliehende Gestalt könne Lodoiska gewesen sein, beherrschte ihn plötzlich; er eilte in großen Sprüngen den Corridor entlang;

eine emporführende Treppe mündete unweit des Endes desselben ein; an dieser Stelle waren Beide verschwunden. Von oben herab scholl das Geschrei, ein Zeichen, daß der Verfolger von der fliehenden Gestalt nicht abgelassen. Alle Kräfte aufbietend, jagte Julian die Treppe hinauf, immer dem Schreien folgend, das über ihm tönte. Schon hatte er zwei Treppen hinter sich; auf der dritten lag ein silberner Leuchter, unweit davon eine aus der Dille herausgefallene, noch auf den Stufen brennende Kerze. Julian nahm sich nicht die Mühe, nach dem Lichte zu greifen. In gewaltigen Sätzen raste er hinauf; kühle Luft wehte ihm entgegen. Ein entsetzlicher Hülferuf schlug an sein Ohr . . . in wenigen Sekunden befand er sich auf dem Plateau einer nach der Gartenseite zu auf der Rückseite des Schlosses aus derselben hervorragenden, mit einem Zelttuche überspannten Bellevue oder geräumigen Balcons. Die weiße Gestalt war zu Boden gesunken. Die dunkle des Verfolgers, den ihm ein starker Blitz jetzt zeigte, und in dessen Hand er im Blitzfeuer einen Dolch erblickte, schien nach der Treppe zurückzutaumeln. In dem Wahne, Lodoiska, die weiße Gestalt am Boden, sei gemordet, erfaßte er den Taumelnden im Genick, und rannte mit ihm nach dem den freien Raum einschränkenden Eisengeländer. Jede Kraftanstrengung des Angegriffenen war vergebens; mit gewaltigen Fäusten erfaßte ihn Julian, und schleuderte ihn über das Geländer; aber die Todesangst hatte Jenem

das krampfhafte Festhalten des Polyps verliehen. Mit seinen beiden Händen klammerte er sich an den Aermel Julian's an, und riß ihn durch die Wucht seines freischwebenden Körpers fast mit ihm über das Geländer hinüber. Eben wollte Julian sich durch einen Faustschlag von ihm befreien, als ein gewaltiger Blitz die ganze Gegend in Flammen zu setzen schien.

„Julian! . . .“ Mit dem Namen stürzte Jener in die Tiefe; starke Donnerschläge machten den Fall seines Körpers unhörbar, aber Julian stand erstarrt von einem ungeheuren Entsetzen. Auch ihn hatte das Licht des Blitzes das aufwärts nach ihm gewendete Gesicht seines Opfers erkennen lassen . . . es war Adam Stiaska.

Das Gewitter schien mit dem furchtbaren Blitze und dem scheinbar Alles zertrümmernden Donnerschlage seine Kraft erschöpft zu haben; die finstere Wolkenschicht entladete sich in einem rauschenden Regenstrome. Der ihm ins Gesicht schlagende Regen ermunterte ihn aus der Betäubung des Entsetzens, er wendete sich zurück und hörte die weiße Gestalt stöhnen: „O Herr mein Gott, laß mich nicht untergehen in meiner schweren Sünde!“

Es war der Graf, nicht Lodoiska. Julian richtete ihn auf. Bei dieser Bemühung fühlte er neben Demselben einen menschlichen Körper liegen. „Himmel und Erde! wer liegt hier?“ rief er erschrocken.

„Meine Gemahlin . . . der Stoß des Mörders traf

sie . . . ich sah es beim Leuchten des Blitzes," lallte der Graf, und dann mit beiden Händen sein Haar raufend, schrie er verzweiflungsvoll: „Kain! Kain! . . . weder Blitz noch Dolch darf mich treffen . . . zehntausendmal ärger als Kain, der nur den Leib des Bruders tödtete, mordete ich den Geist meines Volkes! . . . o, aller Flüche Fluch auf mich, den Mörder meines Volkes!"

Während so Gräßliches in dieser hohen Region des Schlosses sich begab, hatte der strömende Regen dem Kampfe in den unteren Räumen ein schnelles Ende gemacht; die die Fronte des Schlosses Angreifenden, welche nicht zu ihrem Ziele gelangt, da die Säbel und Pistolen der Reiter ihnen einen unerwarteten Widerstand leisteten, flohen unter dem Schutze der Regengüsse und der Nacht, ihre Todten und Verwundeten zurücklassend. Im Innern wurden die unter Adam Stiaska's Führung Eingedrungenen bald überwältigt, und das angelegte Feuer im Seitengebäude durch schnelles Zusammengreifen aller Kräfte erstickt. Adam, von Rache gegen seinen ehemaligen Herrn erfüllt, war der Aufwiegler der Bauern in der Umgegend gewesen. Diese Nacht hoffte er den einzigen Wunsch seines Lebens zu befriedigen, den Grafen unter seiner Hand sterben zu sehen. Voll Mordgier in dessen ihm wohlbekanntes Schlafgemach eindringend, hatte er den Verdruß, daß der Graf ihm entsprang. Unfehlbar wäre der Letztere auf der Bellevue das Opfer seiner Rache geworden, wenn nicht

in demselben Augenblicke, als Adam mit dem Dolche nach ihm stieß, die Gräfin, die wahrscheinlich hier oben seit ihrem Verschwinden die Zeit zugebracht hatte, zwischen Beide getreten wäre. Der Todesstoß traf ihre Brust; lautlos stürzte sie zu Boden. Adam, von Grauen bei dieser plötzlichen Erscheinung, die der Schein des Blitzes vor seine Augen führte, befallen, taumelte rückwärts, wo er von Julian ergriffen wurde.

Am nächsten Morgen fand man seinen zerschmetterten Körper auf dem Steinpflaster.

Von nun an war die Schwermuth des Grafen unheilbar. Als ihn nach drei Tagen die Fürstin verließ, nachdem der Leichnam der Gräfin zur Gruft gebracht worden war, hatte er kein Abschiedswort für sie. Er glich einem Menschen, dem die Seele und somit das Empfindungsvermögen geraubt worden ist.

An der Spitze von einem halben Tausend rüstiger, freilich sehr bunt und nothdürftig bewaffneter junger Landleute zog die Fürstin zurück, dem Schauplatz der Kämpfe zu. Auf dem Wege bis dahin sammelte sie noch einmal so viel kampflustige Männer, welche, begeistert von ihrem patriotischen Aufrufe, von ihrer Schönheit und Freigebigkeit, ihr und dem Vaterlande Treue bis in den Tod geschworen.

6.

Der kurze Petersburger Sommer war lange schon vorübergerauscht, der Winter mit seinen kurzen Tagen und seinen eisigen Lüften hatte sich wieder eingestellt, und die Wellen der Newa schlummerten unter starrer Eisdecke. Die Geselligkeit, begünstigt durch die langen Abende, breitete wieder ihr Scepter über die vornehmen Kreise der Petersburger haute volée, und der Winterpalast sah abermals den Glanz der Hofhaltung Katharina der Zweiten.

Nie war diese Herrscherin heiterer gewesen, als eben in den Winter-Anfangstagen des Jahres 1794. Nichts fehlte ihr, als zwanzig Jahre ihres Alters weniger, um die geistige Anmuth, durch die sie Alle, welche ihr nahen durften, zu entzücken wußte, auch durch körperliche Grazie unterstützen zu können; aber eben darin liegt die unbestechbare Gerechtigkeit des Himmels, welcher die große Kluft, die in den Lebensverhältnissen der vom Schicksal Bevorzugten und der vom Glücke Verlassenen sich kundgiebt, durch gleiche Mängel und Gebrechen, durch gleiche vergebliche Wünsche und gleiches Versagen derselben auszugleichen weiß. Die prächtige Katharina war nur noch eine durch Kleider hübsch ausstaffirte weibliche Ruine; im Verlauf eines Jahres hatten sich so viele Mängel in ihrem körperlichen Gesundheitszustand eingestellt, daß sie alle

Ursache hatte, zuweilen an den Tag zu denken, an welchem diese körperliche, gebrechlich gewordene Maschine zum Stillstehen gezwungen sein werde. Ehedem hatte ihr zierlicher Fuß Bewunderung erweckt; jetzt suchte sie denselben durch lange Schleppproben zu verhüllen, denn die Zierlichkeit hatte sich in Unförmlichkeit verwandelt. Ueberhaupt war sie nicht mehr im Stande, sich lange stehend zu erhalten. Die oft unmäßig angeschwollenen Beine versagten ihr den Dienst, weswegen sie sich stets des Rollstuhls bedienen mußte. Die Rathschläge ihrer Aerzte blieben alle wirkungslos; doch behielt Katharina ihren guten Humor, ja, ihr heiterer wohlwollender Sinn schien sich noch mehr zu steigern. Manche sagten deshalb, sie überbiete sich selber, sie wolle froh scheinen, um nur nicht traurige Gesichter, verstimmte Gemüther um sich zu sehen.

Es mochte an dieser Anschauung immerhin etwas Wahres sein, denn eine Frau von solchem Geist konnte unmöglich wünschen, dem Kummer ein Recht vor der Zeit eingeräumt zu wissen. Daß sie öfters an das Ende dachte, zeigte sich sogar in ihren Scherzen mit Leon Natischkin, ihrem ersten Hofnarren, dessen Taschen immer voll Spielzeug waren, und dem sie stets dasselbe abzuhandeln wußte. Sie sagte einst zu ihm: „Leon, ich glaube, wir selbst sind nicht viel Anderes in den großen Taschen des Schicksals, als dieses Spielzeug in Deinen kleinen Taschen. Wir zerbrechen eben so leicht wie dies, und

werden wir ja alt, nun, so haben wir das Unglück, mit jedem Tage unscheinbarer zu werden. Ach, ich werde Manchen dort treffen, der den Spaziergang vor mir gemacht hat. Auf Einen freue ich mich ganz besonders, es ist der zweite Joseph von Oesterreich, von dem Friedrich der Große sagte: Er thue den zweiten Schritt immer eher als den ersten. Dieser gute Oesterreicher machte, als er auf meine Einladung den zweiten Grundstein zur Stadt Ekatherinoslaw *) gelegt hatte, bei seiner Nachhausekunft in Wien den Witz auf mich: ich hätte den ersten, er den letzten Stein zu einer Stadt gelegt, was eben so viel bedeutet, als: diese Kaiserin fängt Vieles an und beendet Nichts. Wie wird er sich wundern, wenn ich ihm sage, daß ich doch eins angefangen und auch beendet habe, eine lange Laufbahn als Kaiserin des größten Reiches der Erde."

In der That häuften sich gegen das Lebensende der Kaiserin die ihre vieljährige Regierung auszeichnenden Glücksereignisse; jeder Tag brachte ihr Kunde aus Polen von den Siegen ihrer Armee, und es war nur natürlich, daß sie deshalb auch alle Ursache hatte, heiter zu sein.

Petersburg hatte bereits viele Festlichkeiten gesehen, welche zur Feier des Sieges der Russen über die Polen unter Kosciuszko bei Macziewice veranstaltet worden waren;

*) Bei Gelegenheit der Reise der Kaiserin nach Taurin, wo Joseph II. sie begrüßte.

jetzt erwartete man den Fall der polnischen Hauptstadt. Jeder Courier konnte diese freudige Nachricht bringen, und die Kaiserin hoffte auf Nichts sehnlicher als auf diese Kunde.

Fast mit gleicher Aufmerksamkeit verfolgte sie die Vorgänge in Frankreich, sie verursachten ihr jedoch stets ein sehr widerwärtiges Gefühl. Ihr kluger Geist erkannte klar, daß das Reich der Ideen von unbesiegbarer Macht sei, gegen welche alle Kanonen der Welt Nichts auszurichten vermögen. Es war ein häßliches, banges Gefühl für sie, dieses Rußland, gehütet vor jedem Hauche freisinniger Anschauung, wie ein Kindlein vor dem Anwehen eines rauhen Lüftchens, dereinst von denselben Ideen sich beseelt zu denken, die jetzt in Frankreich solch einen furchtbaren Umschwung der Dinge hervorgerufen hatten. Was war dann die Macht der Czare, wenn die Freiheit Platz griff in den Gemüthern des schwer ins Joch gedrückten Volkes? Lächerlich war der Eifer des Hofes von Petersburg gegen die Gräuel des Königsmordes in Frankreich. Gab es denn ein Land in Europa, wo mehr Blutthaten gegen seine Herrscher die Bücher der Geschichte füllten, als dies in Rußland der Fall war? Freilich waren diese Verbrechen andern Ursprungs als die in Frankreich Geschehenen. Nicht das russische Volk, sondern die russischen Großen zeichneten sich in dieser Beziehung aus.

Eines Tages empfing sie vier Parteien zur Audienz,

welche den sonderbarsten Contrast gegen einander darstellten. Es war der Herzog von Richelieu, ein persischer Gesandter, der kalmückische Abgeordnete und ein alter russischer Narr. Ein großer Theil ihres Hofstaates war dabei gegenwärtig, denn die Czarin liebte Schauspiele dieser Art aus Grundsatz, weil sie ganz dazu taugten, den Anwesenden den Umfang der kaiserlichen Macht ins Gedächtniß zu prägen. Richelieu küßte ihr mit französischer Zierlichkeit die Hand, der Perser mit orientalischen Geberden; die Kalmucken warfen sich vor ihr auf den Boden, und der alte Russe, den ihr Saltykow angelegentlichst empfohlen, weil er für sie sehr inbrünstig gebetet habe, kniete, und verdrehte die Augen andächtig zum Himmel. Der fromme Beter erhielt zur Belohnung den Ritterschlag von der Kaiserin Hand, und der Zweck dieser feierlichen Audienz wäre somit erfüllt gewesen, wenn nicht Zubow wie toll in den Saal hereingestürmt wäre; das Knie vor der Kaiserin gebeugt und ihr eine Depesche überreichend, rief er laut: „Ehre und Ruhm unserer Mutter Katharina! Warschau ist unser!"

Eine ungeheure Bewegung gab sich in den Mienen aller Anwesenden kund; einige Sekunden später erscholl der einstimmige Ruf: „Es lebe die Kaiserin!" Der Jubel war so groß, daß man sich gegenseitig in der Freude umarmte; die Etikette, welche sonst nie dergleichen Ausdrücke der Stimmung in Gegenwart der Monarchin

erlaubte, verlor auf einige Augenblicke ihre Spannkraft. Die Kaiserin erhob sich von ihrem Thronsessel, neigte freundlich ihr Haupt gegen die Versammlung, die sogleich wieder das tiefste Schweigen beobachtete, brach dann das Siegel auf und las laut:

„Hurrah! Praga! Suwarow!

In diesen drei Worten lag das Schicksal Polens ausgesprochen. Suwarow's seltsame lakonische Manier gefiel sich in derlei Meldungen seines Siegerglückes. Mit Praga war natürlich auch Warschau gefallen, Jeder wußte das. Wie hätte sich die polnische Hauptstadt nach dem Falle ihrer Festung halten können! Man stattete der Kaiserin die lebhaftesten Glückwünsche ab, und eilte dann nach geschlossener Audienz aus dem kaiserlichen Palaste, um die Nachricht dieses großen Ereignisses überall zu verkünden, während die Kaiserin den als Courier dieser Siegesbotschaft überbringenden Adjutanten Suwarow's in ihrem Wohnzimmer und von ihren Ministern umgeben empfing, um die Details dieses großen, entscheidenden Schlages auf Polen zu vernehmen.

Bald verbreitete sich die Kunde von den genaueren Umständen bei der Einnahme Praga's, der Festung Warschaus, in allen Kreisen Petersburgs. Wenige Tage später brachte ein zweiter Adjutant Suwarow's die Nachricht, daß sich die polnische Hauptstadt am 9. November ergeben habe. Der Hof schwamm in einem Wonnemeere.

Fast alle Koryphäen der polnischen Erhebung waren in russische, preußische oder österreichische Gefangenschaft gefallen, und man erwartete in Petersburg stündlich die Ankunft der Transporte dieser vom Glücke Verlassenen. Sie erfolgte endlich meist bei Nachtzeit; die Petersburger Festung nahm einen großen Theil Derselben auf, nur Kosciuszko wurde schwer verwundet in den Palast des verstorbenen Grafen von Anhalt gebracht, wo ihm ein Major zur Wache gegeben wurde. Vielleicht war es die heitere Stimmung der Kaiserin über diese glückliche Erfüllung ihres Wunsches, welcher Kosciuszko solche günstige Gefangenschaft verdankte, keiner seiner Kampfgenossen und Freunde erfreute sich solcher Auszeichnung. Man war bemüht, den polnischen Feldherrn vor den Augen der Welt als einen zu dem Kampfe gegen Rußland Verführten darzustellen, weshalb man ihm ein aufmerksames Mitleid widmete. Während preußische und österreichische Festungen andere im Kampfe, oder auf der Flucht gefangene hervorragende Insurrectionshäupter bargen, befand sich die russische Hauptstadt in einem Taumel des Vergnügens, besonders als die Nachricht von der Ankunft Suwarow's sich daselbst verbreitete. Er war der Mann des Tages, den man durch alle nur denkbare Ovationen zu feiern sich gedrungen fühlte, und gewiß konnte man die Neugier, diesen Helden zu schauen, welcher in seinem Aeußern, seinem Benehmen und seiner Lebensweise ein wahres

Mirakel von Seltsamkeiten war, Niemand übel deuten, denn dergleichen auffälliger Erscheinungen, wie Suwarow, giebt es nicht viele in einem Jahrhunderte.

Er war derselbe wunderliche Russenfeldherr, welcher am Vorabend des Sturmes auf die Festung Ismail zu seinen Soldaten sagte: „Morgen früh, eine Stunde vor Tage, werde ich aufstehen, werde beten, mich waschen, mich anziehen, und werde dann krähen wie ein Hahn, und man stürmt nach meiner Disposition!“ In der That hatte er bei Tagesanbruch mitten im Lager wie ein Hahn gekräht; seine Russen stürmten, und das Ergebniß dieses Tages war die Niedermetzelung von 33,000 Türken und der Einnahme von Ismail. — Man wußte sich eine Menge Sonderbarkeiten von diesem Feldherrn zu erzählen, dessen plumpe Manieren dem Soldaten Zutrauen einflößten, und welcher die Narrheit eines Barbaren, die nichts Drolliges hat, zur Schau zu tragen pflegte. In allen Gesellschaften erzählte man sich von seiner merkwürdigen Lebensweise. Jeder wußte etwas Sonderbares als Beitrag zu liefern. Dieser Held, der in einem sehr gebrechlichen Körper den blutgierigen Instinct eines Tigers verbarg, pflegte sich Abends sechs Uhr niederzulegen, um zwei Uhr des Morgens aufzustehen, sich in kaltes Wasser zu werfen, sich einige Eimer voll über den nackten Körper gießen zu lassen und um acht Uhr früh sein Mittagsbrod zu genießen, das, wie sein Frühstück, aus Branntwein und groben

Soldatenspeisen bestand, eine hinlängliche Ursache, daß Jeder vor der Ehre, von ihm zur Gasterei geladen zu werden, zitterte. Eine solche Tafelfreude brachte stets eine wiederkehrende Lächerlichkeit, denn mitten in der Mahlzeit erhob sich einer seiner Adjutanten, und verbot ihm mehr zu essen.

„Auf wessen Befehl?" fragte Suwarow. „Auf Befehl des Feldmarschalls Suwarow selbst," war die Antwort. „Man muß ihm gehorchen;" mit diesen Worten verließ Suwarow die Tafel. Ganz derselbe Fall von Gehorsam gegen seine eigenen Befehle ereignete sich, wenn er spazieren zu gehen oder irgend etwas Anderes zu thun beabsichtigte.

Aus Warschau war bereits so manche Meldung von den Wunderlichkeiten Suwarow's nach Petersburg gelangt. So wußte man von der Possenhaftigkeit, die er trieb, wenn preußische und österreichische Officiere ihm zugleich aufwarteten. Sorgsam erkundigte er sich vorher, welche in größerer Anzahl da seien, die Preußen oder die Oesterreicher. Je nach dem Ergebniß dieser Forschung schmückte er sich mit dem schwarzen Adlerorden, oder mit einem Bilde des österreichischen Kaisers, hüpfte mit beiden Füßen auf einmal in das Empfangszimmer mitten unter die seiner harrenden Officiere, ließ die Osterreicher ihres Kaisers Bild küssen, und sagte zu den Preußen: „Euer König liebt mich, ich bin Suwarow."

Eines Decemberabends kam Petersburg in große Aufregung. Suwarow war im taurischen Palast angelangt. Die Minister hatten ihn im Namen Katharina's empfangen, und der ehemalige Ofenheizer Kammerherr Schkurin, als Director der kaiserlichen Garderobe, ihm als erstes Gunstzeichen der Czarin eine prachtvolle Feldmarschallsuniform überreicht. Schkurin war tief gerührt von den tausenderlei Grimassen, welche Suwarow in seiner Ehrfurcht machte, das Kleid liebkoste, küßte, Kreuze darüber schlug und, indem er es sauber aufhob, ausrief: „Ach, ich wundere mich nicht, daß man dem kleinen Nicolaus Saltykow (Kriegsminister) Nichts dergleichen giebt, es wäre zu schwer für ihn."

Noch an demselben Abende durchlief die Kunde dieser Exclamationen des berühmten Ankömmlings viele Kreise der hohen Gesellschaft, und man war auf morgen, wo Derselbe große Audienz bei Hofe haben sollte, gespannt. Jedenfalls gab es bei dieser Gelegenheit etwas im Stillen zu lachen.

Der ganze Hofstaat hatte sich versammelt, Jeder wünschte Zeuge dieser Präsentation zu sein. Endlich kam Suwarow.

Die Kaiserin sendete ihm als höchste Auszeichnung ein Paar Cavaliere und zwei Damen vom ersten Range, sogenannte Portraitdamen, weil sie das in Brillanten gefaßte Bild der Kaiserin am blauen Bande tragen durften,

bis an die Eingangsthür in den Saal entgegen. Kaum erblickte der Generalfeldmarschall Katharina's Bild auf dem Busen der Damen, als er sie auch sogleich umarmte, die Bilder küßte, Kreuze schlug und Kniebeugungen machte. Ehe er bis an die Stufen des Thrones gelangte, wiederholte er dieses seltsame Manöver noch mehrmals, theils zum Schreck für einen Theil der Anwesenden, theils zum geheimen Gaudium für den andern Theil Derselben.

Die Kaiserin schien von diesem Ehrfurchtsmanöver ihres Generalissimus wenig erbaut zu sein, man konnte ihr das Erstaunen darüber ansehen; indeß sie verrieth durch keinen Laut, wie unpassend ihr sein Benehmen erscheine. Man sah in dem berühmten Krieger einen kleinen Greis von schmächtiger, zusammengeschrumpfter Gestalt, die indeß von seltener Geschmeidigkeit war, denn er pflegte sehr selten langsam zu gehen, sondern hüpfte öfters auf einem Fuße, lief Trab oder machte gelegentlich Bockssprünge. Wer leicht zum Lachen geneigt war, hatte Mühe, diese Neigung zu bekämpfen, denn die dünne, zusammengeschrumpfte Gestalt Suwarow's nahm sich außerordentlich komisch in der sie umschlotternden Prachtuniform aus; unter anderen Umständen hätte man ihn für einen Schauspieler gehalten, welcher sich nie in ernste Rollen geschickt, jederzeit nur travestirte Figuren dargestellt hat, denen das lachlustige Publicum reichen und gerechten Applaus zollt. Hatte Suwarow schon dem Bilde der Kaiserin große

Ehre erwiesen, so steigerte sich seine Ehrfurcht vor der wirklichen Person Derselben bis zum möglichst höchsten Grade. Er hielt kniend an Katharina eine Anrede, deren Ende in den Worten bestand: „Mutter, laß mich gegen die Franzosen marschiren!“

Die Kaiserin sah sich gedrungen, die große Präsentation des Generalissimus so schnell als möglich zu beenden, da sie fürchten mußte, sein Enthusiasmus werde ihn zu noch mehr Ungereimtheiten hinreißen. Um ihn jedoch in den Augen der Anwesenden durch Auszeichnung über alle Lächerlichkeit zu erheben, sagte sie wohlwollend: „Generalfeldmarschall, wir betrachten diesen Tag, wo wir Dich, den Liebling des Kriegsgottes, an unserm Hofe sehen, für einen der angenehmsten unserer Regierung. Wir nennen Dich mit Stolz unsern rechten Arm, und sind überzeugt, daß jeder gute Russe unsere Meinung theilt. Die Zeiten sind von der Art, daß wir, so schmerzlich es uns ist, Dir die wohlverdiente Ruhe in Deinen alten Tagen nicht gönnen können, sondern Dich, mit dem Degen in der tapfern Faust, als Hüter der Macht unsers heiligen Rußlands gebrauchen müssen. Ein Mann wie Du lebt und stirbt im Dienste des Vaterlandes. Das ist seine Ehre, sein Glück, der Segen des Volkes, dem er angehört.“

Suwarow jauchzte laut auf, bekreuzte sich und machte eine Menge Kniebeugungen. Die Kaiserin erhob sich, reichte ihm die Hand zum Kusse und sprach dann:

„Begleite uns, Generalfeldmarschall. Wir wünschen über Vieles, was uns sehr interessirt, ausführliche Mittheilung von Dir.“

Somit war die große Audienz geendet. Die Kaiserin begab sich, von Suwarow begleitet, in ihre Zimmer, während das hoffähige Publicum sich zerstreute. Man hatte den Wink Katharina's, dem Generalfeldmarschall möglichst hohe Ehren zu erzeigen, wohl verstanden, indem Jeder sich beeiferte, den Genannten als einen vom Himmel für Rußland gesendeteu Gideon zu preisen. Nur in den engeren Zirkeln erlaubte man sich, über die Eigenthümlichkeiten dieses modernen Gideon's zu lächeln. Unterdeß stand dem Gepriesenen und heimlich Belächelten eine Ueberraschung in den Zimmern der Kaiserin bevor, welche er allerdings nicht erwartet hatte. Nur Zubow allein war der Kaiserin und ihm gefolgt.

„Suwarow,“ sagte die Kaiserin, „ich wünsche Dich und Deinen Namen nach Kräften auszuzeichnen. Dein Sohn ...“

„Ich habe keinen, nein, nein, Mutter, ich habe keinen Sohn, nur ein kleines Mädchen habe ich. Es war eine sehr ärgerliche Angelegenheit mit meiner Frau, daß ich einen Sohn anerkennen soll, dessen Vater ...“

„Du bist,“ nahm ihm die Kaiserin das Wort. „Es ist so und nicht anders, und weil er Dein Sohn ist, habe ich ihn zum Gardeofficier ernannt. Es wird Dir Freude

machen." Sie öffnete das Nebenzimmer, und ein junger, schlanker Officier in der prachtvollen Uniform der kaiserlichen Garde trat herein, welcher ihm die Hand küßte und ihn um seine väterliche Liebe bat.

Suwarow, immer ergeben in den Willen der Monarchin, sagte zu Zubow: „Hm, die Kaiserin will, daß ich einen Sohn haben soll; nun gut, aber ich wußte Nichts davon." War es die große Auszeichnung, die ihm zu Theil geworden war und sein Herz wohlwollend gemacht hatte, oder wirkliches Gefallen an dem jungen, schlanken Manne, kurz, in wenig Minuten war er in eine sehr lebhafte militairische Unterhaltung mit Demselben verwickelt, welche von der Kaiserin durchaus nicht gestört wurde. Der Gegenstand dieser Unterhaltung war — der Bayonnettangriff, in dem er seine Soldaten persönlich und zwar auf dreierlei Art zu üben pflegte.

„Wenn ich commandire: Marschirt auf die Polen los! so stößt der Soldat mit dem Bayonnett einmal zu; commandire ich: Marschirt auf die Preußen los! so stößt er zweimal; aber ... paßt auf jetzt ... commandire ich: Marschirt auf die verfluchten Franzosen los! so muß der Soldat zweimal zu-, und das dritte Mal sein Bayonnett in die Erde stoßen und darin umwenden," erklärte der Generalfeldmarschall mit vieler Befriedigung, und wendete sich sogleich mit der wiederholten Bitte: „Ach, Mutter, laß mich gegen die Franzosen marschiren," an die Kai-

serin, die, indem sie nach einer andern Thür ging, lächelnd antwortete: „Heute noch nicht, heute mußt Du Vater sein."

Aus dem von Katharina geöffneten Nebengemache trat ein junges Mädchen in der Kleidung eines kaiserlichen Ehrenfräuleins heraus. „Deine Tochter Feodora," sagte die Kaiserin, Diese ihm zuführend.

„Ah! ... Ah!" Der Feldmarschall schien vor Ueberraschung Nichts weiter äußern zu können. Die junge Dame, nicht übel von Gesicht, bewährte jedoch sogleich den Ruf der großen Einfalt, den sie sich bereits zu ihrem Nachtheil in den wenigen Wochen ihrer Hofcarrière erworben hatte, indem sie, nach dem Handkusse, ausrief: „Ach, Papa, Du bist recht groß geworden, seit wir uns nicht sahen." Im Französischen wäre das ein hübsches Wortspiel gewesen, allein im Russischen war es eine sehr starke Albernheit.

Der Feldmarschall zeigte sich von diesem Ausdruck der Wiedersehensfreude seines Kindes ein wenig verblüfft, die Kaiserin, zu wohlwollend, um ihn einer Verlegenheit ausgesetzt sein zu lassen, welche ihn mit Scham erfüllen mußte, rief lebhaft: „Ja, ja, Suwarow, Deine Tochter hat sehr recht, Du bist, seit wir uns nicht sahen, recht groß geworden an Ruhm, und es macht mir Sorge, wie ich Dir im Namen Rußlands, daß stolz auf Dich ist, den

würdigsten Dank ausdrücken soll. Sage, hast Du einen Wunsch, welchen Du erfüllt sehen möchtest?"

Der alte Scythe, bei dem der unangenehme Eindruck, den die Einfalt seiner Tochter auf ihn gemacht hatte, durch die Güte und das Lob Katharina's gänzlich verwischt war, besaß in der That wenig Wünsche. Trotzdem, daß er von den grausamsten Metzeleien, die unter seinen Augen vorgegangen waren, wo der Tod dem Leben va banque! zurief, und die größtmöglichste Zahl von Leichnamen und verstümmelten Menschenleibern den Sieg entschied, nicht zu irgend einer Gefühlsrührung bewegt wurde, konnte er sich doch einer seltenen Uneigennützigkeit und sogar Großmuth rühmen, indem er die Geschenke der Kaiserin theils ausschlug, theils unter seine Umgebungen austheilte. Wie alle Russen, war auch er gutmüthiger Natur, schenkte Denen, die ihn um ihr Leben anflehten, oft dasselbe, und reichte Armen gern Almosen, da er selbst das Geld nicht besonders achtete. Auf die Frage der Kaiserin ließ er ein kurzes Schweigen folgen, dann sagte er: „Wenn ich also noch nicht gegen die Franzosen marschiren soll, so hätte ich 'was Anderes zu bitten, aber nicht für mich, denn Du, unsere liebste Mutter, hast mir ja Alles, ja zu viel schon gegeben."

„Im Voraus sei Deine Bitte gewährt, für wen sie auch sein mag," entgegnete Katharina.

Suwarow sprach: „Du bist zu gut. Ich möchte

Gnade für eine Dame, die, wie mir gesagt worden ist, bei Dir, Mutter, sonst sehr gut gestanden. Pah! ich führe nicht mit Weibern Krieg, aber ich sage doch, es giebt auch welche darunter, die ... die sich sehr gut schlagen."

Auf die Frage der Monarchin, wie dies zu verstehen sei? erklärte er, er habe den Befehl ertheilt, eine Dame, die verwittwete Fürstin Galizin, welche man wenig Tage vor seiner Abreise von Warschau verwundet in der Hütte eines Bauers gefunden habe, nach Petersburg zu transportiren. Sie habe sich als Führerin eines Freicorps durch Muth und Kühnheit ausgezeichnet, und wenn auch als Feindin, verdiene sie immerhin Berücksichtigung und Gnade.

Die Kaiserin schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Ich habe Dir mein Wort gegeben ... das ist genug."

Die Heiterkeit Katharina's war auf eine Weile verschwunden; ein Gedanke schien sie zu beunruhigen, dem sie endlich gegen Suwarow Worte lieh. „Ich glaubte, Polen so zu unterwerfen, daß es nie wieder gegen uns sich erhebt; aber ich fürchte, diese Hoffnung wird sich schlecht bewähren. Diese Nation ist von einem Geiste beseelt, der nicht so leicht zu zähmen sein dürfte, als ich vermeinte. Sie besteht aus Patrioten und Verräthern; man sollte glauben, die Unterwerfung der Ersteren müsse leicht werden, weil die Zahl der Letzteren groß ist; doch nur wenige von ihnen treiben ihren Verrath so weit,

daß sie ihre polnische Abstammung ganz vergessen. Die Fürstin Galizin giebt mir den schlagendsten Beweis, daß kein Band der Freundschaft und Anhänglichkeit sie abhalten kann, an Polen zu denken und sich für dasselbe zu opfern.“

Suwarow äußerte darauf, daß für jetzt, nach so schwerem Schlage, nicht sobald eine abermalige Erhebung Polens zu fürchten sei. Uebrigens würde Rußland einen unermeßlichen Vortheil errungen haben, wenn es allein der Sieger gewesen wäre, weil dann das besiegte Land auch ihm allein zufiele.

Ein flüchtiges Lächeln überlief das Gesicht der Kaiserin. „Wie kurzsichtig Du bist!“ entgegnete sie. „Der Westen Europa's drohte allen Königen. Rußland bedarf eines Schutzes nach außen gegen diese Gelüste des Westens. Jetzt ist es noch ein Kind, das gern Alles in seinen Bereich zieht, was es sieht, was in seiner Umgebung ist. Die Nachbarn würden dem Umsichgreifen des Kindes jedoch schnell einen Damm setzen, wenn man nicht auf Mittel gedacht hätte, sie zu beschwichtigen. Indem Rußland mit ihnen zweimal schon Polen theilte, machte es sie schweigen; eine dritte Theilung Polens macht sie vollkommen zu Bundesgenossen für immer. Es ist eine That, die alle Drei unauflöslich an einander bindet. Weder Preußen noch Oesterreich kann hinfort im Ernst beabsichtigen, einen Krieg gegen Rußland zu beginnen; eben so wenig Rußland

gegen Oesterreich oder Preußen. Polen ist für Beide eine offene Wunde, und jeder von ihnen hätte als Angreifer die Macht zweier Bundesgenossen zu fürchten, und ... eine polnische Revolution mit allen daraus entspringenden Folgen obendrein. Es ist ein politisches Exempel, dessen richtiges Facit meine Enkel oder Urenkel erst erkennen werden. Das klare Wasser der Newa ist ein Stärkungsmittel ohne Gleichen für diplomatische Augen."

„Ja, Du bist Rußlands Mutter, unsere Kaiserin, unsere Vorsehung!" rief Suwarow überrascht von diesem Calcul, dessen Richtigkeit nicht wegzuläugnen war.

An den nächstfolgenden Tagen hatte Petersburg mehrere Male das Vergnügen, den Generalfeldmarschall durch die Straßen laufen und der hinter ihm drein folgenden sich immer mehr vermehrenden Schaar Kinder Aepfel aus seinen weiten Taschen zuwerfen zu sehen, wobei er der lustigen, sich um die Aepfel balgenden Jugend im heitersten Humor zurief: „Ich bin Suwarow, ich bin Suwarow!"

Während dieser berühmte Mann in der Hauptstadt Rußlands Triumphe auf eigenthümliche Weise feierte, lag Polen, erschlagen von der Uebermacht seiner Feinde, eine stumme Leiche unter deren Druck.

Die Wage des Sieges hatte sich bald für, bald gegen die Polen entschieden. Die Russen schlugen sich mit derselben Tapferkeit wie ihre Gegner; den Ausschlag

für die kriegerischen Erfolge gab jedoch das Herbeikommen Suwarow's, der, zu Anfang des Septembers mit seinem Armeecorps noch an den Grenzen der Türkei stehend, von der Kaiserin den Befehl erhalten hatte, sich unverzüglich gegen Warschau zu wenden, um den Mittelpunkt der Insurrection zu erobern.

Suwarow's Glück und der Unglücksstern, welcher die polnischen Generale während der Dauer dieser Insurrection durch eine Menge von Zufällen, falschen Nachrichten u. s. w. in wichtigen Momenten mit Verwirrung schlug, so daß all' ihre Tapferkeit nicht den rechten Vortheil herbeiführte, machte es dem General Kosciuszko nöthig, alles Mögliche zur Erreichung eines Sieges aufzubieten, durch den die eine Hälfte der russischen Armee unter General Fersen auf's Haupt geschlagen würde. Es blieb für die Polen eine schwere Aufgabe, die Stirn einer Masse von Feinden zu bieten, welche kampfgewöhnt und mit Allem versehen waren, was zu einem Feldzuge erforderlich war. Während General Dombrowski in Südpreußen gegen die Preußen mit Glück kämpfte, häuften sich die Unfälle der Polen im Kampfe gegen die Russen. Die Oesterreicher hatten gleichfalls die Grenzen überschritten, und diese dritte Feindesmacht war nicht weniger zu fürchten. Der 10. October sah bei dem Dorfe Macziewice, 20 polnische Meilen von Warschau, eine der denkwürdigsten und verhängnißvollsten Schlachten in Polens Annalen.

Kaum tagte der Morgen, als der Kampf entbrannte. Tapfer wiesen die Polen den überlegenen Feind drei Mal zurück, allein der Tod raste auch durch ihre Reihen als Würgengel. Vergebens hoffte Kosciuszko, der die Kräfte seiner Soldaten in dem ungleichen Kampfe ermatten sah, auf die Ankunft des Generals Poninski; Dieser blieb aus, und das Resultat war bald vorauszusehen, wenn nicht noch eine glückliche Wendung erzielt wurde. „Warschau! Rache!“ war das Feldgeschrei der Russen; „Sieg oder Tod!“ der Polen Antwort. Der letzte Sturm der Russen war so fürchterlich, daß die Polen wankten, flohen. Drei Pferde wurden Kosciuszko unter dem Leibe erschossen. Mit Hülfe seines Freundes Julian Niemczewicz schwang er sich auf ein viertes, sprengte seiner fliehenden Reiterei nach, um sie zurück auf das Schlachtfeld zu führen. Im Eifer verfehlte er den Weg und stürzte, über einen Graben setzend, mit seinem Pferde. Alles war verloren. Sich aufraffend, eilte er, betäubt von dem Sturze, zu Fuße fort. Da er einem gemeinen Manne so ähnlich, wie ein Ei dem andern aussah, denn er trug einen weißen, krakauischen Bauernrock mit schwarzen Schnüren, eine violette Weste, einen runden Hut und den Säbel über die Schulter gehängt, so jagten ihm Kosaken nach, um ihn zu tödten. Ein Lanzenstich in den Rücken, ein Säbelhieb, den ihm ein geborener, im russischen Heere als Lieutenant dienender Pole Postuchowski, über den Kopf versetzte, warfen ihn zu

Boden. Kosaken fielen über ihn her, ihn zu plündern. Von einem Derselben wurde er erkannt, auf eine Trage von Lanzen gelegt, und zu dem General Fersen gebracht, der, als ihm diese Nachricht zukam, sogleich seinen Wagen mit sechs Pferden anspannen ließ, um den zum Tode Verwundete auf würdige Weise ins russische Hauptquartier bringen zu lassen.

Polens Feldherr war gefallen. Als die Nachricht davon nach Warschau kam, sah man Männer und Frauen auf den Straßen verzweiflungsvoll die Hände ringen, sich die Köpfe blutig an den Mauern stoßend. Allgemein war der Jammer, die Wehklage. Man befestigte Praga so gut als möglich und rief alle Generale mit ihren Truppen herbei, die Hauptstadt zu decken.

Auch jetzt noch erhoben die Parteiungen ihr Haupt, als man wußte, daß Suwarow anrückte. Die Hofpartei wollte sich Rußland, die reichen Handelsleute und Gutsbesitzer sich Preußen in die Arme werfen, das Volk allein dachte an heldenmüthige Vertheidigung Praga's und somit Warschau's. Eine Menge polnischer Truppen eilte nach der Hauptstadt. Die letzte Abtheilung des litthauischen Heeres unter General Meyen hatte jedoch auf dem Zuge nach Praga bei Kobylka einen blutigen Zusammenstoß mit der Vorhut unter Suwarow. Fast schien es, als bleibe den Polen der Sieg, denn als der Kampf am heftigsten wüthete, erschien plötzlich ein starker Trupp Reiter, von einer

Dame geführt, und hinter ihnen im hastigsten Laufe eine Schaar Kossniery (Sensenträger) in der Flanke der Russen, die, einen Angriff von der Seite nicht vermuthend, zurückprallten. Voll hohen Muthes stürzte die Dame mit ihren Reitern auf die Feinde ein, schon schien der Sieg der kühnen Führerin zu gehören, als eine russische Flintenkugel sie am Arme verwundete, während zu gleicher Zeit ihr Pferd, von einer Kanonenkugel niedergeschmettert, sie in seinem Sturze mit begrub.

„Lodoiska!" rief der neben ihr Reitende in Verzweiflung. Während der Kampf forttobte, gelang es Julian, die Fürstin unter der Last des im eigenen Blute gebadeten Pferdes hervorzureißen. Der Fall war hart gewesen, ihre Sinne geschwunden. Julian ließ sie durch einige Sensenmänner nach einer elenden Hütte bringen, die ihnen im Rücken lag.

Um den Feind vom etwaigen Vordringen abzuhalten und dadurch eine Art Sicherheit für die Fürstin zu ihrer Erholung zu gewinnen, führte er die Reiter auf's Neue in den Kampf, den General Meyen ununterbrochen fortgesetzt hatte. Dieser erneuerte Anprall der Polen schien von empfindlicher Wirkung für die Russen werden zu wollen, sie flohen; plötzlich aber machten sie Halt, Kanonen fuhren in den von ihnen gelassenen Zwischenräumen des Feldes auf; ein mörderisches Kartätschenfeuer raste gegen die anstürmenden Polen, ganze Reihen von ihnen zu Boden

streckend. Es war unmöglich, sich gegen dieses Feuer zu halten; die Flucht begann. Russische Reiterei setzte unter dem Schutze ihrer furchtbar spielenden Artillerie den Fliehenden nach. Entsetzen erfaßte Julian, als er die Hütte, wo er die Fürstin geborgen wähnte, in Flammen auflodern sah. Vom Strome seiner fliehenden Landsleute mit fortgerissen, kam Julian erst zur Besinnung, als man, fast ein Paar Stunden weit vom Kampfplatz entfernt, Halt machte. Verzweiflung erfaßte ihn, als jeder der Reiter bestätigte, die Hütte habe in hellen Flammen gestanden. Zurück konnte er nicht, die Russen waren Herren des Feldes, und was hätte er auch bezweckt, wenn er ungefährdet hätte zurückkehren können? Lodoiska war ja eine Beute der Flammen geworden.

Das Einzige, was ihm blieb, war, sich mit nach der gefährdeten Hauptstadt zu begeben. Mit dem Verluste Lodoiskens war ihm auch der Werth des Lebens, der Reiz an demselben verloren gegangen; nur einen Wunsch hatte er noch, im Kampfe für das Vaterland zu sterben. Mit geflügelter Eile nahten die Russen der Feste Praga, zu deren Vertheidigung nicht nur das Militair, sondern auch alle waffenfähige Einwohner Warschau's aufgeboten wurden.

An Kosciuszko's Stelle war General Wawrzecki zum Feldherrn der Polen ernannt worden, aber was konnte er noch thun, da der Todesstreich schon so schwer auf das

polnische Heer gefallen war? Es galt dem letzten Aufflammen einer edlen, tausendfältig von ihren eigenen Brüdern nnd von einem unerbittlichen Geschick verrathenen und verlassenen Nation. Warschau glich in diesen Tagen einem Vulcane, in welchem eine Menge feuriger Gase gähren. Heldenmuth und Bangigkeit, Verzweiflung und Eigennutz, Haß und Furcht kämpften um den Vorrang. Um Kilinski hatten sich mehrere Tausend junge Leute gesammelt, er führte sie über den Strom zur Vertheidigung Praga's. Von Kilinski erfuhr Julian, daß Herr Martin von Lukowsky krank bei Madame Etskowa liege. Sein Gut sei vollkommen der Erde gleich gemacht worden durch Feuer und Feindeswuth, und dieser Mann gänzlich verarmt.

Julian eilte hin. Beata war die Erste, die er im Hause der Madame Etskowa erblickte. Sie war ganz schwarz gekleidet. „Ihr Herr Vater todt?" fragte er. — „Nein, Kosciuszko ist nicht mehr," war Beatens Antwort, und große Tropfen rannen über ihre Wangen.

Als Julian in das Herrn Martin eingeräumte kleine Zimmerchen trat, fand er diesen in Gesellschaft Franziscek's, des treuen Knechtes, welcher eben im Begriffe war, seinem Herrn einen Säbel umzuschnallen. Pistolen lagen auf dem Tische. Herr Martin empfing Julian mit der Zärtlichkeit eines Vaters; er nahm den innigsten Antheil an dem Schicksale, das Lodoisken betroffen.

„Mein Sohn," sagte er, „nimm den ärmsten Polen

in dieser Zeit des Unglücks, höre seine Leiden an, und Du wirst mehr oder minder einen Theil der Unglücksgeschichte Polens hören. Wenn es nicht zu ruchlos klänge, könnten wir sagen, der Himmel habe einen Fluch auf unser Polenland geschleudert, der bis auf den letzten Buchstaben erfüllt werden muß. Die großen Parforcejäger des Menschengeschlechts hetzen das polnische Edelwild zu Tode . . . einst wird vielleicht nur noch die Sage von einem Polen in der Menschen Gedächtniß leben. Bis dahin wollen wir als Polen leben und sterben."

„Und Sie wollen doch nicht mit hinüber nach Praga zum Kampfe?" fragte Julian erstaunt.

„Könnte ich Etwas voraus haben vor dem Aermsten, der sein Blut nicht zu kostbar für die Vertheidigung des Vaterlandes hält?" fragte Herr Martin und, die Hand auf Julian's Schulter legend, sprach er mit gedrückter Stimme: „Ein Mann, der wie ich im Lager des Feindes einen Sohn hat, welcher den ehrlichen Namen seines Vaters durch Verrath brandmarkt, hat die heilige Pflicht gegen seine Mitbürger auf sich, ihnen mit seiner letzten Kraft zur Seite zu stehen, wenn es ihr Palladium, ihr Heiligstes gilt."

Nicht nur in dieser Aeußerung, sondern in dem Benehmen des vor der Zeit zum Greise gewordenen Mannes lag ein tief ergreifender Ernst; man fühlte es, er hatte mit dem Leben abgeschlossen.

Vergebens beschwor ihn Julian, sich dem Kampfe nicht auszusetzen. Seine Bitten blieben vergebens, und doch war es so sichtbar, daß Herr Martin nur mit Anstrengung, mit Aufopferung aller seiner Kräfte sich aufrecht erhielt.

„Der Herr sucht den Tod," murmelte Franziscek unterwegs Julian ins Ohr; „sein Aeltester, der Judas Ischariot, den . . ." der Fluch, den der treue Knecht schon auf den Lippen hatte, blieb unhörbar, zwischen den Zähnen desselben, aus Achtung vor dem Namen seines Herrn, den ja auch der Verräther trug, „ja, der hat ihm das Leben zur Last gemacht. Der gute Johannes ist auch hin . . . und der Herr hat keinen Sohn weiter. Verlaßt ihn nicht."

Es war ein herzzerreißender Anblick, das Volk bewaffnet über die Brücke hinüber nach Praga ziehen zu sehen, dem gewissen Tode entgegen, denn daß Suwarow nicht eher abziehen werde, bis der Sieg ihm gehöre, war zu sicher vorauszusehen, um noch bezweifelt werden zu können.

Die Besatzung von Praga bestand in nur 10,000 Mann, während die doppelte Zahl für die weitläufigen mit 100 Kanonen besetzten Verschanzungen kaum hinreichend gewesen wäre. Der Muth, den die sich dem Tode Weihenden bewiesen, war so erhebend, als zu beklagen — das Letztere wegen der gewissen Aussicht des drohenden Unterganges. Die Nacht vom zweiten zum dritten No-

vember bot das Bild eines ungeheuren Bivouacs auf den Plätzen und Straßen Praga's. Ueberall loderten hohe Feuerbrände; die Nacht war kalt, der Himmel klar und sternenhell. Man lagerte um die riesigen Feuer im bunten Gemisch; jeder Unterschied des Standes, der Religion war verschwunden. Die sonst so sehr verachteten Juden hatten unter ihrem Oberst Berek Jasielowicz ein 500 Mann starkes Regiment in polnischer Nationaluniform gebildet, und diese Maccabäerschaar lagerte schweigend, aber kampfmuthig um ihre Feuer.

Schon war es früh um drei Uhr. An den Feuern hatten sich Gruppen von Schlafenden gebildet; tiefes Schweigen ruhte auf der einem schrecklichen Verhängniß verfallenden Vorstadt Warschau's. Die freundlichen Himmelssterne waren in dichten Wolkenmassen verschwunden, die vom Osten heraufzogen, es war dunkel geworden, und die großen, von den immer frisch geschürten Feuern auf die Häuser fallenden und von dem sich erhobenen Winde hin und her gewehten Streiflichter prägten der Scene ein unheimliches Etwas auf, das wol gefühlt, aber nicht bezeichnet werden konnte. Da ertönte plötzlich ein Leierkasten von einem Straßenende her, Gesang ungeschulter Kehlen unterstützte die alte bekannte Nationalweise, welche die Drehorgel spielte. Es war eine eigenthümliche, aber in solcher Lage von großer Wirkung begleitete, neue Art von Reveille. Ein alter Leierkastenmann, gefolgt von

einem Trupp Volkskämpfer, eine Flinte über den Rücken gehangen, zwei ungeheure Reiterpistolen aus alter Zeit in einem breiten Ledergürtel, schritt durch die Straßen an den Wachtfeuern vorüber, die Schläfer aufweckend und ermuthigend zum bevorstehenden Kampfe.

Wie auf einer Woge geschaukelt, wuchs der alte heilige Nationalgesang, den er spielte:

Jeszcze Polzka nie zgnieła,
(Noch ist Polen nicht verloren)

von Wachtfeuern zu Wachtfeuern zu einem gewaltigen, von Hunderten, bald von Tausenden gesungenen Chor an. Und wenn dann der Refrain jeder Strophe des gleichsam in jeder Polenbrust lebendig werdenden Liedes:

Marsz, Marsz Dabrowski,

kam, da schwoll der Sang wie von zauberischer Kraft gehoben zu einem Donner an, der auch die Herzen der Muthlosesten mit Kraft und Hoffnung erfüllte.

Der Leierkastenmann kam auch in die Nähe des Wachtfeuers, an dem Herr Martin, Julian und Franziscek Platz genommen hatten. Von Ermattung überwältigt, lag Herr Martin, in einen Mantel geh[illegible], den Kopf auf seines treuen Knechtes Schooß gebettet, u[illegible]d schlief. Julian hatte seinen trüben Gedanken nachgehangen. Abgemüdet von dem langen Orgeldrehen blieb der Leiermann mit seiner Begleitung bei dem Wachtfeuer stehen, und bat um einen Schluck Branntwein. Ja, ja, dieser Drehorgelspieler war

ein lebendiges Bild des armen Polenvolkes. In schäbige Kleider gehüllt, das weiße, spärliche Haar wie einzelne dünne Zwirnfransen unter seiner Pelzmütze hervorquellend, fehlte ihm Nichts, um das Bild der Armseligkeit zu vervollständigen. Die einzige Auszeichnung, deren er sich erfreute, war die von dem Scheine der Wachtfeuerflammen beleuchtete, tiefrothe, stark hervorspringende Nase. Zwanzig langten ihm auf einmal Branntweinflaschen zu; er verschmähte keines dieser Angebote.

„Jametz!“ rief Julian unwillkürlich, den Alten erkennend.

„Ei, gesegne's Gott, der uns hier einander wieder sehen läßt, Herr Julian,“ sagte Jener, ihm die Hand reichend. Und einer seiner Begleiter langte auch die Hand her; der Ignaz war es.

Der alte Katarinkarcz redete von dem bald anbrechenden Tage, und meinte, heute sei es ein Würfelspiel auf Tod und Tod. „Und darum habe ich auch gedacht, Jeder muß dran setzen, was er hat,“ fuhr der Alte fort, „wie ich hier gehe und stehe, ist's Alles, was ich habe, deshalb konnte auch Nichts zu Hause bleiben. Thun's Alle so, meine ich, haben die Russen keinen Feiertag zu erwarten. An mir soll's wenigstens nicht fehlen.“

Und von Neuem wanderte er, seinen Orgelkasten drehend und dasselbe Lied spielend, in die nächsten Straßen. Und wieder scholl's in den dunklen und kalten November-

morgen hinaus, wie die treuen Söhne des Vaterlandes fest an dem Glauben hielten, Polen sei noch nicht verloren. Kaum aber graute der Tag, als drei während der Nacht errichtete russische Batterien einen donnernden Gruß auf Praga schleuderten, der von den Verschanzungen aus mit Kraft erwiedert wurde. Und wieder sank die Nacht nieder, ohne daß Etwas entschieden worden war. Aber diese dunkle Nacht diente den Russen nur dazu, um die Vorbereitungen zum Sturme zu treffen. In sieben Colonnen getheilt, verließen sie ihr Lager, und rückten in geheimnißvoller Stille den Verschanzungen nahe. Um fünf Uhr — tiefes Dunkel lag noch auf der ganzen Umgegend — rasselte eine Rakete von Belalenka aus, wo Suwarow übernachtet hatte, durch die Finsterniß, und der Sturm begann.

Ja, dieser 4. November des Jahres 1794 war in Polens Geschichte einer der blutigsten. Wie sich auch die Polen mit der Anstrengung der Verzweiflung schlugen, Alles war vergebens; wie eine Sündfluth brachen die Russen in die Verschanzungen . . . der anbrechende Tag überleuchtete den wüthendsten Kampf. Ein kleines Häuflein Volkskämpfer hatte sich, zurückgedrängt, in ein Haus geworfen. Der alte Leiermann und Ignatz gehörten zu dieser Partei, die sich um Herrn Martin und Julian gesammelt hatte. Der Jametz spielte in Einem fort, und wenn er eine Pause machte, schoß er sein Gewehr ab, das ihm ein Anderer wieder ladete. Der Kampf hatte

lange gewährt; Herr Martin rief den Muth seiner Umgebung auf, nicht zu weichen, sondern Leben gegen Leben bis zum letzten Hauche zu vertheidigen.

„Soll geschehen! fest geblieben ... wer einen Schritt zurückweicht, ist ein Schurke!" schrie Jametz. Fast in demselben Momente schmetterte eine Kanonenkugel durch das ausgehobene Fenster, und stürzte ihn zu Boden. Unter einem Qualm von Schutt, den die durchschlagende Kugel verursachte, verschwand der Alte mit seiner Drehorgel. Die Kugel hatte ihm den rechten Schenkel abgerissen, er lag neben seinem Instrument im Blute schwimmend. Aber da blieb keine Zeit zur Hülfe; die Russen, von zwei Officieren geführt, stürmten jetzt mit Macht das Haus, aus dem ihnen solcher Widerstand entgegengesetzt wurde. Gleich einem Jüngling eilte Herr Martin auf alle Punkte der Vertheidigung, während Julian das Untergeschoß vertheidigte. Plötzlich schrillte ein teuflisches Gelächter an Julian's Ohr, er wendete den Kopf nach der Seite ... Sigismund von Lukowsky, einer der anführenden Officiere, welcher eben zur Thür hereindrang, hatte ihn erkannt. Doch fast in gleichem Momente begann auch die Drehorgel am Boden neben dem blutenden Leiermann ihre Töne wieder, und wenig Sekunden später fiel ein Schuß aus einer der ungeheuren Reiterpistolen des alten Jametz ... Sigismund von Lukowsky brach in die Knie, die überstarke Ladung gehackten Bleies zerriß ihm die Eingeweide.

Jametz lag hülflos am Boden, aber seine Linke drehte unabläßig die Orgel, während er auch die zweite seiner Pistolen abfeuerte. Und dabei schrie der alte Katarinkarcz wie besessen: „Schlagt todt! . . . schlagt todt! . . . noch ist Polen nicht verloren! . . . Russenblut für unseres!“

Das Ende dieses blutigen Auftrittes war vorauszusehen. Mit Wuth stürmten die Russen über die Leiche ihres Officiers hinweg. Von Kugeln durchbohrt sank Julian, neben ihm Ignaz, zu Boden. Eben brüllte der alte Jametz mit heiserer Stimme: „Marsz, Marsz Dabrowski,“ als ein russischer Bayonnettstoß, seine Brust durchbohrend, seinem Liede und seinem Leben ein schnelles Ende machte.

Praga war von den Russen gewonnen. Welche Gräuel sich nur von der Wuth eines ergrimmten Feindes in einer in vollem Sturme eroberten Stadt denken lassen, die geschahen hier. Menschenleben hatte keinen Preis mehr. Bewaffnete, Wehrlose, Frauen, Kinder und Greise, Alles fiel unter der mörderischen Rache des Feindes. Vier Fünftel der Bewohner Praga's kamen an diesem Tage um. Von der jüdischen Schaar blieb nur ihr Oberst allein am Leben. Die Generale Jassinski und Grabowski fielen von Kugeln durchbohrt. Unter den von den Russen Gefangenen befand sich der verwundete General Zajonczek, die Generale Meyen und Krubinski, so wie

die Mehrzahl der Officiere vom Generalstabe. Außerdem hatten 8000 polnische Soldaten ihr Leben im Kampfe verloren.

Warschau, durch solch blutigen Fall Praga's entsetzt, sah darin nur sein eigenes Geschick. Da erbot sich der edle Ignaz Potoki, an Gesinnung einem römischen Bürgerhelden gleich, vor den Sieger hinzutreten, und der bedrängten Hauptstadt Schonung zu erflehen. Er bot, sich als Urheber der Constitution vom 3. Mai 1791 bekennend, Suwarow sein Haupt zur Sühne für Warschau. Eine Capitulation kam zu Stande, und am 9. November zogen die Russen als Sieger in Warschau ein. Der schöne Traum von Freiheit war verschwunden.

Während die Russen die Gefangenen Ignaz Potoki, Thaddäus Mostowski, Zakrzewski, Wawrzecki, Kapostas und Kilinski nach Petersburg transportirten, öffneten sich auch die österreichischen und preußischen Festungen zur Aufnahme von Flüchtlingen und Gefangenen. Um nicht wieder den Schmerz zu haben, so viele vom Schicksale verlassene Patrioten des Polenlandes als Gefangene betrachten zu müssen, beschlossen die drei Nachbarstaaten, als auf Befehl der Kaiserin Katharina II. Stanislaus August Poniatowski gleichsam ins Exil nach Grodno ging und am 25. November 1795 seiner Krone gegen einen in Petersburg zu verzehrenden Gnadengehalt entsagen mußte, dieses Reich zu theilen.

Es war das dritte Mal, daß Polen dieses Schicksal traf.

. . . .

. . . .

Eine Woche nach Suwarow's Ankunft in Petersburg war auch die Fürstin Galizin unter Militairbedeckung daselbst angekommen, und zwei Tage später wurde sie auf Verlangen der Kaiserin Derselben vorgeführt.

Für Lodoiska war es ein seltsames und herzbeengendes Gefühl, in einer so ungewöhnlichen Situation der Kaiserin gegenüber erscheinen zu sollen, ihr, die ihr früher eine fast mütterliche Theilnahme erwiesen hatte. Sie fürchtete diese Zusammenkunft und konnte ihr doch nicht entgehen. Wenn die Fürstin gehofft hatte, man werde ihr bei ihrer Ankunft in Petersburg den Aufenthalt in dem Palaste Galizin gestatten, so war dies nur ein unausgesprochener Wunsch geblieben, welcher in Wirklichkeit keine Erfüllung fand. Sie sah sich wie jeder andere Staatsgefangene und unter denselben Formalitäten in eine Zelle der Petersburger Festung gebracht, nur daß man ihr eine von ihren, in Petersburg zurückgelassenen russischen Dienerinnen gab. Der Aufenthalt in der Gefängnißzelle war ganz geeignet, die Fürstin in trübe Stimmung zu versetzen, in der sie nicht selten den Wunsch hegte, daß die Kugel, statt ihren Arm zu verwunden, ihr Herz hätte treffen mögen. Wie sie sich jetzt fühlte, konnte sie in der That

wenig Freude am Leben haben. Stand sie nicht allein? was war aus Julian geworden? Der kluge Instinct der Sensenträger, welchen Julian sie, die Bewußtlose, übergeben hatte, war ihr zur Rettung vom Flammentode geworden. Diese Leute bemerkten, daß einzelne russische Kugeln bereits die Hütte trafen, wohin sie Lodoiska bringen sollten. Sie schwenkten daher vom Wege ab in ein Tännicht hinein, und fanden, als sie dessen Ende erreichten, die einsame Hütte eines Waldwärters und seiner Familie. Ohne Umstände setzten sie ihre Bürde hier ab, und eilten weiter. Das Mitleid der Armen, bei denen sich die Fürstin nun befand, vielleicht auch die Hoffnung auf ein gutes Larowe (Trinkgeld) waren die Hebel, denen sie eine wochenlange Verborgenheit dankte. Die russischen Truppen waren nach Praga vorgerückt und die Gegend wenig von Nachziehenden bedrängt; die Hütte war somit sicher, bis eines Tages ein Trupp Kosaken das Tännicht durchzog, und ihr Officier, welcher in der Waldwärter-Hütte zufällig einsprach, die Fürstin zu Gesicht bekam. Die kosakische Logik fand den Unterschied zwischen den armen Bewohnern der Hütte und der Fürstin zu auffallend, und die Letztere mußte mit nach Warschau folgen. Sie verhehlte ihren hohen Stand nicht; Suwarow ließ Rücksichten eintreten, und ihre Reise nach Petersburg war minder unbequem. Ihre Armwunde war fast geheilt, doch mußte sie den Arm noch in der Binde tragen. Die

durchgegangene Kugel hatte glücklicher Weise den Knochen nicht verletzt.

In einer gut verschlossenen Gondel brachte man sie aus der Festung nach dem Winterpalais. Das Herz schlug ihr, als sie in ein Zimmer der Kaiserin geführt und dort allein gelassen wurde. Nach einer Weile hörte sie Schritte, es war die Kaiserin, der ein Lakai die Thür öffnete.

„Nun, Madame, haben Sie kein Wort der Freude, mich wiederzusehen?“ fragte Katharina scharf. „Hat Ihre kurze Militaircarrière Ihnen die Erinnerung an die Personen geraubt, die ehemals sich gütig gegen Sie erwiesen?“

„Ihro Majestäi gebrauchen eine Waffe gegen mich, die ich in Allerhöchst Ihrem Munde zu finden nicht erwartete,“ entgegnete die Fürstin. „Ich stehe als Gefangene vor Ihnen, doch ich schäme mich dieser Stellung nicht. Mein Verbrechen ist eine Tugend. Ich mußte, frei geworden von der Fessel, die mich an meinen verstorbenen Gemahl schmiedete, mich selbst wieder erheben aus einer Demuth, die meiner unwürdig war. Mein Vater verrieth Polen, er verrieth auch mich ... gezwungen ward ich die Gemahlin eines Russen; frei von diesem Bande gehörte ich wieder Polen an ... so that ich nur meine Pflicht. Während mein Vater, seinen Verrath bereuend, einer traurigen Schwermuth verfallen, auf seinen Gütern lebt, ein

Sclave seiner Gewissenbisse, kämpfte ich gegen Rußland, als Tochter Polens. Verdammen mich Ihro Majestät nun . . . ich werde bis zum letzten Hauche Polin bleiben."

„Sehr schön gesagt, Madame; aber nicht hinreichend, Sie zu entschuldigen. Haben Sie Nichts weiter für sich vorzubringen?"

„Nein, Ihro Majestät . . . doch sagten Sie nicht, wenn je Ihre Ungnade auf mich fiele, sollte ich Ihro Majestät erinnern . . ."

„Ja, ja, so ist es," fiel die Kaiserin rasch ein, und ihr bisher ernster Ton wandelte sich in einen gütigen um; „wie gut sind solche gelegentliche Erinnerungen! . . . nun, nun, haben Sie nur Muth, Fürstin. Ich weiß die Sache von der Person zu trennen. Ach, Sie waren weit besser daran, als ich. Ihr Gemahl starb . . . der meinige . . . nun, lassen wir das, man muß nicht an Dinge denken, die uns verstimmen. Ich habe an Ihnen ein Unrecht gutzumachen: Sie haben, weil ich in die Täuschung mit einstimmte, durch die Sie die Gemahlin Galizin's wurden, ein Paar freudenlose Jahre durchlebt; heben wir also jetzt auf. Aber es ist unmöglich, daß ich vor aller Welt so parteiisch handeln darf. Darum verbanne ich Sie nach Moskau auf unbestimmte Zeit; Sie werden dort als Wittwe Ihres fürstlichen Gemahls leben, bis ich Sie an den Hof zurückrufe. Das Weitere dann."

„Ihro Majestät!"

„Still, meine Gute, keine Ausrufungen, sie sind zu jugendlich für mich.“

Und wie die Sonne plötzlich hinter schwarzem Gewölk siegend hervortritt und Alles mit ihrem Goldscheine überleuchtet, so brach auch die Heiterkeit, welche ein vorherrschender Grundton im Charakter Katharina's war, im Verlaufe der Unterhaltung mit der Fürstin sich Bahn. „Ach, meine liebe Galizin, ich hätte Sie sehen mögen hoch zu Rosse, den Säbel in der Hand vor Ihren Truppen,“ rief sie lachend. „Der Himmel hat mich glücklicher Weise mit einem Reichthum von Phantasie ausgestattet, daß ich mir ein Bild Ihrer Amazonenschaft entwerfen kann. O, meine Gute, sehen Sie nicht so starr drein, ich bin weit davon entfernt, Sie kränken zu wollen. Nein, nein, glauben Sie das nicht. Habe ich nicht selbst vor Jahren eine gleiche Rolle gespielt? Es war freilich unter anderen Umständen, im Ganzen verlangten aber die, unter denen ich mich damals befand, kein geringeres Wagstück als das Ihrige, nur mit dem Unterschiede, daß das Resultat für mich ungleich schlimmer ausfallen konnte, wenn ich nicht die Oberhand behielt. Mein Gemahl würde mich zur gelindesten Strafe in ein Kloster gesperrt, vielleicht mich auf immer beseitigt haben.“ Von der Erinnerung an jene Tage, wo sie das Haupt der dem Kaiser, ihrem Gemahle, Thron und Leben kostenden Revolution gewesen war, beherrscht, schwieg sie eine Weile, dann entriß sie

sich der Herrschaft dieser Rückblicke auf ihre Vergangenheit, und schnell wieder den heitern Ton anschlagend, der sie so liebenswürdig machte, sagte sie:

„Das ist der Triumph junger hübscher Frauen, daß sie den Männern ein unwillkürliches Interesse einflößen. Wäre ich damals eine alte Kaiserin gewesen, der Enthusiasmus für mich hätte sich vielleicht in der Tasche eines Bettlers forttragen lassen.“

Die Fürstin vermißte auch nicht die Spur der frühern Zuneigung der Kaiserin. Als sie von ihr schied, fragte die hohe Frau scherzend: „Soll ich Ihnen, meine Liebe, vielleicht die neuesten Werke über die Kriegskunst nach Moskau senden, damit Sie unterdeß die Regeln der Taktik studiren können, um bei vorkommender Gelegenheit wieder gegen mich zu Felde zu ziehen?“

„Ihro Majestät,“ entgegnete die Fürstin, „Rußland hat für die Zukunft nur Etwas von Polen zu fürchten.“

„Und das wäre?“

„Das Volkslied: Noch ist Polen nicht verloren. So lange noch eine polnische Zunge dieses Lied singen, ein polnisches Herz sich desselben erinnern kann, so lange werden die Polen nicht freiwillig auf ihre Nationalität verzichten.“

„Es ist eine schlimme Aufgabe, gegen ein Lied kämpfen zu müssen, aber es hilft Nichts, man muß die Censur zu Hülfe nehmen, und wir wollen hoffen, daß es kein

Kampf Don Quixote's gegen Windmühlenflügel werde.*)"

Nach einer Pause, in welcher Katharina die Fürstin unverwandt ansah, fuhr sie fort: „Wie gut ist es, daß die Majestät des Königs von Polen nicht Ihren Geist hat, meine Liebe; es könnte sein, Suwarow stände in diesem Jahre noch nicht vor Praga."

Wenige Tage nach dieser Audienz befand sich die Fürstin auf dem Wege nach Moskau.

7.

Zwei Jahre waren seit dem Falle Praga's fast vergangen; die gefangenen Führer der polnischen Insurrection bewohnten noch immer die engen Zellen in der Petersburger Festung, niedergedrückt an Geist und Körper, denn nicht die gute Kost, mit welcher die Kaiserin sie zu bewirthen befahl, konnte sie, die an geistige und körperliche Thätigkeit gewöhnten Männer, über ihr Schicksal erheben; sie fühlten das Unglück, Bewohner von Kerkern zu sein, denen zu entweichen nur durch den Tod möglich war. Kosciuszko

*) Wie thätig diese Censur in Rußland geübt wurde, mag Folgendes beweisen: Legendre, Petersburger Censor, strich in einem von Liebe handelnden Gedichte die Worte „dieser boshafte Gott," indem er bemerkte, es sei unanständig, einem Gotte diese Eigenschaft beizulegen; dafür erlaubte er „muthwillig" an die Stelle zu setzen.

allein erfreute sich eines bessern Looses. Man nahm für ihn in der That alle Arten von Rücksichten; aus seiner ersten Wohnung brachte man ihn nach dem Orlow'schen Palais. Ein Wagen stand ihm zu Gebote, und er konnte, wenn er wollte, von einem russischen Beamten begleitet, ausfahren, eine Erlaubniß, von der er jedoch selten Gebrauch machte. Im Garten fuhr man ihn in einem Rollstuhl, ja, als er äußerte, er wünsche das Drechslerhandwerk zu erlernen, gab man ihm auch einen Lehrmeister.

An einem der letzten Octobertage des Jahres 1796 traten, von dem wachthaltenden Officier geführt, zwei Frauen in das Gemach des gefangenen Polenfeldherrn ein. Er saß in einem Armsessel an einem Tische, auf welchem eine Zeichnung lag, an der er arbeitete. Mit dem Rücken gegen den Eingang gewendet sitzend und das Geräusch der Eintretenden nicht beachtend, sah er sich auch nicht darnach um, sondern zeichnete weiter. Der Officier war, nachdem die Frauen eingetreten, wieder hinausgegangen. Schweigend standen beide Frauen, auf den vor ihnen Sitzenden schauend, dessen Kopf noch verbunden war. Die Eine zeigte sich von diesem Anblick so schmerzlich ergriffen, daß sie, ihre Augen mit dem Taschentuche bedeckend, zu weinen begann und in ein leises Schluchzen verfiel. Kosciuszko, dessen Ohr dieses Schluchzen erreichte, blickte sich um. „Thaddäus!" Mit diesem Rufe eilte die eine der Frauen auf ihn zu. Es war seine älteste Schwester,

Madame Etskowa. „Und wen bringst Du da mit?“ fragte nach den Freudenbezeugungen des unerwarteten Wiedersehens der Gefangene, auf die noch an der Thür Verbliebene und ihrer tiefen Rührung sich Hingebende deutend.

„Jemanden, der Dich liebt.“

Kosciuszko schritt zu der Weinenden hin. „Fräulein von Lukowska,“ sagte er sanft, die Hände von deren Augen abziehend; „verbergen Sie diese Thränen nicht, ich mache Anspruch auf mein Eigenthum. O, es giebt kein schöneres Gefühl, als der Thränen eines edlen weiblichen Herzens sich werth zu wissen. Ich danke Ihnen dafür.“

Beata glitt zu seinen Füßen nieder, die Worte fehlten ihr, ihm zu sagen, wie sie diesen Augenblick, ihn zu sehen, als ein unbezahlbares Glück betrachte. Und wie sie ihn anschaute, schien ihr Herz brechen zu müssen bei seinem Anblicke. Wie war er verändert! Er war bleich, abgemagert, der Kummer hatte an den Wurzeln seines Lebens genagt.

So lange er sich hier in Gefangenschaft befand, war keine Kunde von seinen Freunden in Polen ihm zu Ohren gekommen; von Madame Etskowa und Beata erfuhr er jetzt die ersten bestimmten Nachrichten über Vieles, das ihn tief bekümmert hatte. Nach mehreren vergeblichen Gesuchen an die Kaiserin, nach Petersburg kommen zu dürfen, um ihren Bruder zu besuchen, war ihr diese Erlaubniß

erst jetzt zu Theil geworden. Gewiß war es eine große Aufopferung für diese Dame, die Reise nach der Newastadt in so weit vorgerückter Jahreszeit anzutreten. Ihre Schwester, Madame Zolkowska, mußte aus Gesundheitsrücksichten in Warschau bleiben, und Beata bot sich ihr mit Einwilligung ihres Vaters als Begleiterin an; die Stimme des Herzens zog sie nach dem Norden, wo Der weilte, dem ihre Verehrung, ihre Liebe gehörte.

Kosciuszko drückte ihr dankbar die Hand. „Und Ihr ehrwürdiger Vater, Fräulein?“ fragte er; . . . „wie geht es ihm?“

Die Schilderung, welche Beata von den jetzigen geistigen sowol als materiellen Verhältnissen, in denen Herr Martin lebte, entwarf, war eine traurige. Von einigen wohlhabenden Freunden unterstützt, hatte er an der Stelle seines niedergebrannten Gehöftes ein Haus gebaut, und bewirthschaftete sein kleines Eigenthum wieder. Der sonst so stattliche Mann war zum lebensmüden Greis geworden, der mit gebeugtem Rücken dem Grabe zuschritt. Außer seinem treuen Franziscek lebte bei ihm auch Julian von Lukaski, der Sohn seines ihm feindlichen Bruders, der den Henkertod gestorben war. Tiefes, unheimliches Schweigen lastete auf allen Dreien, Keines von ihnen erwähnte das Unglück ihres Vaterlandes; den großen Schmerz um dasselbe trugen sie verschlossen in ihrem Herzen.

Herrn Martin's und Julian's Lebensrettung an dem

furchtbaren Bluttage von Praga glich einem Wunder. Während Julian die Vorderseite des Hauses, in welches sie sich geworfen, vertheidigte, traf Herr Martin Anstalt, die Treppe, welche ins Obergeschoß hinauf führte, und zu welcher man erst durch einen kleinen Hofraum gelangte, so wie den Eingang in diesen verrammeln zu lassen. Franziscek hatte ihn mehrmals daran erinnert, daß es ein unnützer Kampf sei, eben so viel als Selbstmord, denn die Russen würden nicht ruhen, bis das Haus in ihre Gewalt fiele, und dann wäre Aller Leben verloren. Herr Martin gebot ihm Schweigen. Man hörte deutlich, wie der Kampf im Vorderhause tobte; rasch auf einander folgende Schüsse, das furchtbare „Hurrah!“ der Russen ließ vermuthen, daß die Vertheidiger dieses Haustheiles den letzten Stoß des Feindes empfingen. Plötzlich schmetterte eine gefüllte Bombe in den Hof nieder, und für einige Sekunden wurde dieser von einem Schuttnebel angefüllt, der nicht zu durchblicken war. Die zerspringende Bombe hatte in dem engen Raume eine grauenvolle Zerstörung angerichtet; das umgebende Gemäuer lag in Trümmern, die meisten der Volkskämpfer todt unter denselben. Franziscek war verschont geblieben, doch neben sich sah er seinen alten Herrn bewußtlos zu Boden gestreckt. Wenn Flucht überhaupt noch möglich war, so konnte sie nur in diesem Momente geschehen. Die von dem Geschoß angerichtete Zerstörung hatte einen Haufen von Mauerstücken und Schutt vor den Eingang aus der

Hausflur in den Hof gethürmt, es somit den Russen unmöglich gemacht, schnell einzudringen. „Rette sich, wer kann!" rief Franziscek, seinen bewußtlosen, von einem fallenden Mauerstück am Kopfe getroffenen Herrn auf seine Schultern ladend. Sein Ruf bewog die noch lebenden Volkskämpfer zur eiligsten Flucht. Mit Aufbietung aller Kräfte sprengten sie eine Thür in der hintern Mauer und flohen ins Freie. Trotz des entsetzlichsten Kugelregens, mit dem die russische Artillerie alle nächst der Weichsel hin gelegen Straßen Praga's überschüttete, gelang es Franziscek doch, glücklich noch über die Brücke zu kommen, ehe diese abgebrochen und die Russen gänzlich Herren der Festung waren. Im Hause von Madame Etskowa fand Herr Martin Pflege.

Erst nach Wochen erhielt er von Dorlinka Kilinska die Kunde, daß Julian lebe und im Warschauer großen Lazarethe sich befinde, jedoch nicht in hoffnungsvollem Zustande für sein Aufkommen.

Von mehreren Kugeln durchbohrt, war Julian zu Boden gestürzt, über ihn hinweg, ins Herz getroffen, der ehrliche Ignaz, ihn noch im Tode mit seinem Körper deckend. Nur diese Erinnerung hatte Julian; was weiter mit ihm geschah, wußte er nicht. Als er wieder zur Besinnung kam, sah er einen Feldscherer und einen Officier in russischer Uniform um sich beschäftigt, über sich den Himmel. Er war zu schwach, um sprechen zu können,

aber wie im Traume war es ihm später, daß der Officier zu ihm gesagt hatte: „Wir sind nun quitt. Damals bei unserm Duell gebrauchtet Ihr nicht Euer Recht, den Kopf mir zu spalten, als ich fiel. Ihr schenktet mir das Leben ... heute gebe ich das Eure als Dank dafür zurück.“

Diese beiden Erinnerungen waren Julian geblieben, als er wieder im Stande war, zusammenhängend denken zu denken. Da die bei der Eroberung Praga's schwerverwundeten Russen mehrere Tausende an Zahl betrugen und der umfassendsten Pflege bedurften, so befahl Suwarow, nachdem Warschau capitulirt hatte, alle in Praga liegenden polnischen Verwundeten über die Weichsel zu schaffen. Die Warschauer ohnehin gefüllten Lazarethe konnten die Zahl der Unglücklichen nicht fassen, man mußte ihnen ein Paar Häuser einräumen. Da es bei solcher Uebermasse von Kranken auch an Wärterpersonal fehlte, so rief die Behörde die Barmherzigkeit der Bürger zu Hülfe. Ein Verein edler Frauen trat zusammen, welche die außerhalb der Lazarethe untergebrachten Verwundeten pflegten; Dorlinka Kilinska gehörte zu diesem Vereine, und Julian war so glücklich, ihrer, der Freundin und Gespielin seiner Kindheit, aufopfernden Pflege zu genießen. Drei Vierteljahre später war er wieder genesen, obwol zum Krüppel geworden. Sein linker Fuß, gelähmt, versagte ihm den Dienst, weshalb er nur auf einen Stock gestützt zu gehen vermochte.

Nachdem Kosciuszko dies Alles vernommen, sagte er: „Wir haben ein großes Spiel verloren, bei dem wir selbst mit verloren gingen. Solche Thatsachen gehören der Geschichte und unseren einsamen Stunden an. Es ist recht nothwendig, daß der Pole den Polen mit ganzem Herzen liebt, denn man hat uns ja Alles genommen, was man uns nehmen konnte."

Während in der Wohnung des gefangenen Polenfeldherrn die Freude des Wiedersehens, obgleich dieses unter traurigen Umständen stattfand, die Herzen der Gleichgesinnten erquickte, befand sich der russische Hof in einer sehr unbehaglichen Stimmung. Der Stolz der Kaiserin hatte einen schweren Stoß erlitten. Von dem Wunsche beseelt, der jungen und reizenden Großfürstin Alexandrine, ihrer Enkelin, Glück zu gründen, hatte ihr Gesandter, Herr von Budberg, auf ihren Befehl den Regenten von Schweden dahin zu bestimmen gewußt, daß er mit dem jungen König, seinem Neffen, nach Petersburg reiste. Gegen Ende August 1796 kamen Oheim und Neffe unter den Namen „Grafen von Haga" in der russischen Hauptstadt an, und . . . der ganze Hof jubelte in der Voraussetzung einer Vermählung zwischen dem jungen König und der reizenden Alexandrine. In der That fanden beide für einander Bestimmte Wohlgefallen an einander, man sah, sie liebten sich . . . der Hof gab Feste über Feste, die Großen des Landes wetteiferten mit einander, den königlichen Gast

ihrer Kaiserin durch alle nur denkbare Pracht, militairische Schauspiele und Feierlichkeiten zu überraschen. Endlich kam der Tag, an dem diese projectirte Verbindung zum Abschluß gebracht werden sollte. Der ganze Hof versammelte sich in Gala im Thronsaale. Da es Abend war, funkelten eine Unzahl Kerzen auf den Kronleuchtern. Alexandrine erschien im Brautschmucke, von ihren Geschwistern und ihren Aeltern begleitet. Sie war eine liebliche, feenhafte Erscheinung. Die Kaiserin kam im größten Pomp an, und nahm den Thronsitz ein — nur der Bräutigam fehlte. Man sah den Minister Markow, den Fürsten Zubow eiligst eintreten, mit der Kaiserin sprechen und wieder den Saal verlassen. Das erregte Erstaunen; man flüsterte unter einander, sich in Vermuthungen über das Ausbleiben des Königs ergehend. Stunde um Stunde verrann — er kam nicht. Endlich trat, als es zehn Uhr Abends war, Zubow wieder in den Thronsaal, und flüsterte der Kaiserin geheimnißvoll Etwas zu; sie erhob sich, stotterte, und es wandelte sie ein Unwohlsein an; sie mußte sich entfernen. Der ganze Hof, dem Zubow die Erklärung machte, der König von Schweden sei plötzlich erkrankt, verließ den Saal in größter Bestürzung.

Die Veranlassung dieses unerhörten Ereignisses beruhte auf der Ungeschicklichkeit Marko's und Zubow's. Kaum eine halbe Stunde vor der anberaumten glänzenden Versammlung brachten Beide dem jungen Könige und seinem

Oheim, dem Regenten, die Artikel des abzuschließenden Ehebündnisses. Einer dieser Artikel verlangte die Zusicherung, der König solle für seine Gemahlin, welche nicht der russisch-griechischen Kirche entsagen dürfe, eine Kapelle mit der dazu gehörigen Geistlichkeit in seinem Schlosse stiften. Der junge Schwedenkönig aber gab mit der Antwort: „seine Gemahlin müsse sich im Gegentheil zur Landesreligion Schwedens halten, sein Volk, wie er, würden sich sonst beleidigt fühlen," dem russischen Minister die betreffenden Papiere zurück, und schloß sich in seine Zimmer ein ... Alles war somit plötzlich abgebrochen, Katharina's Stolz von einem kleinen Nachbar hart gedemüthigt, ihre Güustlinge mehr als verblüfft.

Alle Mittel, doch zum Ziele zu gelangen, mißglückten. Der König schlug auch das Anerbieten der Kaiserin aus, im Fall sein Volk über diese Verletzung der Landesgesetze, einen fremden Cultus im Lande zu dulden, revoltire, es durch russische Truppen zum Schweigen zu bringen.

Der tiefste Verdruß beherrschte das Herz der Kaiserin, und dieser Verdruß war es, welcher Blut und Säfte ihr immer mehr in den Kopf trieb. Ihr Unwohlsein an dem erwähnten Verlobungsabende war nichts Anderes, als ein leichter Schlaganfall. Ihre ohnedies zu dieser Zeit schon stark geröthete Haut wurde von Tage zu Tage dunkler, bleifarbiger; Unpäßlichkeiten stellten sich häufiger ein. Ihre

Beine schwollen zu bedeutendem Umfange an. Doch plötzlich schien eine große, günstige Veränderung mit ihr vorzugehen. Durch Vergünstigung Zubow's hatte der Admiral Ribas dem berüchtigten Seeräuber Lambro-Cazzioni Zutritt zu ihr verschafft; Dieser behauptete, sie wieder herzustellen, und ging selbst, um Seewasser zu holen, in dem sie täglich kalte Fußbäder nahm, die ihr Anfangs sehr wohl bekamen, so daß sie, gleichsam von frischer Lebenslust durchströmt, in der heitersten Laune, bei Gelegenheit der Nachricht, daß die ihr verhaßten Franzosen unter Moreau gezwungen worden wären, über den Rhein zurückzugehen, an den österreichischen Gesandten, Grafen Cobenzl, ein Billet des Inhalts schickte: „Ich beeile mich, der excellenten Excellenz anzuzeigen, daß die excellenten Truppen des excellenten Hofes (von Wien) die Franzosen gänzlich geschlagen haben," welches Billet man sehr vergnügt in allen Gesellschaften herumzeigte.

Wenn ihr Kummer durch Etwas unterhalten wurde, so war es der Anblick der eben so schönen als beklagenswerthen jungen Großfürstin Alexandrine, welche ein schuldloses Opfer der stolzesten Anmaßung geworden war. Katharina bot Alles auf, die Aermste zu trösten und zu erheitern, und in einer Stunde, wo sie mit Alexandrinen sprach, erwähnte Diese zufällig den Namen der Fürstin Galizin. „Sie soll kommen!" rief die Kaiserin, und ein Eilbote jagte an demselben Tage noch nach Moskau, um

der Fürstin volle, unumschränkte Freiheit anzukündigen, mit der dringenden Einladung, an den Petersburger Hof zu kommen. Die Absicht der Kaiserin, daß sie Lodoiska so lange in Moskau gelassen, beruhte in der Hoffnung, daß Dieselbe dort vielleicht einen Gegenstand finden werde, der sie an Rußland fessele. Der Gouverneur von Moskau, von diesem Wunsche der Monarchin unterrichtet, glaubte in den freundschaftlichen Beziehungen, in welche einige fürstliche Familien uralten moskowitischen Ursprungs zu Lodoiska getreten waren, eine Anbahnung zur Erfüllung dieses Wunsches der Kaiserin zu erblicken, und seine Berichte waren die Ursache, daß Katharina die Fürstin vergessen zu haben schien.

Während die Großen des Hofes ihre Freude, die Kaiserin wieder so heiter zu wissen, durch Festlichkeiten kundgaben, herrschte unter dem abergläubischen Volke der Hauptstadt eine bange Stimmung. Ganz Petersburg war voll von dem Gerüchte, daß ein glänzend heller Stern sich vom Himmel abgelöst habe, und in der Gegend der Petersburger Festung, wo die Czaren begraben liegen, in die Newa gefallen sei. „Was kann das Anderes als den baldigen Tod der Kaiserin bedeuten?" flüsterte man sich geheimnißvoll ins Ohr.

Der fünfte November des Jahres 1796 zog mit schwerem, düsterm Nebelgewölk aus der finstern, unheimlichen Nacht herauf. Der Reisewagen der Fürstin Galizin

rollte eben durch die Straßen der großen Seite, als der Nebel in eisige Regentropfen sich allmählich zu lösen begann. Ganz Petersburg war noch still und todt. Niemand ahnte, von welch unermeßlicher Wichtigkeit dieser Tag für Rußland werden sollte. Auf Befehl der Kaiserin erwartete man die Fürstin in ihrem Palais schon gestern. Nach einer Ruhe von kaum einer Stunde, und nachdem sie die Garderobe gewechselt, ließ sie sich nach dem taurischen Palais fahren, das die Kaiserin noch in diesem Monate zu bewohnen pflegte. Niemand befand sich im Vorzimmer, da die Fürstin eintrat, als einer der Secretaire und der Kammerdiener Zacharias Constantinowicz. Tiefe Stille waltete in dem geräumigen Gemache.

Kein Klingelzeichen aus den inneren Zimmern ertönte, schon war fast eine halbe Stunde vergangen. Constantinowicz rieb sich ungeduldig die Hände, und trat auf den weichen Decken von einem Fleck zum andern. „Sie klingelt mir nicht ... und 's ist doch Niemand bei ihr! ... was ist das?" brummte er, und nach einer abermaligen Weile vergeblichen Wartens sagte er zum Secretair: „Ich muß sehen, was die Ursache ist." Leise machte der Mann die Thür auf und trat ein. Gleich darauf stürzte er bleich wie der Tod heraus, die Kaiserin lag bewußtlos zwischen zwei Thüren, die aus einem Alcoven in die Garderobe führten. Alle Mittel, die, als man sie auf ihr Bett gebracht, angewendet wurden, blieben er-

folglos ... Die Semiramis des Nordens, deren Wort und Wunsch Millionen von Menschen in Bewegung setzte, die große Völker niedergeworfen vor sich im Staube gesehen, erlag der Schwäche der Menschennatur. Tiefes Geheimniß verhüllte noch die Kunde, daß eine Herrscherin den letzten Zoll dem Leben zahle, in dessen Fülle sie geschwelgt. Couriere auf Couriere flogen nach Gatschina zum Großfürst Paul, ihrem Sohn und Thronfolger, der eilig mit seiner Gemahlin in die Stadt kam, um Zeuge des Todes einer ihn hassenden und von ihm gehaßten Mutter zu sein und sich zum Kaiser zu machen.

Es war der Zwischenact einer Komödie, die sich hier begab und das Ende einer Regierung begleitete, welche für Rußland von ungeheurer Wichtigkeit gewesen war. Der Tod zögerte. Erst am andern Abend gegen zehn Uhr schien Leben in den Körper Katharina's zu kommen, sie begann sich auf's Neue zu bewegen, doch plötzlich stieß sie einen so entsetzlichen Schrei aus, daß man denselben in den weitentferntesten Gemächern des Palastes hörte, und ... schied dann ruhig werdend nach einem sieben und dreißigstündigen Todeskampfe aus dem Leben, dessen Genüsse ihr alle geboten worden waren.

. . . .

. . . .

Gegen Ende des Novembers erschien der neue Kaiser Paul im Palais Orlow, in Begleitung seines Sohnes und

Thronfolgers, des Großfürsten Alexander, und verkündigte dem Polenfeldherrn Kosciuszko die Freiheit. Im Laufe der Unterhaltung sagte der Kaiser, nachdem er Kosciuszko's Bitte um die Erlaubniß, sich nach Amerika zurückziehen zu dürfen, bewilligt und die Mittel zu dieser Reise versprochen: „O, ich bin immer der Theilung Polens entgegen gewesen; sie war ein eben so ungerechter als unpolitischer Act, aber sie ist nun einmal vollzogen. Um Polen wieder herzustellen, bedürfte es der Vereinigung und Zustimmung der drei Mächte, Alles wieder herauszugeben, was sie genommen haben, und ist wol die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Oesterreich und besonders der König von Preußen seinen Theil wieder aufgeben wird? Soll ich also allein den meinigen herausgeben und mich schwächen, während sie sich verstärkt haben? Mein Reich hat nur zu sehr den Frieden nöthig."

Die gefangenen Polen erhielten ihre Freiheit. Dieser Edelmuth war von Seiten des Kaisers theils seinem Gerechtigkeitssinn entsprungen, theils ein Act des Hasses gegen seine Mutter, um ihrer Handlungsweise das Brandmaal der Ungerechtigkeit aufzudrücken. Er trachtete darnach, ihr Andenken in Schatten zu stellen, und erwies allen Denen, die ihr nahe gestanden, seine unverhohlene Verachtung. Das erstaunte Rußland sah den neuen Kaiser die Asche seines gemordeten Vaters, des dritten Peter, neben der im höchsten Schmuck auf dem Paradebett liegenden

Leiche Katharina's, seiner Mutter, den Petersburgern zur Schau aufstellen. Stärker und lauter konnte der Haß nicht sprechen, es war eine unter der Maske kindlicher Ehrfurcht verhüllte Anklage, welche die ganze Welt verstand.

Für die der Freiheit wiedergegebenen Polen war Kosciuszko der Mittelpunkt, so lange er in Petersburg weilte. Zu dem engern Kreise seiner ihm näher stehenden Freunde jedoch gehörte nun auch die Wittwe des Fürsten Galizin, die von Beata mit Freude erfuhr, daß Julian noch am Leben sei. Der 19. December des mit Riesenschritten zu Ende eilenden Jahres 1796 war der Tag der Abreise Kosciuszko's von Petersburg; sein Freund Niemcewicz begleitete ihn in die Selbstverbannung nach Amerika. Ihnen folgten mehrere andere Wagen voll ihrer der Freiheit wiedergegebenen Landsleute und ihrer Angehörigen und Freunde, die sich nach der polnischen Heimath zurückbegaben. An der russischen Grenze, die man in der Nacht erreichte, wurde von sämmtlichen Reisenden Halt gemacht. Am nächsten Morgen sollte Abschied von Kosciuszko genommen werden, welcher nicht durch Polen und Deutschland, sondern, von einem preußischen Hafenorte aus, zu Schiffe nach Hamburg zu reisen beabsichtigte. Das war eine schmerzliche Stunde für all' die treuen vaterlandsliebenden Herzen, ihm ein Lebewohl sagen zu müssen. Von seiner Schwester und Beata hatte er ohne Zeugen Abschied genommen. Beata

konnte vor Thränen nicht sprechen, krampfhaft hielt sie seine Hand fest, ihren Mund darauf gedrückt.

„Ach, mein Gott!" rief der Feldherr, seine Rechte auf ihr Haupt gelegt, „wie schwer hast Du doch mein Geschick gemacht! Was ich liebte, was ich hoffte, zerrinnt vor mir wie ein Traumbild, das die Grenze des Wachens, der Wirklichkeit nicht überschreiten darf. Dich liebte ich, Jungfrau, mit demselben Herzen, wie ich einst Luise Sosnowska liebte. Ein dem Leben Abgestorbener, wie ich, hat aber kein Recht auf ein so schönes, junges Leben als das Deine. Lebe wohl, Beata . . . gedenke mein!"

Madame Etskowa nahm die in Thränen fast Vergehende in ihre Arme. Am andern Morgen deckte ein dichter Schleier Beatens verweintes Gesicht.

Drei Reisewagen folgten hinter einander, begleitet von einem halben Dutzend, Gepäck und Dienerschaft schleppenden Kibitken, auf der Straße über Wilna und Grodno nach der Hauptstadt Polens. Im ersten befand sich die Fürstin Lodoiska Galizin nebst Madame Etskowa und Beata und einer Kammerjungfer der Fürstin; im zweiten der edle Graf Ignaz Potoki, Graf Mostowski und seine Gemahlin; im dritten der Regimentsobrist Graf Dzialinski und seine Gemahlin, eine ebenfalls geborene Potoki.

Am Neujahrstage 1797 lenkte dieser Wagenzug, als

er die Stadt Wengrow passirt hatte, unfern des Waldsaumes von der Straße ab, und hielt vor einem kleinen Hause, auf welchem die mittäglichen Sonnenlichter ruhten. Alles war in dem Hause still; endlich öffnete sich auf mehrmaliges Klopfen die Thür, Franziscek trat erstaunt auf die Schwelle. Als er Beata sah, sagte er traurig: „Vorvorgestern lebte der alte Herr noch, jetzt kommt Ihr gerade recht, um ihn nach dem Kirchhof in der Stadt zu begleiten. In einer Stunde ist Wagen und Sarg da."

Beata eilte mit einem lauten Schrei des Entsetzens in das kleine Haus. Da drinnen ruhte der alte treue Pole mit vom Tode gebrochenem Herzen. Der Wald hatte den Schmuck der Kammer geliefert, Julian die Wände derselben und sein Bett, in welchem er noch, überbreitet von einem weißen Betttuch lag, mit Tannenreisern ausgeschmückt. Zu Häupten des Verblichenen brannten zwei Kerzen und auf den Knien an der Seite seines Todtenlagers ruhte eine weibliche Gestalt betend unter heißen Thränen.

Das Volk würde gesagt haben: es sei eine arme Leiche, und wahrlich, es hätte recht gehabt, sie war arm, wie das Land der Polen arm geworden war unter der Hand des furchtbaren Geschicks, und doch war der entfesselte Geist des Todten reich, weil er frei geworden von der erdrückenden Last schweren Kummers um das untergegangene Vaterland.

Welches Wiederfinden für Lodoiska und Julian!

Beata fühlte sich, als sie niedergeworfen an dem Bette des dahingeschiedenen Vaters in Thränen ihr Leid ausströmen ließ, von einem weichen Arme sanft umschlungen, und wie sie aufschaute, erblickte sie ihre treue Freundin Dorlinka Kilinska neben sich.

„Ich habe Deine Stelle bei ihm vertreten," flüsterte sie leise.

. . . .

Einige Stunden später sah der schmucklose Kirchhof des kleinen Städtchens Wengrow eine Begräbnißfeier, wie sie dort wol nie vorher vorgekommen und auch nachher sich wol nie wieder ereignet haben wird. Die Edelsten des unglücklichen Polenlandes, umgeben von dem größten Theil der Bewohner Wengrows, standen um ein offenes Grab, in welches man den schlichten Sarg, der die Hülle des letzten Lukowsky barg, hinabgesenkt. Die tiefe Stille, welche von allen Anwesenden beobachtet wurde, unterbrach der edle Ignaz Potoki mit wenig Worten, indem er, auf das offene Grab deutend, sprach: „Grab! eine kleine Reihe von Jahren nur, und Du birgst des Mannes Leiche nicht mehr, dem wir jetzt den Scheidegruß unserer Herzen bringen. Mögest Du dann wieder, doch nicht wie heute, ein Bild Polens sein, die Freiheit nicht als Leiche mehr in Dir ruhen, der weiße Adler sich aus seiner eigenen Asche erhoben haben. Auferstehen! ja, meine Freunde, es giebt ein Auferstehen! . . . haltet fest an diesem Glaub

aus dem Grabe keimt er ins Leben hinein. Es giebt ein Auferstehen!"

. . . .

Die Fürstin Galizin blieb zurück in Wengrow, während ihre aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Reisegefährten und mit ihnen Madame Etskowa nach Warschau weiter reisten.

Herr Martin hatte auf dem Sterbebette noch den Wunsch ausgesprochen, Julian solle Beata die Hand zum Bunde für's ganze Leben reichen und dann mit ihr Polen verlassen. Franziscek und Dorlinka waren die Zeugen der Zusage Julian's gewesen, wenn Beata einer solchen Verbindung sich geneigt zeigen würde. Am andern Tage entband Beata, die von Dorlinka dies erfahren, Julian seines Gelöbnisses, indem sie ihm erklärte, daß ihr Herz nur einmal lieben könne, und Dem, welchem es gehöre, treu bleiben werde bis zum Tode.

Man wußte, wen sie meinte. Den letzten Theil des Wunsches ihres verklärten Vaters wolle sie erfüllen, wenn Julian und Lodoiska sie als eine Schwester zu betrachten geneigt wären. Die Fürstin schloß sie gerührt ans Herz und sprach: „Das sollst Du mir immer sein und bleiben!"

„Und Du, Dorlinka?" fragte Julian.

„Ich? o ich habe keine Sorge um meine Zukunft,"

antwortete Diese. „In der Stille eines Klosters finde ich das Asyl aller meiner Wünsche.“

Vergeblich blieb jeder Versuch, Dorlinka's Sinn zu ändern. Nach einigen Wochen war Alles geordnet. Franziscek, der alte treue Knecht, wurde als Verwalter des kleinen Besitzthumes Beatens bestellt, die mit Julian und Lodoiska, welche Beide unter der Zeit durch Priesterhand verbunden worden waren, Polen verließ.

Julian erhob in Dresden das für ihn vom König Stanislaus August angelegte Vermögen, welches, wenn auch nicht das bedeutende Capital seiner Gemahlin gewesen wäre, zum anständigen Lebensunterhalt für drei Personen bei einiger Sparsamkeit ausgereicht haben würde, da Julian in diesem Falle gewiß durch sein Malertalent einen bedeutenden Zuschuß errungen hätte. Oft gedachte er seines königlichen Wohlthäters, welcher als Greis noch harte Demüthigungen erfuhr. Der Kaiser Paul I., der in sich das wunderlichste Gemisch von Tugenden und Launen repräsentirte, vergaß es nicht, daß Stanislaus August ein Günstling seiner verstorbenen Mutter gewesen war. Der abgesetzte Polenkönig galt in seinen Augen nicht höher als ein Höfling, der vor seinem Blicke zittern mußte. Bei großen Hofceremonien verlangte Paul, auch ihn unter der Zahl der Hofchargen zu sehen. So geschah es bei einer solchen öffentlichen Hofparade, daß der alte Stanislaus August, ermüdet vom langen Stehen, sich auf

einen im Winkel stehenden Sessel niederließ. Kaum bemerkte dies der Kaiser, als er einen Ceremonienmeister zu ihm schickte, und ihm befehlen ließ aufzustehen. Der greise König war somit dem Spotte und der Verachtung des Hofes von Petersburg ausgesetzt. Wenn er Ursache hatte, einer gerechten Vergeltung an einem seiner Feinde sich zu erfreuen, so geschah es durch den Befehl Paul's, welcher denselben Grafen Stackelberg, der vor zwanzig Jahren ihn durch seinen abscheulichen Hochmuth oft auf's Tiefste verletzt und gedemüthigt hatte, zu seinem (des Königs) Kammerherrn machte. Lebensmüde starb Stanislaus August Poniatowski am 12. Februar 1798 in Petersburg. Die Geschichte, die unparteiische Richterin der Thaten, nennt ihn einen Verräther an Polen. Gedenken wir aber seines milden Charakters, der Allen wohl wollte, und jede Gewaltthat verabscheute, so wie der durch die ehrsüchtigen Parteien der polnischen Magnaten immerfort dauernden Wirren, so findet der vielgelästerte letzte Polenkönig gewiß für seine Schwächen Verzeihung. Sein größtes Verbrechen war der blinde Glaube an Katharina's Großmuth gegen Polen; ihre persönliche Freundschaft und Liebe hatten ihn verblendet.

Im Jahre 1805 ging auch der ehrliche Franziscek zur Ruhe, und auf diese Nachricht reiste Beata mit Julian und seiner Gemahlin ins Vaterland zurück. Es geschah wegen des Verkaufs des Besitzthumes Beatens und dann eines Besuches

Lodoiska's bei ihrem Vater. Der erstere Reisezweck war ausgeführt, und Beata blieb in Wengrow zurück, während Julian mit seiner Gemahlin nach den Gütern des Grafen Felix Potoki reiste. Sie trafen ihn nicht mehr am Leben; in tiefer Schwermuth hatte er noch die Jahre daher vollbracht, bis der Tod ihn mitleidig erlöste.

Als sie in Wengrow wieder Beata abholten, hatte diese in Franziscek's geringer Hinterlassenschaft ein von ihrem Vater seit vielen Jahren geführtes Tagebuch gefunden, dessen Inhalt bis zur letzten Theilung Polens reichte. In demselben hatte Herr Martin alle jene Ereignisse notirt, welche die Grundlage unserer Geschichtserzählung bilden.

Paris wurde nun der Aufenthaltsort der drei Personen. Julian und Lodoiska lebten sich und dem Glück ihrer treuen Liebe, obwol kinderlos. Der Tod trennte sie nur kurze Zeit von einander, nachdem sie nochmals die Vergeblichkeit der Hoffnungen auf Polens Wiederherstellung durch den gewaltigen Sieger Napoleon I. empfunden hatten. Das Jahr 1816, das erste Friedensjahr nach so furchtbaren, ganz Europa erschütternden Kämpfen wurde für Beide zum Todesjahr.

Beata wurde ihre Universalerbin; aber nicht das ansehnliche Vermögen, das ihr nun geworden war, konnte ihr jene Lebenslust einflößen, die zum Genusse der Weltfreuden lockt. Durch einen von Dorlinka, welche in

einem galizischen Kloster lebte und ihr mit lebendigen Farben das Glück dieses Stilllebens pries, ihr zugekommenen Brief, fühlte sie sich zu dem Entschlusse bewogen, zur katholischen Kirche und in ein Kloster zu treten. Nachdem sie in Paris übergetreten war, verließ sie die französische Hauptstadt, um nach der Schweiz zu gehen, denn eine Kunde war ihr zu Ohren gekommen, welche ihr Herz auf's Tiefste bewegte, und diese Reise ihr zur wichtigsten Angelegenheit machte.

An einem Apriltage des Jahres 1817 erschien in dem Sprechsaale eines der drei Klöster in Solothurn ein 71jähriger Greis, der auf ein verbindliches Handschreiben der Aebtissin hieher zu kommen eingeladen worden war. „Mein Herr," sagte die hochwürdige Frau, „ich danke Ihnen, daß Sie meiner Bitte Folge gaben.. Es handelt sich um nichts Anderes, als eine Dame aus Ihrem Vaterlande, welche morgen für immer den Schleier nimmt, zu diesem Schritte zu segnen."

„Madame," entgegnete Jener erstaunt, „das ist ..."

„Ich werde der Novize sogleich die Erlaubniß geben, Ihren Segen persönlich zu erbitten." Mit diesen ihn unterbrechenden Worten entfernte sich die hochwürdige Frau; wenige Sekunden später trat eine Dame von kleiner Gestalt, begleitet von einer verschleierten Nonne, herein, schritt auf den Greis zu, kniete vor ihm nieder und sprach leise auf polnisch:

„Ich bitte Den, der einst Luise Sosnowska liebte und später Beaten von Lukowska seine Freundschaft, seine Liebe schenkte, um den Segen zu meiner morgenden Verlobung mit . . .“

„Großer Gott! . . . Beata!“

„Kosciuszko!“

Es folgte eine lange Pause. Ueber des alten Polenfeldherrn gefurchte Wangen fielen Thränen tiefer Rührung auf Beatens Haupt herab. Dann hob er sie an sein Herz empor, und schaute ihr in die feuchtglänzenden Augen. „Fräulein von Lukowska,“ sagte er tief bewegt . . . „wer hätte gedacht, als wir uns zum ersten Male in dem Hofe Ihres väterlichen Hauses sahen, daß einst die Stunde kommen müsse, wo wir mit Gewißheit sagen können, wir sehen uns das letzte Mal? Sie wünschen meinen Segen. Wohlan, es ist der eines Greises, der Sie liebt. Ihnen wird das Kloster, mir das Grab zur heimischen Friedensstätte werden. Ach, wäre sie im Vaterlande!“

Sie sprachen viel mit einander. Beata bat ihn, einen Theil ihres Vermögens, der ihm noch am heutigen Tage zugestellt werden würde, unter arme, hülfsbedürftige Polen zu vertheilen, und als Kosciuszko dieses versprochen, führte sie auch ihre Begleiterin zu ihm. „Ich werde nicht allein in diesem Kloster sein, ein treues polnisches Jungfrauenherz lebt von nun an mir als Freundin hier . . . Dorlinka Kilinska,“ sagte sie.

Und als der ehrwürdige greise Naczelnik (Feldherr) seine beiden Hände auf die Häupter der vor ihm knienden Jungfrauen gelegt und einen Segen über sie, die Töchter seines Vaterlandes, gesprochen hatte, verharrte er eine geraume Zeit, wie vom Nachdenken gefesselt, in derselben Stellung. Die herrschende tiefe Stille wurde anfänglich nur durch leises Flüstern seines Mundes unterbrochen. Bald aber wurde dieses Flüstern deutlicher, es gestaltete sich zu Lauten, zu Worten, die allmählich in der Jungfrauen Herzen einen lebendigen Wiederhall fanden in dem halblaut gesungenen alten heiligen Vaterlandsliede:

Jeszcze Polzka nie zgnięła.

(Noch ist Polen nicht verloren.)

Er hatte wahr prophezeit, bald wurde ihm das Grab zur Friedensstätte; der 15. October des Jahres 1817 verlöschte die Leuchte seines Lebens. Ganz Solothurn, das ihn lieb gewonnen, trauerte um ihn, und in Europa und Amerika machte die Kunde seines Todes einen tiefen Eindruck. Doch eben in der Art und Weise des letztern trat der schroffe, ungeheure Contrast zu Tage zwischen der pflichtmäßigen Trauer der Höfe und dem Charakter wahrer Volkstrauer. Um den Naczelnik Thaddäus Kosciuszko trauerten alle fühlenden Menschen, um die prächtige Semiramis des Nordens, die so tief und schmerzlich in sein und seiner Nation Leben eingegriffen hatte, nur ihre Günstlinge . . . ihres Sohnes Haß ruhte als Monument

auf ihrem Andenken. Die Geschichte hat Beide gerichtet, die stolze Kaiserin und den Polenfeldherrn, dessen Leiche in der Kathedrale von Krakau ruht, und von deren feierlicher Einholung Bossuet sagte: „Die Todenfeier des edlen Mannes ist der Triumph der Tugend, die zu dem höchsten Wesen heimkehrt.“

Bayerische Staatsbibliothek München

Ende.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.

In demselben Verlag sind ferner erschienen:

Belani, H. E. R., Hohe Liebe. Aus dem Leben des Freiherrn Friedrich von der Trenck. Historischer Roman mit Genrebildern aus Friedrich des Großen Hof- und Staatsleben. 3 Bde. broch. 1853. 4 Thlr.

— —, Peter der Große, seine Zeit und sein Hof. Historischer Lebensroman. 3 Bde. 1855. broch. 4 Thlr.

— —, Die Auswanderer nach Texas. Historisch-romantisches Gemälde aus der neuesten Zeit. 3 Bde. 4½ Thlr.

— —, Kronprinz Friedrich, seine Zeit und der Hof seines Vaters, Friedrich Wilhelms I. Geschichtliches Lebensgemälde und Zeitbild. 3 Bde. 4½ Thlr.

Lubojatzky, Fr., des Teufels Werkstatt, oder Paris unter der Erde. Historisch-humorist. Roman. 1854. broch. 1 Thlr.

— —, Zacharias Amselpfiffs Abenteuer, oder Reminiscenzen aus dem Leben eines Lumpensammlers. Historischer Roman. 1854. broch. 1 Thlr.

Norden, M., Rodolf, oder das Abenteuer im Riesengebirge. 3 Bde. 1853. broch. 3 Thlr.

— —, Ottokar, oder die Reise nach Sebastopol. Historischer Roman aus den Zeiten Josef II. 3 Bde. broch. 3 Thlr.

Satori, J., die Mohrin. Roman. 3 Thle. 1854. broch. 2 Thlr. 15 Ngr.

— —, Preußens Vorzeit. Ein Buch für jeden Gebildeten. besonders für das weibliche Geschlecht. 3 Bde. Mit Ansicht von Marienburg. 1854. broch. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schoppe, A., geb. Weise, der Prinz von Viana. Historischer Roman. 2 Bde. 1853. broch. 2 Thlr. 15 Ngr.

— —, Ferdinand und Isabelle. Histor. Roman 1467—1474. 2 Bde. 1851. 2 Thlr. 15 Ngr.

— —, das Majorat. Ein Roman. 1850. broch. 1 Thlr. 15 Ngr.

— —, Aus Haß, Liebe. Roman. 2 Bde. 1842. 2 Thlr. 15 Ngr.

— —, Sagenbibliothek. Norddeutsche Sagen, Volksmärchen und Legenden. 2 Bde. 2. Aufl. 1851. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lubojatzky, Franz Anton,

Katharina II. die Semiramis des Nordens (Aus dem Tagebuch einer polnischen Familie.) : historischer Roman in drei Theilen

Bd.: 3.

Leipzig 1856

P.o.germ. 1909 w-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10125739-3